

NATALIE MEVISSEN

NORMATIVITÄT UND WERT- NEUTRALITÄT

GRUNDLEGUNG ZU EINER WISSENSCHAFTS-
SOZIOLOGIE DER SOZIOLOGIE

[transcript] sciences studies

Natalie Mevissen
Normativität und Wertneutralität

Science Studies

Natalie Mevissen (Dr. phil.) ist Senior Researcher am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Ihre Forschungsinteressen sind Wissenschafts- und Innovationsforschung, Mobilitätsforschung sowie Theorie und Geschichte der Soziologie.

NATALIE MEVISSSEN

Normativität und Wertneutralität

Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie

[transcript]

Beim vorliegenden Buch handelt es sich um eine Dissertation an der Humboldt-Universität, Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät.

Die Open-Access-Publikation wurde gefördert durch den Publikationsfonds für Open-Access-Monografien der Leibniz-Gemeinschaft und durch einen Publikationszuschuss vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztexz:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2019 im transcript Verlag, Bielefeld

© Natalie Mevissen

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Lektorat: Ruth Vachek

Satz: Bettina Kausch

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4988-8

PDF-ISBN 978-3-8394-4988-2

<https://doi.org/10.14361/9783839449882>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter

www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Tabellen- und Abbildungsverzeichnis | 7

Prolog | 9

1 Einleitung | 13

- 1.1 Das Phänomen: Die doppelte Mission der Soziologie | 13
- 1.2 Die Kontextuierung: Die Doppelstruktur der Soziologie als „soziologischer Problembär“ | 17
- 1.3 Das Desiderat: Die Analyse der Doppelstruktur der Soziologie als Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie | 30
- 1.4 Argumentationsgang der Arbeit | 39

2 Theoretischer Teil: Soziologie und ihre Grenzen | 41

- 2.1 Eine historische Kontextualisierung | 41
- 2.2 Eine soziologische Kontextualisierung | 60
- 2.3 Theoretische Konsequenzen | 113
- 2.4 Methodologische Konsequenzen | 122

3 Methodischer Teil: Die Untersuchung von Grenzen in der Soziologie | 129

- 3.1 Auswahl der geeigneten Methode | 129
- 3.2 Entwurf eines empirischen Zugangs zur Untersuchung der Soziologie | 149

4 Empirische Analyse: Grenzen in der Soziologie | 169

- 4.1 Das Verhältnis zur Soziologie | 174
- 4.2 Das Verhältnis zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand | 226
- 4.3 Zwischenfazit | 253

5 Reflexion der Ergebnisse: Ontologische Verstrickungen der Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand | 259

- 5.1 Das Autoritätsdefizit der Soziologie | 260
- 5.2 Das Identitätsdefizit der Soziologie | 270
- 5.3 Das Innovationsdilemma der Soziologie | 276

6 Zusammenfassung und Diskussion | 281

- 6.1 Zwischen Relativismus und Selbstreferenzialität:
Ein theoretisches Resümee | 282
- 6.2 Fragmentierung als Herausforderung:
Ein methodologisches Resümee | 287
- 6.3 Vom Problembären zur Wahlverwandtschaft: Für eine
Reformulierung eines soziologischen Paradigmas | 289

Literaturverzeichnis | 295

Tabellen- und Abbildungsverzeichnisse

TABELLEN

- Tabelle 1: Die soziologische Arbeitsteilung nach Burawoy | 14
Tabelle 2: Funktion, Leistung und Reflexion als Relationierungsmodi der Funktionssysteme | 66
Tabelle 3: Unterschiede zwischen Selbstbeschreibungen und Boundary Work | 115
Tabelle 4: Ebenen des Sinngehalts in der dokumentarischen Methode | 139
Tabelle 5: Stufen der dokumentarischen Interpretation von Interviews | 144
Tabelle 6: Dimensionen eines integrativen Wissenschaftsbegriffs | 151
Tabelle 7: Analytische Ansätze der Bündelung soziologischen Gedankenguts | 158
Tabelle 8: Richtlinien der Interviewtranskription | 173
Tabelle 9: Prinzipien der Erzeugung epistemischer Autorität in der Soziologie | 266
Tabelle 10: Typen soziologischer Identitätskonstruktion | 273
Tabelle 11: Innovatoren und Bewahrer in der Soziologie | 279

ABBILDUNGEN

- Abbildung 1: Die Doppelstruktur der Soziologie | 29
Abbildung 2: Strukturierungsmomente der Soziologie | 163
Abbildung 3: Theoretisches Sampling der Soziologie | 165
Abbildung 4: Triadische Struktur der Selbst- und Fremdbeschreibung der Soziologie | 256

Prolog

Dass diese Arbeit entstanden ist, hat tief persönliche Motive. Seit Beginn meines Soziologiestudiums war es mir ein Anliegen, die gesellschaftliche Praxis einerseits zu verstehen und sie andererseits auch zu verändern. Schnell merkte ich, dass diese Vorhaben gleichermaßen schwierig zu erfüllen waren. So entstand die Neugier darauf, wie sich das wohl bei anderen Soziolog(inn)en verhalten würde: Wie sahen sie ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand? Was verstanden sie eigentlich unter dem Begriff der Relevanz der eigenen Arbeit und haderten sie womöglich mit ihrem eigenen Tun? Anliegen der Arbeit ist es, das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand nicht als wissenschaftsphilosophisches Problem anzugehen, sondern die Sache mit der Person zu verknüpfen. Ein Blick in die Literatur zeigte, dass es zwar unzählige Thematisierungen des sogenannten Theorie-Praxis-Verhältnisses in der Soziologie gab, diese aber nicht mit persönlichen Motiv- oder Konfliktlagen verbunden waren. Also begann der ebenso schwierige wie hochinteressante Weg, sich das eigene Feld zum Forschungsgegenstand zu machen. Ermutigt und unterstützt wurde ich von vielen Personen wie auch Institutionen, ohne die das Buch nie entstanden wäre. Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle meinen besonderen Dank aussprechen.

So stellte es sich schnell als vergleichsweise heikel und voraussetzungsvoll heraus, als Soziologin über die Soziologie selbst zu arbeiten. Es erfordert neben einem beherzten Vorgehen, um die Zweifel darüber in der eigenen Community auszuräumen, auch Distanz zur Disziplin, um einen möglichst unverstellten Blick auf sie richten zu können. Meine Betreuer Prof. Martin Reinhart und Prof. Andreas Knie sowie Dr. Dagmar Simon, die die Arbeit ebenso über weite Strecken hin begleitet hat, ermöglichten mir in anregenden und in jeder Hinsicht unterstützenden Gesprächen, die notwendige Distanz zur Soziologie herzustellen und immer eine neue Perspektive auf mein Thema einzunehmen. Zudem haben mir Prof. Andreas Knie und Dr. Dagmar Simon in ihrer Leitungsfunktion der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik weitreichende Freiräume eingeräumt

und finanzielle Ressourcen zugestanden, um meine Forschung zu Ende zu führen.

Prof. Sheila Jasanoff hat mir im Rahmen ihres Fellowship-Programms der Harvard-Universität ein intellektuelles Umfeld ermöglicht, in dem ich meine Arbeit reflektieren und weiterentwickeln konnte. Wertvolle fachliche Anregungen und konstruktive Diskussionen verdanke ich ihr und den Teilnehmenden des Programms. Zudem leistete Prof. Jasanoff einen unschätzbaran Beitrag zur Weiterentwicklung und Umsetzung meiner empirischen Arbeit.

Dr. Anna Froese hat mich moralisch und inhaltlich durch so manches das Tal der Tränen begleitet. Ihr gilt mein besonderer Dank. Ganz herzlich danken möchte ich außerdem Prof. Martin Reinhart, Dr. Dagmar Simon, Prof. Ariane Bertoin Antal, Tim Weihrauch und Ilana Nussbaum Bitran für ihre Mitarbeit an den hermeneutischen Analysen sowie allen Kolleginnen und Kollegen für fachlich anregende Gespräche, insbesondere Dr. Marc Torka, Dr. Johannes Gerschewski, Dr. Amy Hinterberger, Dr. Tim Flink, Dr. Martina Franzen und Dr. Hilde Matthies.

Jede empirische Studie ist auf diejenigen angewiesen, die sich dazu bereit erklären, ihr Wissen und ihre Erfahrungen mit den Forschenden zu teilen. Während meiner Erhebungsphase begegneten mir faszinierende Persönlichkeiten, die nicht nur mein Wissen über meinen Untersuchungsgegenstand, sondern auch meine Kenntnisse über die Soziologie selbst erheblich erweiterten. Es ergab sich in den geführten Interviews ein überaus interessanter und sehr persönlicher Einblick in das „Innenleben“ der Soziologie und der Soziolog(inn)en selbst. Zudem kommentierten meine Interviewpartner(innen) meine Arbeit und betreuten diese dementsprechend auf die eine oder andere Weise. Ich verdanke ihnen Möglichkeiten des Austausches und der Einblicke, die mir mit einer anderen Herangehensweise verschlossen geblieben wären – und die ich als Geschenk betrachte.

Mein großer Dank gilt zudem dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialwissenschaften für die Unterstützung eines Forschungsaufenthaltes in den USA, für ein sechsmonatiges Abschlussstipendium und für einen Zuschuss zu den Publikationskosten. Ebenso zu Dank verpflichtet bin ich der Leibniz-Gemeinschaft, deren Publikationsfonds für Open-Access-Monografien einen Großteil der Kosten für die Open-Access-Publikation dieses Buches übernommen hat. Ein Teil der Interviews entstand im Rahmen des Forschungsprojekts „Unbekanntes Terrain? Wissenstransfer in den Sozial- und Raumwissenschaften“, das dankenswerterweise von 2012-2014 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung mit dem Kennzeichen 03IO1140 gefördert wurde. Die Einstein Research Group NYLON Berlin hat mir großzügige Mittel zur Transkription meiner Inter-

views bereitgestellt. Einen unschätzbar Dienst haben Ruth Vachek mit ihrem Lektorat und Bettina Kausch mit dem Satz der Arbeit geleistet.

Last but not least sei meiner Familie, insbesondere meinem Partner Thomas Bechtold und meiner Mutter Christina Mevissen, mein herzlicher Dank ausgesprochen. Sie haben mich auch in schwierigen Phasen in jeder erdenklichen Weise unterstützt. Der größte Dank gilt meiner Tochter Luisa: Ohne sie wäre dieses Buch wohl nie fertig geworden.

Natalie Mevissen
Berlin, im September 2019

1 Einleitung

1.1 DAS PHÄNOMEN: DIE DOPPELTE MISSION DER SOZIOLOGIE

„Finally, with the light shed by social dynamics on the spontaneous modification of social structures and the consequent progress of society in the past, and further guided by the established law of social uniformitarianism, which enables us to judge the future by the past, sociology has now begun, not only in some degree to forecast the future of society, but to venture suggestions at least as to how the established principles of the science may be applied to the future advantageous modification of existing social structures. In other words, sociology, *established as a pure science, is now entering upon its applied stage, which is the great practical object for which it exists.*“ (Ward, 1907, S. 587, Hervorhebung der Autorin)

Lester Ward, einer der großen US-Soziologen der ersten Stunde (Calhoun, 2007),¹ ließ es sich nicht nehmen, in seiner Antrittsrede als erster Präsident der American Sociological Society im Jahr 1907 feierlich zu verkünden, dass die Soziologie nun endlich ihr angewandtes Stadium und damit auch den Sinn ihres Daseins erreicht habe.² Ob die Soziologie jedoch die Mission hat, sich in den

-
- 1 Zu Werk und Wirken von Lester Ward sowie zur frühen amerikanischen Soziologie siehe auch Calhoun (2007) und Turner/Turner (1990).
 - 2 Er geht in seiner Rede sogar so weit, die Soziologie als eine Wissenschaft zu beschreiben, die der Physik in ihren Prinzipien nicht nur in nichts nachsteht, sondern ihr zudem überlegen ist: „[Sociology] has not only discovered the laws of society; it has discovered the principles according to which social operations take place. It has gone farther even than physics, which has thus far only discovered the law of gravitation, but has not yet discovered its cause or principle. Sociology has not only established

Dienst der Gesellschaft zu stellen, oder, als Wissenschaft, die Gesetzmäßigkeiten der Gesellschaft zu erforschen, ist heute wie damals ein Streitpunkt in der Disziplin.

In seiner Funktion als Präsident der American Sociological Association (ASA) brachte Michael Burawoy (2005) die Debatte um die doppelte Mission im Jahr 2004 wieder auf die Agenda.³ Er bezeichnetet die in diesem Zusammenhang hitzig geführten Diskussionen als „public sociology wars“ (Burawoy, 2009). Die Steilvorlage dafür liefert Burawoy höchstpersönlich, indem er die Soziologie in „professional sociology“, „policy sociology“, „critical sociology“ und „public sociology“ unterteilt und einer Vierfeldertafel zuordnet, die nach den Adressaten („Sociology for Whom?“, Burawoy, 2005, S. 268) und der Zweckgebundenheit („Sociology for What?“, Burawoy, 2005, S. 268) soziologischen Wissens fragt und damit im Sinne einer Arbeitsteilung verschiedene Felder der Soziologie entwirft (Tabelle 1).

Tabelle 1: Die soziologische Arbeitsteilung nach Burawoy⁴

	Academic Audience	Extra-academic Audience
Instrumental Knowledge	Professional	Policy
Reflexive Knowledge	Critical	Public

Das intuitiv Eingängige an dieser Darstellung ist, dass Burawoy mit altbekannten Zuordnungen operiert: mit einer instrumentell-sozialtechnologischen Soziologie einerseits und einer reflexiv-aufklärerischen Soziologie andererseits. Der polemische Wert von Burawoys Konzeptionierung ist in Hinblick auf eine Selbstverständigung des Fachs – Osrecki bezeichnet die Debatten als „Kopie des Streits um Werturteilsfreiheit“ (Osrecki, 2011, S. 28) – nicht zu unterschätzen.⁵ Den-

the law of social evolution, but it has found the principle underlying and explaining that law.“ (Ward, 1907, S. 585)

- 3 Neu war das Konzept jedoch nicht: Herbert Gans führte die *public sociology* in seiner Antrittsrede „Sociology in America. The Discipline and the Public“ (Gans, 1989) bereits im Jahr 1988 ein. Jedoch entwickelte sein Aufruf damals nicht dieselbe Resonanz, die Burawoy erreichte.
- 4 Burawoy, 2005, S. 269.
- 5 Siehe auch die zahlreichen Debatten, die im Kontext von public sociology geführt wurden: u.a. Jeffries, 2009; Calhoun, 2005; Etzioni, 2005; Beck, 2005; Clawson, 2007. International kann man die Debatte um public sociology zudem in dem gemein-

noch laden seine Zuordnungen zu einer verkürzten Wahrnehmung und Stereotypisierung ein, die von Burawoy zwar nicht gewollt,⁶ aber in seinem Konzept angelegt sind (Burawoy, 2005, S. 264): Auf der einen Seite steht die policy sociology, die durch instrumentelle Politikberatung dem Machterhalt des Establishments dient, im Gegensatz zu der public sociology, die der Zivilgesellschaft zu ihrem Empowerment verhilft. Auf der anderen Seite steht die professional sociology, die den Hegemonialdiskurs in der rein wissenschaftlich orientierten Disziplin anführt, der critical sociology gegenüber, die den „Underdog“ darstellt. Der soziologische Kern steht also den soziologischen Rändern diametral gegenüber, die klassische Politikberatung steht im Gegensatz zu einer an der Zivilgesellschaft orientierten „organic public sociology“. Mit diesen Zuordnungen tun sich alte Gräben auf; Disziplinenvertreter fühlen sich missverstanden, wenn sie wie Orlando Patterson beschreiben:

„Did this mean that my engagement at the White House did not count as public sociology? Absolutely not. I consider it a public duty to help in the education of the leaders of any country regardless of my ideological differences with them. I was giving expert advice, as I interpreted it, about a vitally important development in the country to someone in a position to do something about it. Of equal importance, however, is the manner in which I gave my expert advice. I told the president outright that the ethnic revival was a right-wing reaction against the civil rights movement and the growth of African American political consciousness and that the state should stay out of it. This ran against the advice being given by his own political aides, as I discovered two weeks later when the president announced a new White House initiative to aid the preservation of ethnic communities. It was another battle lost, but an honorable defeat in my career as a public sociologist.“ (Patterson, 2007, S. 179)

samen Blog des Social Science Research Council und des Institute for Public Knowledge der New York University nachvollziehen: <http://publicsphere.ssrc.org/>.

In Deutschland wurde „public sociology“ überwiegend in der Zeitschrift „Soziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie verhandelt. Zur Debatte siehe auch Damitz, 2013; Lengfeld, 2008; Treibel et al., 2012; Scheffer et al., 2013; Bescherer et al., 2016.

6 „Thus, from within each category we tend to essentialize, homogenize and stereotype the others. We must endeavor, therefore, to recognize the complexity of all four types of sociology.“ (Burawoy, 2005, S. 270)

Im Fokus der Auseinandersetzung steht jedoch nach wie vor die Frage um die doppelte Mission der Soziologie, sprich, ob sie sich in ihrer Wissensproduktion einer (breiten) Öffentlichkeit verschreiben⁷ sollte oder nicht:

„One may be surprised, therefore, to learn of the hostilities aroused by public sociology and, specifically, the fourfold scheme – hostilities from fellow sociologists, fueled by fears that public sociology undermines our discipline and endangers the world. For many communicating our ideas to wider publics puts sociology at risk, threatens its integrity, and jeopardizes its credibility. Astonished by these attacks, others respond by asking why we would even bother to be sociologists, if public sociology is a dangerous pipe dream, if sociology is to become an irrelevant sinecure. Some go further and declare war on professional sociology itself, as encumbering, compromising, and even antithetical to the project of public engagement. For them professional sociology traps its practitioners in a devotion to an inaccessible science, in the trivial obsessions of methodology, mindless rituals of self-referentiality. [...] The wars over public sociology are first struggles over the very definition of sociology, what Bourdieu would call a classification struggle.“ (Burawoy, 2009, S. 450)

These dieser Arbeit ist, dass sich die doppelte Mission der Soziologie aus der Konstitution der Soziologie selbst erklären lässt: Sie ist Teil ihres Untersuchungsgegenstandes. Sie zeichnet sich durch eine Doppelstruktur aus, die im Folgenden als „Grenzproblem“ gefasst wird. Die Frage also, für wen sie Wissen produziert und in welcher Weise sie sich in den Dienst ihres Untersuchungsgegenstandes stellen sollte, hat fundamental mit ihrem Verhältnis zu diesem Untersuchungsgegenstand zu tun. Dennoch existiert bislang kein wissenschaftssoziologischer Zugang im Sinne einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, der diese Frage kritisch reflektiert. Vielmehr war dieses Verhältnis bislang Teil zahlreicher wissenschaftsphilosophischer, -theoretischer und auch -historischer Be trachtungen. Die Soziologie selbst jedoch verfügt über kein adäquates wissenschaftssoziologisches Vokabular, um sich im Kontext ihrer eigenen Wissensproduktion zu beschreiben. Diese Arbeit unternimmt den Versuch, der Soziologie

7 Wie sie das machen soll, ist zudem unklar. Dies zeigt sich auch in zahlreichen Zuordnungen von Soziolog(inn)en in Hinblick auf ihre Rolle in der Praxis: Soziolog(inn)en als Berater (Berger, 1980; van de Vall et al., 1980; van de Vall et al., 1982; Silva et al., 1984; Albaek, 1995; Brinckmann, 2006; Weingart, 2008), als (Medien-)Intellektuelle (Posner, 2003; Carrier et al., 2007; Osrecki, 2011), als Gesellschaftskritiker (Bröckling, 2013; Wehling, 2014), als Wissensanwender (Nowotny et al., 1985; Lau et al., 1989; Wingens, 1988; Wingens et al., 1991).

ein solches an die Hand zu geben. Der Beitrag, den die vorliegende Arbeit zu einer Grundlegung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie leistet, liegt in der Entwicklung eines theoretischen wie methodologischen Vokabulars, das auf empirischer Ebene einen soziologischen Zugang zu ihrer Doppelstruktur erlaubt.

1.2 DIE KONTEXTUIERUNG: DIE DOPPELSTRUKTUR DER SOZIOLOGIE ALS „SOZIOLOGISCHER PROBLEMBÄR“

Befragt man die Soziologie selbst, wird deutlich, dass sie ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand überwiegend als Problem wahrnimmt. Man fühlt sich erinnert an den Problembären Bruno, der sich im Jahr 2006 aus seinem Revier im italienischen Naturpark Adamello-Brenta entfernte und über den Edmund Stoiber in einer Rede sagte: „[...] der normal sich verhaltende Bär lebt im Wald, geht niemals – äh – raus und – äh – reißt vielleicht – äh – ein bis zwei Schafe im Jahr. Äh. Wir haben dann einen Unterschied zwischen dem normal sich verhaltenden Bär, dem Schadbär und dem, äh, Problembär.“⁸ Zugegeben: Der Vergleich dient mehr der Polemisierung als der akkurate Beschreibung. Dennoch: Bleibt die Soziologie in ihren geschützten Sphären, ist die Welt eigentlich in Ordnung. Tritt sie jedoch heraus, mögen dies einige mitunter als schädlich für die Disziplin empfinden. Auch wenn dies nicht alle Soziolog(inn)en in dieser Schärfe mittragen, so würden sie den Schritt nach draußen doch zumindest als Problem beschreiben. Dieser Problembär findet in der Literatur drei unterschiedliche Charakterisierungen: 1. Das Theorie-Praxis-Problem der Soziologie; 2. Das Wertproblem der Soziologie und 3. Das Grenzproblem der Soziologie.

1.2.1 Das Theorie-Praxis-Problem der Soziologie

Das Problem der Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand wird u.a. als Theorie-Praxis-Problem beschrieben. Die betreffenden Autoren trennen konsequent zwischen Theorie einerseits und Praxis andererseits, die in einem dialektal-

8 Der Ausschnitt der Rede Stoibers ist über zahlreiche Kanäle verfügbar. Siehe unter anderem https://rp-online.de/politik/deutschland/zeitlos-schoen-stoibers-satzungetue-me_iid-23672143#12, (Zugriff vom 11.12.18).

len Verhältnis zueinander stehen⁹ (Kellermann, 1980; Luhmann, 1981; Hülsdünker, 1983; Kaesler, 1984; Mayntz et al., 1998; Kühl, 2003a; Blättel-Mink et al., 2004b; Kurtz, 2007; Voruba, 2017; Offe, 1982; Beck, 2015).¹⁰ In der Literatur findet sich das Theorie-Praxis-Problem in folgenden Ausprägungen:

- Mangelnde Anwendung soziologischen Wissens in der Praxis
- Mangelnde Professionalisierung der Soziologie
- Mangelnde Legitimität der Soziologie, die Praxis zu kritisieren

Mangelnde Anwendung soziologischen Wissens in der Praxis

Grundlegend für die Problematisierung der mangelnden Anwendung soziologischen Wissens ist die Trennung zwischen einem „Innen“, der Soziologie, und einem „Außen“, der Praxis. Diese Trennung ist eng mit einer Rhetorik der Grundlagen- bzw. der Anwendungsorientierung verbunden. Damit verknüpft ist wiederum die Vorstellung von externen „Adressaten“ von bzw. „Interessenten“ (Beck, 2015, S. 18) an soziologischer Forschung, die im Zweifelsfall Einfluss auf die Fragestellungen der Wissenschaft nehmen (Kellermann, 1980; Nowotny et al., 1985; Whitley, 1985; Hülsdünker, 1983; Jansen-Schulze, 1997; Clemens, 2001; Latniak et al., 2004; Lengwiler, 2005; Opp, 2005).

Der Problembär liegt in dieser Betrachtungsweise in der soziologischen Wissensproduktion selbst. Soziologisches Wissen sträubt sich quasi gegen seine praktische Anwendung. Es kann die Erwartungen der Praxis nicht erfüllen (Kühl, 2003a). So wird dieses Wissen von der Gesellschaft nicht immer als relevant anerkannt, da keine allgemeingültigen Kriterien von Nützlichkeit bzw. Brauchbarkeit existieren. Zudem spielen unterschiedliche Zeithorizonte und Logiken von Wissenschaft und Praxis genauso eine Rolle wie verschiedene Erwartungen und Sprachen (Albrecht, 1982). Beck konstatiert, dass die Soziologie letztlich die Bedürfnisse derer ignoriert, für die das Wissen gemacht wird (Beck, 1982a). Sie täte deshalb gut daran, die Praxis ernst zu nehmen und nicht wie ein Missionar auf eine bereits missionierte Gesellschaft herunterzublicken (Beck et al., 1989a; Beck et al., 1989b). Ebenso muss ein Problem zunächst als gesellschaftlich relevant markiert werden, um außerhalb der Wissenschaft überhaupt

9 Referenzen der Wissenschaftsforschung zu einer Trennung zwischen Theorie und Praxis siehe unter anderem in Bush, 1960; Stokes, 1997; Latour, 1999; Kaldewey, 2013.

10 Siehe dazu auch den Sonderband der Sozialen Welt, Soziologie und Praxis (Beck, 1982b).

wahrgenommen zu werden (Nowotny, 1975).¹¹ Nowotny nutzt diesbezüglich den Begriff der „Relevierung sozialwissenschaftlichen Wissens“ (Nowotny, 1975, S. 451).

Für Wingens und Fuchs (1989) ist nicht die Frage der fehlenden Relevanz von Wissen die Krux, sondern die mangelnde theoretische Konzeptualisierung des Begriffs der „Verwendung soziologischen Wissen[s]“ (Wingens et al., 1989, S. 210). Denn bereits diese Form der Zuordnung ist auf die Demarkation unterschiedlicher Wissensarten, nämlich soziologischen Wissens und nicht soziologischen Wissens, angewiesen.

Mangelnde Professionalisierung der Soziologie

Hinter der mangelnden Professionalisierung als Ursache für das Theorie-Praxis-Problem der Soziologie steht, dass der Gegenstand der Soziologie unklar ist. Die Gesellschaft ist kein abgegrenztes Feld wie die Wirtschaft oder die Politik (Kühl, 2003b). Unklar ist beispielsweise, was überhaupt als „soziologisch“ verstanden werden kann (Alemann, 2002). Somit existiert auch kein klares Berufsbild außerhalb der Universitäten; Klient(inn)en und Aufgaben bleiben aus professionssoziologischer Sicht eher vage (Breger, 2007). So ist die Soziologie im Gegensatz zu anderen Disziplinen nicht gleichzeitig eine auf Beratung ausgerichtete Profession, im Studium werden keine Voraussetzungen für diese Form der Praxisorientierung geschaffen (Alemann, 2002). Vermittelt würden nach Kromrey (2007) vielmehr „Schlüsselqualifikationen“ bzw. „fachübergreifende“ oder „Querschnittsqualifikationen“ (Kromrey, 2007, S. 3), die die Studierenden dann auch in der Praxis nutzen könnten.¹² Das Berufsfeld der „Soziologischen Beratung“ (Blättel-Mink et al., 2004a) wird demnach von vielen Soziologinnen und Soziologen eher zufällig entdeckt als bewusst gesucht (Alemann, 2004, S. 43 ff.). Die mangelnde Professionalisierung äußert sich deshalb auch in einer Kluft zwischen soziologischer Beratung und akademischer Soziologie: Beklagt wird der geringe Rückhalt in der Disziplin (Alemann, 2002) wie auch die fehlende Rückbindung der praktischen Erfahrungen an den soziologischen Diskurs.

Ein weiteres Problem der Professionalisierung der Soziologie liegt in der schwierigen Abgrenzung soziologischen Wissens von Alltagswissen. So attestiert Zimenkova (2007) der Soziologie ein „Sprachproblem“ (Zimenkova, 2007,

11 Siehe dazu auch Nowotnys Ausführungen zu „socially robust knowledge“ (Nowotny, 2003).

12 Hier werden beispielsweise Faktoren aufgeführt wie: organisieren, planen, analytisch denken oder zielorientiert arbeiten. Weniger wichtig erscheinen Aspekte wie soziologische Theorie oder wissenschaftliches Schreiben (Kromrey, 2007, S. 5).

S. 300). Dieses entsteht aus einem Abgrenzungsmechanismus der Disziplin gegenüber der Praxis, um dieser ihre auf Wissenschaft ausgerichtete Exklusivität und Professionalität zu demonstrieren. Die Folge ist, dass die Soziologie für ein außerwissenschaftliches Publikum nicht mehr zu verstehen ist. Lau und Beck argumentieren, dass soziologisches Wissen dann am erfolgreichsten anwendbar ist, wenn es sich seiner „Identität“ entledigt und im Praxiskontext nicht mehr als solches zu erkennen ist (Beck et al., 1989a, S. 11 f.). Die Soziologie müsste also im Zuge ihrer Professionalisierung ihr Abgrenzungsmerkmal, nämlich ihre soziologische Sprache, aufgeben, was letztlich eine paradoxe Entwicklung zur Folge hätte: eine Entsoziologisierung der Soziologie.

Mangelnde Legitimität der Soziologie, die Praxis zu kritisieren

Hier steht im Fokus des Theorie-Praxis-Problems die Frage, ob sich die Soziologie überhaupt als Kritikerin der Praxis gerieren kann (Wehling, 2014; Bröckling, 2013). Der Begriff der Praxis wird neu definiert. Praxis wird nicht als außerwissenschaftliche Praxis definiert, sondern der Begriff bezeichnet eine Praxis der Soziologie, die sich nicht sieht als „unversöhnliche Kritiker[in] einer Gegenwart, die ihre stabilisierenden Institutionen und verbindlichen Orientierungen verloren“ hat (Bröckling, 2013, S. 309). In ähnlicher Weise, wie bereits Beck und Bonß (1989a; 1989b) konstatieren, würde die Soziologie nämlich dadurch „Attitüden des Besserwissens“ (Luhmann, 1991a, S. 148) einnehmen und der Welt oder „den Leuten“ (Voruba, 2017, S. 179) quasi sagen, wie sie zu leben hätten. Anders verhält es sich mit einer Konzeptionierung von Praxis, die soziologische Praxis in einen Gegensatz zu soziologischer Theorie stellt (Voruba, 2017). Im Zentrum steht hier die Frage, wie die Soziologie als Praxis Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen üben kann, ohne ihr Selbstverständnis als Wissenschaft aufzugeben (Boltanski et al., 1999; Boltanski et al., 2007; Boltanski, 2010; Bröckling, 2013; Voruba, 2017). Die Soziologie wechselt von einer Beobachtung der ersten in eine Beobachtung der zweiten Ordnung (Luhmann, 1991a). In dieser Lesart interveniert die Soziologie also nicht mehr direkt in die Gesellschaft:

„Die Soziologie betreibt hier nicht Kritik, sondern beobachtet Kritik. [...] Es ist keineswegs ein Rückzug, das soziologische Engagement in Sachen Kritik von Betreiben auf Beobachten umzustellen. Vielmehr handelt es sich um die einzige Möglichkeit, das kritische Potenzial der diversen Spielarten kritisierender Philosophie und Soziologie zu bewahren.“ (Voruba, 2017, S. 177)

Kritische Soziologie wird also zu einer Soziologie der Kritik. Sie macht sich keinerlei Überheblichkeit schuldig, da sie nicht selbst die Praxis kritisiert, ihr Wissen einbringt oder Lösungen vorschlägt. Sie beschreibt lediglich, was sie an Kritik innerhalb der Gesellschaft beobachtet, und definiert so Soziologie nicht als Theorie, sondern als Praxis (Voruba, 2017).

1.2.2 Das Wertproblem der Soziologie

Neben dem Theorie-Praxis-Problem ist das Wertproblem der Soziologie die zweite Art, auf die das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand problematisiert wird. Hier geht es weniger um eine mangelnde Anwendung oder Professionalisierung der Soziologie als um die normativen Vorannahmen der Forschenden im Forschungsprozess.

„[So steht die] Soziologie [...] in einem dauernden Spannungsverhältnis zur eigenen Alltagswahrnehmung und zu verinnerlichten Wertüberzeugungen. Man muss sich sozusagen persönlich revidieren. Das muss ich z.B. als Geograf nicht.“ (M. Rainer Lepsius in Lepsius et al., 2008, S. 46 f.)

Das Wertproblem der Soziologie nahm und nimmt in soziologischen Selbstreflexionen viel Raum ein (Weber, 1988[1922]; Beck, 1974; Topitsch, 1965; Habermas, 1963; Myrdal, 1971; Myrdal et al., 1965; Habermas, 1982; Prewitt, 2005; Schurz et al., 2013).¹³ Die bereits von Max Weber formulierte Prämisse der „Wertbeziehung“¹⁴ der Forschung führt letztlich zu dem Schluss, dass professio-

13 Wissenschaft und Werte sind auch in der Wissenschaftsforschung besonders stark reflektiert worden. Siehe dazu u.a. Kitcher, 2001; Merton, 1973; Visvanathan, 1997; Mulkay, 1976; Keller, 1985; Longino, 1990.

14 Obwohl Weber für eine Trennung zwischen „Sein“ und „Sollen“ plädiert, bleibt er bei der Definition von Wertbeziehung selbst zurückhaltend und geht letztlich nur auf die Wertbeziehung als wissenschaftliches Interesse ein: „Ueber die Bedeutung des Ausdruckes ‚Wertbeziehung‘ muß ich mich auf eigene frühere Aeußerungen und vor allem auf die bekannten Arbeiten von H. Rickert beziehen. Es wäre unmöglich, das hier nochmals vorzutragen. Es sei daher nur daran erinnert, daß der *Ausdruck ‚Wertbeziehung‘ lediglich die philosophische Deutung desjenigen spezifisch wissenschaftlichen Interesses‘ meint, welches die Auslese und Formung des Objektes einer empirischen Untersuchung beherrscht.“ (Weber, 1988[1922], S. 511, Hervorhebung der Autorin). Obwohl Weber hier also interessanterweise die individuellen Interessen ausklammert, wird sein Ausdruck der „Wertbeziehung“ meist anders verwendet.*

nelle Soziolog(inn)en genau zwischen „Sein“ und „Sollen“ trennen sollten (Weber, 1988[1922]). Soziologische Wissensproduktion muss sorgsam von bestehenden Wertvorstellungen der Forschenden unterschieden werden, um nicht als Alltagsmeinung daherzukommen. Bourdieu ruft zu einer „epistemologischen Wachsamkeit“ (Bourdieu et al., 1991, S. 15) auf. Die Soziologie als Wissenschaft habe vor allem die Konstruktion eines Forschungsobjekts zu leisten, das von Ordnungsvorstellungen, Fragestellungen und Problemformulierungen eines Alltagsverständnisses abgelöst sei. Nur so laufe sie nicht Gefahr, aus dem politischen Raum stammende Problemformulierungen unkritisch aufzugreifen. Andernfalls drohe die Soziologie, in „common-sense-Problemformulierungen zu verharren [und] über ‚Betroffenheits‘-Soziologien oder technokratische Praxisanweisungen“ (Bourdieu et al., 1991, S. X) nicht hinauszukommen. Wissenssoziologisch gewendet bewegt sich also das Individuum in einem Spannungsfeld zwischen seinem wissenschaftlichen Arbeiten und der eigenen Alltagswelt (Berger et al., 1991[1966], S. 37). Soziologie ist dementsprechend einem „Problem der Ideologie“ (Korte, 2011, S. 15) ausgesetzt. Eine Soziologie der Kritik wie in 1.2.1 beschrieben wiederum umgeht dieses Problem, zumindest semantisch, weil hier

„dem Soziologen durch Übernahme des Gesichtspunkts des Akteurs möglich [wird], einen normativen Blick auf die Welt zu werfen, ohne daß dieser Blick durch persönliche Optionen (gebunden z.B. an eine spezifische kulturelle Zugehörigkeit, ein politisches oder religiöses Engagement) oder durch den Rückgriff auf eine inhaltliche Moralphilosopie (wie den Utilitarismus) geleitet ist“ (Boltanski, 2010, S. 57).

1.2.3 Das Grenzproblem der Soziologie

Wie wir in den vorhergehenden Abschnitten gesehen haben, lässt sich das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand unterschiedlich spezifizieren. Zum einen geht es um die Trennung zwischen der Theorie und der Praxis als zwei unterschiedlichen Sphären, die ein „Innen“ (die Soziologie) und ein „Außen“ (die Praxis) definieren. Bei der Konzeption einer Soziologie der Kritik wird die Praxis wiederum in die Soziologie hineingeholt; es wird versucht, das „Außen“ der Soziologie möglichst vom Interventionspotenzial der Soziologie abzukoppeln. Eine zweite, eng damit verbundene Wahrnehmung ist die, der Soziologie ein Wertproblem zu bescheinigen. Auch hier geht es um die Definition eines „Innen“ und eines „Außen“, wobei der Fokus in diesem Zusammenhang insbesondere auf dem normativen Gehalt soziologischer Wissensproduktion liegt, der sich (unerlaubterweise) in die wissenschaftliche Analyse hineinmogelt.

Die Trennung, die hier vorgenommen wird, konstruiert also ein „Innen“, nämlich den Forschenden mit seinen Werturteilen, und ein „Außen“, nämlich den Untersuchungsgegenstand, der möglichst wenig von dem „Innen“ berührt werden sollte.

In der klassischen Wissenschaftsforschung ist diese Trennung nichts Besonderes (Kaldewey, 2013). Es ist eine Besonderheit der Soziologie, dass eine einfache Referenzierung von „Innen“ (Theorie) und „Außen“ (Praxis) nicht gut funktioniert.¹⁵ Die These dieser Arbeit ist, dass die Soziologie weder ein Theorie-Praxis-Problem noch ein Wertproblem hat. Vielmehr ergeben sich diese Diagnosen aus einem fundamentalen Problem, das in dieser Arbeit als Grenzproblem spezifiziert wird. Nun mag in dieser These zunächst nichts Überraschendes liegen. Im Gegenteil: Es existieren eine Reihe soziologischer Zugänge, die bereits in der einen oder anderen Weise Grenzen in der Soziologie zum Thema gemacht haben.

Aus einer wissenssoziologischen Perspektive wird zunächst von diversen Autorinnen und Autoren moniert, dass die Soziologie ihre Wissensbestände gegenüber Alltagswissen abzugrenzen und als soziologisches Wissen zu markieren hat. Bereits hier ist nämlich die Demarkation nicht klar, da soziologisches Wissen sich quasi als Parasit auf lebensweltliche Wissensbestände aufsetzt, diese analysiert, klassifiziert und „soziologisiert“. Gans (1989) argumentiert in diesem Zusammenhang, dass alle Menschen als Laiensoziologen zu betrachten sind, da sie spezifische Deutungen des Sozialen vornehmen. Zum einen kann dies zu Konflikten zwischen wissenschaftlichen Konzeptionen und „lay images“ (Lammers, 1974, S. 125) – also alltagsgebundenen Hintergrundannahmen über das Soziale, führen. Die Sozialwissenschaften sind durch diese lay images schnell dem Vorwurf der Überflüssigkeit ausgesetzt: „[I]t tells you what you knew already anyhow.“ (Lammers, 1974, S. 137) So argumentiert Habermas, dass der Objektbereich der Soziologie bereits symbolisch vorstrukturiert und vorwissenschaftlich konstituiert ist und dass die Soziologie auf den „Eigensinn“ (Habermas, 1982, S. 549) des Objektbereichs reagieren muss. Zum anderen verfügen professionalisierte Soziolog(inn)en über eigene lay images (Lammers, 1974). Diese Annahmen gehen unweigerlich in jegliche Deutung des Sozialen ein und mithin auch in jede Form der professionalisierten Soziologie (Habermas, 1982; Gans, 1989). Die Soziologie produziert ja, wie eben gehört, kein der Gesellschaft

15 Hier schließt sich die Arbeit auch an Kaldeweys These an, der diese einfache Referenzierung ablehnt und Autonomiediskurse wie auch Praxisdiskurse als „konstitutiv für das [ansieht], was wir heute Wissenschaft nennen“ (Kaldewey, 2013, S. 26).

fremdes Wissen, sondern ist selbst auf eben dieses Wissen angewiesen (Giddens et al., 1982; Habermas, 1982; Elias, 1983).

Die Soziologie und ihr Untersuchungsgegenstand lassen sich deshalb nicht klinisch genau voneinander trennen. Sie reagiert auf ihren Untersuchungsgegenstand genauso wie dieser wiederum auf die Soziologie reagiert. Giddens markiert hier den Unterschied zu den Naturwissenschaften, den er als doppelte Hermeneutik der Sozialwissenschaften bezeichnet (Giddens et al., 1982; Giddens, 1979; Giddens, 1984):

„There are no universal laws in the social sciences, and there will not be any – not, first and foremost, because methods of empirical testing and validation are somehow inadequate but because, as I have pointed out, the causal conditions involved in generalizations about human social conduct are inherently unstable in respect of the very knowledge (or beliefs) that actors have about the circumstances of their own action. The so-called ‚self-fulfilling prophecy‘, of which Merton and others have written, is a special case of a much more generic phenomenon in the social sciences. *This is a mutual interpretative interplay between social science and those whose activities compose its subject matter – a ‚double hermeneutic‘.* The theories and findings of the social sciences cannot be kept wholly separate from the universe of meaning and action which they are about. But, for their part, lay actors are social theorists, whose theories help to constitute the activities and institutions that are the object of study of specialized social observers or social scientists. There is no clear dividing line between informed sociological reflection carried on by lay actors and similar endeavours on the part of specialists. I do not want to deny that there are dividing lines, but they are inevitably fuzzy, and social scientists have no absolute monopoly either upon innovative theories or upon empirical investigations of what they study.“ (Giddens, 1984, S. xxxii f., Hervorhebung der Autorin)

Die Soziologie zeichnet sich also durch eine Doppelstruktur aus, indem sie einerseits auf Wissensbeständen des Sozialen aufbaut, von denen sie sich andererseits distanzieren muss. Ihre Wissensbestände sind nicht eindeutig von denen ihres Untersuchungsgegenstandes zu trennen, vielmehr reagiert die Gesellschaft auf das, was die Soziologie sagt, mit eigenen Theorien und Annahmen und hält diese ja bereits vor einer soziologischen Analyse bereit. Die Grenzen sind dementsprechend unscharf und die Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie, entbehren eines Deutungsmonopols. Aufgrund dieser Doppelstruktur kann ihr die Distanzierungsleistung nie ganz gelingen. Daraus ergibt sich das bereits als Wertproblem der Soziologie markierte Element soziologischer Forschung:

„The fact that the ‚findings‘ of the social sciences can be taken up by those to whose behaviour they refer is not a phenomenon that can, or should, be marginalised, but is integral to their very nature: It is the hinge connecting two possible modes in which the social sciences connect to their involvement in society itself: as contributing to forms of exploitative domination, or as promoting emancipation.“ (Giddens et al., 1982, S. 14)

Anders gesagt: Um einen ihr fremden Standpunkt darzustellen, muss die Soziologie also zunächst ihren eigenen Standpunkt klären. Diese Notwendigkeit erfordert zugleich eine Grenzziehung zwischen einem „Innen“ und „Außen“ ihrer Beobachtung. Nun ist es nur plausibel zu entgegnen, dass auch die Naturwissenschaften auf eine Grenzziehung eines „Innen“ und „Außen“ angewiesen sind (Kaldewey, 2013, S. 26 ff.). Das ist im Prinzip natürlich richtig und konsequent, erkennte man das nicht an, würde man sich gegen die neueren Erkenntnisse der Wissenschaftsforschung selbst stellen. Dennoch ist die These, dass für die Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie, aufgrund der Stellung zu ihrem Untersuchungsgegenstand ein besonderes Grenzproblem besteht.

In der soziologischen Literatur wird diese besondere Stellung in Kontrast zu den Naturwissenschaften reflektiert. Habermas stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, „ob durch den Umstand, dass der Mensch [...] zugleich Subjekt und Objekt der Wissenschaft ist, ein prinzipieller Unterschied im Vergleich zur Situation der Naturwissenschaften bedingt ist“ (Habermas, 1982, S. 546). Für Habermas macht es einen Unterschied: Der Sozialwissenschaftler ist Laie und Wissenschaftler zugleich. Er bezieht sich auf das vortheoretische Wissen eines sozialisierten Erwachsenen und dessen Lebenswelt. Hinzu kommt, dass im Vergleich mit den Naturwissenschaften wesentlich mehr lay images zu Thematiken der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft bestehen. Soziologie ist in der Hinsicht deshalb leichter angreifbar als die Naturwissenschaften.

So ist es den Naturwissenschaften erfolgreicher als den Sozialwissenschaften gelungen, institutionelle Grenzarbeit zwischen „Grundlagenforschung“ und „angewandter Forschung“ zu betreiben und Nachweise ihrer „Nützlichkeit“ zu erbringen. Ein gutes Beispiel ist in diesem Zusammenhang die Einführung des öffentlichen Experiments im 17. Jahrhundert. Es war ein physischer und sozialer Raum, in dem Experimente ausgeführt und beobachtet werden konnten (Shapin et al., 2011). Wissenschaftliche Fakten wurden vor den Augen der Zuschauer geschaffen und validiert. Im Gegensatz dazu war das Labor zuvor ein privater Raum gewesen, „inhabited by secretists“ (Shapin et al., 2011, S. 335). Objekt und Subjekt der Forschung konnten voneinander getrennt werden, genauso wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur von der Beschäftigung mit den „human affairs“, die untrennbar mit Staat und Kirche verstrickt waren

(Shapin et al., 2011). So konnte das Bild einer Wissenschaft entstehen, in dem die Naturwissenschaften auf Basis des Experiments die Natur beherrschen und Vorhersagen über diese treffen können. Aus dem Eingangszitat geht hervor, wie sehr sich die Soziologie etwas Vergleichbares bereits in ihren Anfängen, beeinflusst von positivistischen Strömungen, gewünscht hat. Um Missverständnisse auszuräumen: Es geht hier nicht darum, ein essenzielistisches Wissenschaftsbild der Naturwissenschaften als „harte Wissenschaften“ vs. die Sozialwissenschaften als „weiche Wissenschaften“ zu erzeugen. Vielmehr haben die Naturwissenschaften es (in einem schon fast als „Imagekampagne“ zu bezeichnenden Unterrfangen) wesentlich geschickter geschafft, die Grenzen zwischen sich und ihren Untersuchungsgegenständen zu ziehen, als dies der Soziologie gelungen ist.¹⁶

Teile der Wissenschaftsforschung gehen von einer Co-Produktion (Jasanoff, 2004b) oder Co-Evolution (Nowotny et al., 2001) von Sozialwissenschaften und Gesellschaft aus (Porter, 1995; Desroisères, 1994; Rueschemeyer et al., 1996; Scott, 1998; Nowotny, 1994; Wagner, 1990; Boltanski, 2014). Aufgrund dieser Co-Produktion bzw. -Evolution scheint das „Verhältnis der Sozialwissenschaften zur Gesellschaft anders strukturiert zu sein [...] als dasjenige zwischen Naturwissenschaften und Gesellschaft“ (Reinhart, 2016, S. 162). Die Soziologie verfügt über kein Labor, in dem sie ihr Wissen transparent und als sogenannte Fakten nachweisbar produzieren könnte. Dagegen stehen zum einen ethische Bedenken – zum anderen wäre es schlachtrichtig nicht möglich, die Gesellschaft in all ihrer Komplexität in einem Labor nachzustellen.¹⁷ So argumentiert Luhmann,

-
- 16 Ein Großteil der Science and Technology Studies hat sich kritisch mit der Produktion naturwissenschaftlicher Fakten auseinandergesetzt (Knorr-Cetina, 1981; Latour, 1988; Latour, 1993; Latour, 1999; Fuller, 1991; Knorr-Cetina, 1999; Jasanoff, 1995b; Jasanoff, 2004a; Jasanoff, 2004c). Diese Literaturangaben stellen einen kleinen Ausschnitt der wichtigsten Referenzen der Science and Technology Studies zu dem Thema dar. Die relevante Literatur vollständig anzugeben, ist in diesem Kontext nicht machbar, aber auch nicht notwendig. Gute Einblicke in die Thematik geben unter anderem folgende Überblickswerke: Jasanoff, 1995a; Hackett et al., 2008; Sismondo, 2010.
 - 17 Wobei natürlich auch hier angemerkt sei, dass Experimente sich in den Sozialwissenschaften, insbesondere in der Psychologie und neuerdings auch der Ökonomie steigender Beliebtheit erfreuen. Somit können sie ähnlich wie die Naturwissenschaften ein Bild von sich als Wissenschaft erzeugen, die in der Lage ist, objektive Fakten herzustellen. Die methodologische Kritik an solchen Experimenten spielt laut Fuller (1991) eine untergeordnete Rolle: „[...] these sciences seem to be epistemologically sound only because we have learned to turn a blind eye to the many times when avowed methodology and actual practice diverge.“ (Fuller, 1991, S. 308)

dass die Soziologie eben gerade über kein Labor wie die Naturwissenschaften verfügt.¹⁸ Sie kann ihren Gegenstand nicht einfach externalisieren, da sie immer interne Beobachterin des Systems ist. Dementsprechend gelten die klassischen Subjekt-Objekt-Unterscheidungen nicht, da die Soziologie ja Teil des Objekts ist, das sie beschreibt. Sie hat also ein ontologisches Problem. Denn obwohl sie beobachtet, kann sie sich nicht als unabhängige Reflexionsinstanz begreifen (Luhmann, 1993). So also konstruiert die Soziologie einen Gegenstand, dessen Teil sie selbst ist. Das Außen ist größer als das Innen. Ihr ontologisches Problem wird zu einem autologischen Zustand erhoben: Die Soziologie kann sich nur innerhalb der Gesellschaft beschreiben und beschreibt damit auch immer sich selbst. In Hinblick auf die Entstehung eines soziologischen Diskurszusammenhangs argumentiert Beetz, dass sich die Disziplin bei ihrer Entstehung um eine doppelte Leitfrage gruppierter, und zwar „wie man zum Gegenstand des Fachs stehe, sowie welches die Rolle der Soziologie innerhalb der Gesellschaft sein solle bzw. sein könne“ (Beetz, 2014, S. 21). Die erste Frage ordnet er dem ontologischen Diskussionszusammenhang zu, die zweite dem autologischen.

Betrachtet man die Doppelstruktur der Soziologie systemtheoretisch, befindet sie sich also in einem Spannungsverhältnis zwischen Autologie und Ontologie, in dem es ihr niemals möglich ist, aus der Gesellschaft herauszutreten. Vielmehr sind ihr Reflexionen in Hinblick auf ihr Verhältnis zum eigenen Untersuchungsgegenstand inhärent.¹⁹

18 Dennoch verfügt die Soziologie in gewissem Maß über eine Labortradition. So verweist die Chicago School auf die Stadt als ein Labor (Gross et al., 2005). Die Rahmenbedingungen werden durch die Gesellschaft selbst festgelegt, sind also bereits von der Gesellschaft „arrangiert“ (Gross et al., 2005, S. 62). Das unterscheidet sie im Wesentlichen von den Vorstellungen naturwissenschaftlicher Laborexperimente. Einerseits entziehen sich soziale Beziehungen Kausalgesetzen, andererseits lassen sie sich nicht künstlich wie im klassischen Labor modellieren, da dies zudem ethisch nicht zu verantworten wäre. Ziel der Soziolog(inn)en der Chicago School war es, die Gesellschaft besser zu verstehen und daraus nutzbares Wissen abzuleiten. So wurden bspw. Universitätsgeladerte dazu angehalten, längere Zeit in sozial schwachen Gegenden zu wohnen, um die Menschen dort aufzuklären und zu mobilisieren (Gross et al., 2005). Später jedoch distanzierte sich die Chicago School von einer solchen Form des sozialen Engagements zugunsten ihrer Akademisierung (Abbott, 1999, S. 31).

19 Damit ist ein Paradoxon bezeichnet, auf das an dieser Stelle hingewiesen sei, das jedoch hier nicht vollständig aufgelöst werden kann. Denn einerseits ist die Soziologie Teil ihres eigenen Untersuchungsgegenstandes, der Gesellschaft. Andererseits konstruiert sie eben diesen Gegenstand erst selbst, wenn sie als Disziplin antritt, Beobach-

Wiederum anders begreift Cole (1994) das Grenzproblem der Soziologie im Vergleich zu den Naturwissenschaften. So argumentiert Cole, dass die Soziologie aufgrund der Wandlungsfähigkeit ihres Gegenstandes und der Teilnahme am Gegenstand im Gegensatz zu den Naturwissenschaften selbst keinen disziplinären Kern ausgebildet hat wie beispielsweise die Naturwissenschaften.²⁰ Auch andere Autoren sprechen von einer „Fragmentierung“ (Whitley, 1984a; Whitley, 1984b) oder polyparadigmatischen (Lammers, 1974) Ausrichtung der Sozialwissenschaften.

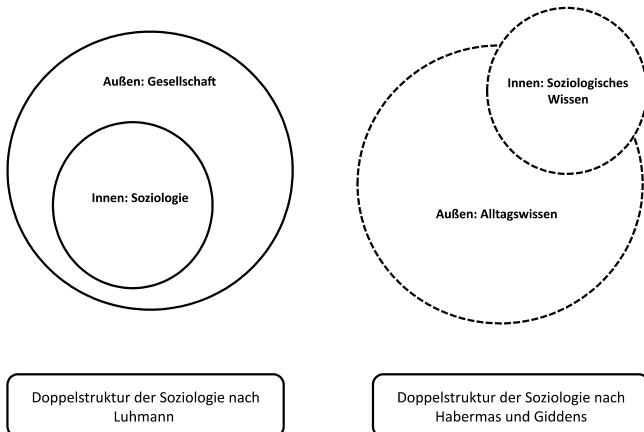
„Sociology’s claim of being a general social science is thus inseparable from its varied relations to other disciplines and domains of knowledge. As a consequence [...], sociology has been a discipline with a high degree of plasticity. What sociologists collectively produce tends to have a low level of cognitive and professional codification, a high degree of pluralism, dispersion, and context dependency, and a rather volatile intellectual status.“ (Heilbron, 2011, S. 181)

Auch wenn verschiedene soziologische Zugänge das Grenzproblem der Soziologie unterschiedlich spezifizieren, so ist ihnen doch gemein, dass sich das Grenzproblem der Soziologie auf eine ihr inhärente Doppelstruktur zuspitzen lässt, in dem die Zuordnungen von „Innen“ und „Außen“ wesentlich weniger offensichtlich sind, als dies bei den Naturwissenschaften der Fall ist (siehe Abbildung 1).

tungen über das Soziale anzufertigen. Auch in der soziologischen Literatur wird dieses Paradoxon nicht vollständig aufgelöst – so greifen bspw. soziologische Standardwerke auf beide Begriffskategorien zurück, wenn es einerseits um die Beschreibung von Soziologie in der Gesellschaft und andererseits um die Beschreibung analytischer Kategorien in der Soziologie (unterschiedliche Gesellschaftsbegriffe und Formen, Gesellschaft zu analysieren) geht (Korte, 2011; Giddens et al., 2009a; Fuchs-Heinritz et al., 2011; König, 1958). Es kann in dieser Arbeit jedoch nicht um die Entwicklung eines konsistenten Gesellschaftsbegriffs gehen – dies kann und soll im Kontext dieser Arbeit nicht geleistet werden.

20 Siehe dazu auch Stinchcombe, 1994.

Abbildung 1: Die Doppelstruktur der Soziologie



Wesentlich für eine solche Innen-Außen-Unterscheidung ist letztlich die Hintergrundannahme, dass die Soziologie ihren Gegenstand objektiviert, also fassbar macht, und dass sie sich selbst von ihm distanziert. Grenzdebatten sind also der Soziologie inhärent. Die Soziologie externalisiert die Zugehörigkeit zu ihrem Gegenstand und setzt Objektivierungstechniken ein: So sollen auch wissenschaftliche Texte „keine zu deutlichen Spuren der Subjektivität des Autors und seines sozialen Kontexts hinterlassen“ (Burkart, 2003, Sp. 6).

Das hier beschriebene Grenzproblem der Soziologie ist eines der konstitutiven Aspekte der Soziologie, mit der sie seit ihrer Entstehung zu kämpfen hat und über das bis heute kein Konsens besteht. Letztlich befindet sie sich in einem Dilemma: Gilt ihre Distanzierungsleistung von Alltagsdiskursen als zu schwach, werden Zweifel an ihrer Zuordnung zur Wissenschaft wach. Gilt ihre Distanzierungsleistung als zu stark, wird wiederum ihre gesellschaftliche Legitimität in Frage gestellt. Dennoch hat sie bislang keinen Konsens ausgebildet, wie sie mit ihrem Grenzproblem umgehen soll. Vielmehr erschwert ihr diese Doppelstruktur die Konsensbildung. Die Einigkeit besteht in der Uneinigkeit darüber, oder, wie Kieserling es ausdrückt:

„Daß es der Soziologie nicht leichtfällt, einen Begriff ihrer selbst zu formulieren, ist bekannt. Jeder ausreichend spezifisch formulierende Versuch, der in dieser Richtung gewagt wurde, hat zu Konflikten geführt, und wenn man Konflikte vermeiden will, so wie es in einer jüngeren Generation mit massiven Karriereproblemen ein derzeit mächtiger Trend

ist, dann muß man auch auf einen Begriff für die Einheit des Faches verzichten.“ (Kieserling, 2004, S. 22 f.)

Ziel der Arbeit ist es nicht, einen einheitlichen Begriff von Soziologie zu entwickeln. Im Gegenteil: Es soll gerade herausgearbeitet werden, wie unterschiedlich das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand verstanden wird. Dahinter steht die These, dass diese unterschiedlichen Auffassungen Ausdruck einer disziplinären Identitätssuche und eines Selbstverständnisses sind, das unter anderem konstitutiv dafür ist, was unter „guter“ Soziologie verstanden, von der Disziplin als gültiges Wissen anerkannt sowie in interne Debatten aufgenommen wird (Wagner, 1990; Lau, 1984). Denn gerade die Analyse von Grenzdebatten eignet sich letztlich hervorragend, um, im Sinne einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, Einsichten in das Fach selbst zu gewinnen. Denn Grenzen definieren letztlich, was Wissenschaft von Nicht-Wissenschaft unterscheidet:

„Disciplinary boundaries provide the structure needed for a variety of functions, ranging from the allocation of cognitive authority and material resources to the establishment of reliable access to some extra-social reality.“ (Fuller, 1991, S. 302)

1.3 DAS DESIDERAT: DIE ANALYSE DER DOPPELSTRUKTUR DER SOZIOLOGIE ALS GRUNDLEGUNG ZU EINER WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE DER SOZIOLOGIE

So weit, so gut. Wir sehen uns jedoch in dieser Arbeit mit zwei wesentlichen Herausforderungen konfrontiert, die uns in den weiteren Ausführungen beschäftigen werden. Zunächst ergibt sich die Frage, auf *welcher Basis* das Grenzproblem der Soziologie untersucht werden kann und mit *welchen Mitteln*? Das Grenzproblem der Soziologie lässt sich in unterschiedlichster Form beschreiben und zuspitzen. Damit sind nicht nur die diversen wissenssoziologischen, wissenschaftsphilosophischen und -historischen Zugänge gemeint, die unter Punkt 1.2 teilweise bereits angerissen wurden. Es geht auch um die Frage, auf welcher Ebene das Grenzproblem begriffen und dementsprechend auch theoretisch und empirisch gefasst werden kann.

Hier kommen wir zum Kernanliegen dieser Arbeit. Denn stellt man die Frage nach dem Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand neu, so kommt man nicht umhin zu überlegen, auf welcher Basis epistemologischer

Grundannahmen die Basis für betreffende Aussagen bilden können. Letztlich geht es um die Frage, wie es der Soziologie möglich ist, Aussagen über sich selbst zu treffen. Ein Blick in die Literatur lässt schnell Ernüchterung aufkommen, denn an dieser Debatte zeigt sich exemplarisch, dass die Soziologie über kein adäquates Vokabular verfügt, um ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand selbst zu systematisieren.

Diese Arbeit versteht sich deshalb als Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie. Obwohl es in der Soziologie zahlreiche Versuche gab, sich selbst zu reflektieren (Wacquant, 1989) und eine Soziologie der Soziologie zu formulieren (Gouldner, 1970; Wagner, 1990; Bourdieu, 1998; Kieserling, 2004), ist bislang kein Programm einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie entwickelt worden (Sutter, 2012).

Dabei wäre es durchaus im (professions-)politischen Interesse der Disziplin selbst, mit einem methodisch und theoretisch reflexiven Programm auf Herausforderungen zu reagieren, die sich der Soziologie seit den letzten Jahren und Jahrzehnten stellen: Impact soll nicht nur von den Natur- sondern auch zunehmend von den Sozialwissenschaften erzeugt werden (Olmos-Peñuela et al., 2014; British Academy, 2008; Bastow et al., 2014; Brewer, 2013; Prewitt et al., 2012; Benneworth et al., 2010).²¹ Politiker seien „gerade in Zeiten knapper Haushaltsmittel um jeden Hinweis dankbar, der Kürzungsmöglichkeiten legitimiert“ (Knoll et al., 2000, S. 22). Nützlichkeitsbekundungen der Sozialwissenschaften sind besonders virulent im Fall von Großbritannien, wo Universitäten im „Research Excellence Framework“ (REF) seit 2014 erstmalig in der Kategorie Impact evaluiert wurden und sich eine nicht unbedeutliche Summe der öffentlichen Finanzierung nach dem Ausgang der Evaluation richtet. Impact umfasst alle möglichen Bereiche wie „economy, society, culture, public policy and services, health, the environment and quality of life, within the UK and internationally“ (HEFCE, 2014, S. 4):

„It is vitally important that UK policy makers are able to make use of all that humanities and social science research has to offer. By any measure, UK research in the humanities and social sciences is first-class. It generates evidence and findings of high salience for policy makers.“ (British Academy, 2008, S. iii)

Wenn auch nicht mit der gleichen Vehemenz wie in Großbritannien, so findet doch auch in Deutschland der Versuch statt, einheitliche Standards für den Wis-

21 Siehe dazu auch die Debatten um die dritte Mission der Universitäten (Etzkowitz et al., 2000) und Mode 2-Wissensproduktion (Gibbons, 1994; Nowotny et al., 2001).

sentransfer in den Sozialwissenschaften zu entwickeln. Folglich hat der Wissenschaftsrat in diesem Zusammenhang im Jahr 2004 beschlossen, ein Verfahren zum disziplinspezifischen Rating zu entwickeln, das die „wissenschaftlichen Einrichtungen in Deutschland dabei unterstützen [kann], sich im Wettbewerb besser zu positionieren“ (Wissenschaftsrat, 2005, S. 1). Die Soziologie nahm als eine der ersten Disziplinen am Rating teil, das unter anderem die Kategorien „Wissenstransfer“ und „Wissenskommunikation“ erfasst hat. Neidhardt versuchte, auch skeptische Fachkolleg(innen) für dieses Vorhaben zu begeistern,

„da man davon ausgehen [muss], dass auch unser Fach der sich zunehmend aufdrängenden Zumutung vergleichender Bewertungen gar nicht ausweichen kann. Flächendeckende Evaluationen, in vergleichbaren Ländern schon durchgesetzt und praktiziert, werden auch in Deutschland die Regel werden – ob wir wollen oder nicht. Und wenn das so ist, muss die Soziologie ein professionspolitisches Interesse daran haben, sich gerade den Pilotprojekten solcher Art von Evaluationen nicht zu entziehen“ (Neidhardt, 2006, S. 305).

Obwohl die wissenschaftspolitischen Erwartungen an die Sozialwissenschaften und an die Soziologie gestiegen sind, bleibt sowohl unklar, was in diesem Zusammenhang unter Impact (Brewer, 2013; Froese et al., 2016) verstanden werden kann, als auch, was genau mit Innovation gemeint ist (Reinhart, 2016).

Reagiert wird darauf jedoch nicht mit einem reflexiven Forschungsprogramm, sondern mit einer altbekannten Krisenrhetorik (Bonacker et al., 2000), die auf den Bedeutungsverlust der Soziologie hinweist (Knoll et al., 2000; Knie, 2005). Das Fach sei zu stark ausdifferenziert und zu wenig „interdisziplinierungsfähig“ (Scheffler et al., 2009, S. 291). Die einst vorhandene Reflexivität, die sich in einer Kopplung von Forschungs- und Reflexionsthemen zeigte, ist dem Wachstum und immer neu hinzukommenden speziellen Soziologien gewichen (Kieserling, 2004, S. 18). Das Thema ist gleichbleibend aktuell²² – trotzdem oder gerade deshalb scheinen jedoch Fachvertreter(innen) davor zurückzuschrecken, ein Programm einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie zu entwickeln.²³

22 Hingewiesen werden kann auf die zahlreichen Debatten in der DGS-Zeitschrift „Soziologie“, vor allem in ihren Rubriken „Identität und Interdisziplinarität“ oder auch „Soziologie in der Öffentlichkeit“. Verhandelt werden unter anderem Themen der „Zukunft der Soziologie“ (Soeffner, 2011), ihre „Interdisziplinierungsfähigkeit“ (Scheffler et al., 2009; Lichtblau, 2010) oder ihre Stellung in der Gesellschaft (Hitzler, 2012; Esser, 2002; Bescherer et al., 2016).

23 Siehe dazu auch die Ausführungen von Kieserling, 2004; Burkart, 2003; Kohli, 1981.

So begründet sich das Vorhaben dieser Arbeit durchaus wissenschaftspolitisch, jedoch gibt es auch theoretisch-methodologische Gründe für einen solchen Beitrag. Denn eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie sollte für die Soziologie aufgrund ihrer Geschichte, ihrer epistemologischen Beschaffenheit und ihres Status einer „sich permanent neu erfindenden Disziplin“ (Sutter, 2012, S. 429) von besonderem Interesse sein (Sutter, 2012).

1.3.1 Der theoretische Beitrag

Wie jedoch kann eine solche Wissenschaftssoziologie der Soziologie aussehen? Hier wird argumentiert, dass die Formen der theoretischen Selbstreflexion, die im Fach existieren, nicht ausreichen. So hat es einerseits bereits diverse Unternehmungen gegeben, um eine Soziologie der Soziologie zu entwickeln, die die Begrifflichkeiten des eigenen Fachs zum Gegenstand ihrer Auseinandersetzung machen. Diese lassen sich unterscheiden in historische (Wittrock et al., 1996; Wagner, 1990; Wagner et al., 1994), wissenschaftstheoretische (Bourdieu, 1998) oder wissenschaftssoziologische (Gouldner, 1970; Kieserling, 2004) Fundierungen einer Soziologie der Soziologie. Andererseits ist da die konstruktivistische Wissenschaftsforschung, die Science and Technology Studies (STS), die überwiegend die Naturwissenschaften zum Gegenstand hat und die Sozialwissenschaften erst in geringem Umfang reflektiert hat. Diese Ansätze sind als nebeneinander laufend anzusehen und sind bislang keine fruchtbare Allianz miteinander eingegangen.

Grundlegende Voraussetzung, damit eine solche Verbindung fruchtbar sein kann, ist die Annahme einer doppelten Reflexivität des Fachs, die für die Analyse der Soziologie notwendig ist. Die Herausforderung dabei ist, eine Metaperspektive zu konstruieren. Diese ist nicht einfach durch eine Soziologie der Soziologie zu erreichen. Beschreibt sich nämlich die Soziologie mit ihren Mitteln selbst, so besteht die Gefahr, dass epistemologische Vorannahmen und Schlussfolgerungen zirkulär sind. Es ist der Soziologie nicht möglich, aus dieser Perspektive den Standpunkt eines externen Beobachters der Disziplin einzunehmen, da mit der Übernahme eines soziologischen Zugangs auch alle damit verbundenen epistemologischen Annahmen in den Zugang hineinspielen. So gilt es also nicht nur, sich vom eigenen Untersuchungsgegenstand zu distanzieren, sondern auch diverse epistemologische Perspektiven kritisch zu hinterfragen. Denn übernehmen wir die Perspektive von Luhmann oder Giddens in Hinblick auf die Grenzen der Soziologie, so haben wir bereits eine Menge recht essenzialistischer Hintergrundannahmen im Gepäck. Auf der anderen Seite birgt die Fokussierung auf die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung im Gewand der STS

wiederum die Problematik des Relativismus, der eigentlich gar keine Aussagen mehr über die Besonderheit der Soziologie zulässt, da letztlich alles im Fluss und konstruiert ist.

Notwendig wäre deshalb ein Zugang, der die Vorteile beider kombiniert und füreinander fruchtbar macht. Diese stehen jedoch bislang in einem Spannungsverhältnis zueinander. Die Soziologie wirft den STS ein Methodendefizit und eine Theorieaversion vor (Kieserling, 2004, S. 10 f.; Kaldewey, 2013, S. 45). Die Ergebnisse der STS würden sich in zahlreichen, unverbundenen Fallstudien eines eklektischen und interdisziplinär organisierten Forschungsfelds summieren (Kaldewey, 2013, S. 43 ff.). Wissenschaft ist so nichts weiter als Mikropolitik oder Alltagsverhalten. Zudem erlägen die STS einem naiven Empirismus, indem sie sich einerseits auf die eigene Wahrnehmung ihrer Beobachtungen stützen, diese jedoch nicht kritisch hinterfragen. Fotografien oder ähnliches dienten als valide empirische Mittel, um Schlussfolgerungen über epistemische Praktiken abzuleiten (Kieserling, 2004, S. 10 f.). Auf der anderen Seite halten die STS wiederum der Soziologie vor, sie sei essentialistisch und würde weder dem Reflexivitäts- noch dem Symmetriepostulat der STS (Bloor, 1991[1976]) Folge leisten. Zudem besäße sie wenig Erklärungskraft, da sie durch die Trennung von Objekten und Sozialem kaum reliable Aussagen treffen könne (Latour, 2005). Natürlich ist eine solche Kritik mit Blick auf den Entstehungskontext der STS nachzuvollziehen, da diese ja gerade dazu angetreten waren, die Annahmen einer klassischen Wissenschaftssoziologie zu dekonstruieren, welche die Wissenschaft als objektiv und wahr beschrieb (Sismondo, 2010)²⁴.

Nimmt man jedoch die Kritik beider Seiten ernst, so geht es zunächst darum, die STS methodologisch zu fundieren und empirische Ergebnisse in einen übergeordneten theoretischen Rahmen einzuordnen. Im Fall der Soziologie hingegen heißt es, ihre Theorien zu epistemologisieren und so neben den Aspekten des Sozialen ihre Grundannahmen im Sinne einer Symmetrie zu reflektieren.

Das Anliegen dieser Arbeit ist, diese beiden bislang unverbundenen theoretischen Stränge zwischen Soziologie und Wissenschaftsforschung anhand zweier Ansätze zusammenzuführen, nämlich der Systemtheorie und dem Ansatz der „boundary work“ (Gieryn, 1983; 1995; 1999), um einen theoretischen Beitrag zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie zu leisten. Dieser liegt in der kritischen Reflexion und Synthese dieser beiden zunächst unvereinbar erscheinenden Theoriestränge, um deren Vor- und Nachteile für einen solchen Ansatz fruchtbar

24 Siehe dazu auch die Arbeiten von Merton (1973). Eine ähnliche Debatte lässt sich letztlich auch zwischen der Wissenschaftsphilosophie und den STS beobachten. Siehe dazu Reinhart (2012).

zu machen (Kapitel 2). Grenzen werden in dieser Arbeit gemäß der Auswahl der Theorieansätze als semantische Konstruktionen aufgefasst. Das macht eine Gegenüberstellung wie auch Verbindung dieser Ansätze besonders attraktiv. Im Gegensatz zu einer organisationssoziologischen oder professionssoziologischen Perspektive auf Grenzen (Lamont et al., 2002) ist dadurch die Entwicklung eines wissenschaftssoziologischen Zugangs zur Soziologie selbst möglich.²⁵ Der Vorteil dieser Herangehensweise ist zudem, dass weder ein Organisations- noch ein Professions- oder Gesellschaftsbegriff von vornherein zugrunde gelegt werden muss.

1.3.2 Der methodologische Beitrag

Hier sollte jedoch eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie noch nicht enden. So werden zudem methodologische Implikationen einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie reflektiert, die sich in Hinblick auf die Kritik an den STS eben

25 Organisationen wie auch Professionen ziehen Grenzen zu ihrer Umwelt. Organisationen sind in besonderem Maße auf die Akzeptanz ihrer Umwelt angewiesen (Meyer et al., 1977; Hall et al., 1996). Gerade wissenschaftliche Einrichtungen sind zunehmend multiplen Anforderungen ausgesetzt. Universitäten beispielsweise müssen nicht nur ihre Kernaufgaben Forschung und Lehre bewältigen. Ihnen stellen sich zunehmend Aufgaben wie Profilbildung, Qualitätsmanagement sowie Herstellung von Geschlechtergleichheit und Technologietransfer, was auch zu Spannungsfeldern innerhalb der Organisation führen kann (Hasse et al., 2005; Mevissen et al., 2013). Der Begriff Profession entwickelte sich letztlich aus einem Demarkationsproblem, „spezielle“ Berufe von „gewöhnlichen“ Berufen abzugrenzen (Lamont et al., 2002). Es existieren unterschiedliche Thesen um die Grenzziehungen durch Organisationen und Professionen. Einerseits zeigt sich, dass gerade wissenschaftliche Einrichtungen aufgrund der diversen an sie gestellten Anforderungen sich stärker an ihre Umwelt anpassen, also weniger Grenzen zur Umwelt ziehen können. Inwieweit diese Anpassung jedoch lediglich „window dressing“ (Meier, 2009) ist, wie der Neo-Institutionalismus vermutet, oder ob tatsächlich wissenschaftliche Organisationen zu „normalen Organisationen“ werden, ist bislang umstritten. Meier (Meier, 2009) postuliert, dass auch Universitäten, zumindest diskursiv, immer stärker zu Akteuren werden, wohingegen Musselin (2007) Universitäten nach wie vor als „specific organizations“ beschreibt, die wenig steuerbar sind. Auch die Rolle der akademischen Profession wird zunehmend im Kontext einer Deprofessionalisierung und damit auch von schwindenden Grenzen zur Umwelt diskutiert (Schimank, 2005): Eine Stärkung der Hochschulverwaltungen führt zu einer Schwächung der „academic oligarchies“ (Schimank, 2005, S. 148).

nicht in einer Einzelfallstudie erschöpfen. Der methodologische Beitrag dieser Arbeit liegt darin, auf Basis einer hermeneutischen Analyse einen Zugang zu entwickeln, der den Anspruch hat, allgemeingültige Aussagen zu formulieren. Zudem wird die Soziologie als fragmentiertes Feld zum Gegenstand gemacht. Ziel ist es, auf der Grundlage ihrer disziplinären Besonderheiten eine Heuristik zu entwickeln, die ein theoretisches Sampling der Soziologie zulässt (Kapitel 3).

1.3.3 Der empirische Beitrag

Der empirische Beitrag dieser Arbeit liegt letztlich in einer kritischen Analyse der Grenzen der Soziologie selbst (Kapitel 4). Das Grenzproblem wird in Hinblick darauf nicht als pure Semantik auf wissenschaftsphilosophischer oder wissenschaftstheoretischer Ebene aufgefasst, wie dies breit angelegte Selbstreflexivitätsunterfangen des Fachs tun (Kieserling, 2004). Es soll vielmehr selbst Teil einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie werden. In diesem Sinn findet, im Gegensatz zu theoretischen Analysen, eine Verbindung von „Sache und Person“ (Kohli, 1981, S. 431) statt. Konkret wurden Interviews mit ca. 22 Professorinnen und Professoren sowie Postdoktorand(inn)en der deutschen Soziologie geführt. Die These ist, dass eine solche Verbindung von Sache und Person mehr Aufschluss über das Grenzproblem der Soziologie geben kann als theoretische Analysen. Denn gerade die Trennung von Sache und Person ist eine wirkungsvolle Technik, sich vom eigenen Gegenstand zu distanzieren, also eine Trennung zwischen einem „Innen“ und „Außen“ vorzunehmen. So spricht Burkhardt (2003) in diesem Zusammenhang sogar von einem „Thematisierungstabu“ in der Soziologie, der die Subjektivität des Autors wissenschaftlicher Texte von seinem biografischen und sozialen Kontext lösen soll.

Zurück geht der Anspruch der Objektivierung auf Francis Bacon, der die Trennung von Sache und Person als notwendige Voraussetzung für die Wissenschaftsentwicklung sah (Bacon, 2009[1620;1858]; Kohli, 1981; Kitcher, 2001).²⁶ Ziel der Trennung von Sache und Person war es, eine wissenschaftliche Aussage allein auf Basis der empirischen und rationalen Methode möglich zu machen (Bacon, 2009[1620;1858]; Kohli, 1981). Wissenschaft sollte nicht mehr auf der persönlichen Autorität Einzelner aufbauen, sondern allein auf der Sache, die nicht – und hier bezieht Kohli sich auf Natorp (1921) – „Meinungssache“, sondern ein „rechtschaffenes Werk“ (Kohli, 1981, S. 431) darstellen.

26 Formuliert hat Bacon diesen Gedanken in seinem Vorwort des *Novum Organum*: „De nobis ipsis silemus“ („von uns selber schweigen wir“) (Bacon, 2009[1620;1858]).

Dennoch ist in der neueren Wissenschaftsforschung die Verbindung von Sache und Person ein wichtiges Anliegen. Im hier vorliegenden Fall ist damit möglich, das Grenzproblem als offene Situation aufzufassen, die von den Forschenden in Form unterschiedlicher Orientierungen und Befürchtungen ausdefiniert und dementsprechend gestaltet wird (Kohli, 1981). Denn gerade das Ringen um Wahrheit kann Aufschluss über Diskontinuitäten und letztlich die Entstehung bestimmter Narrative um Wahrheit geben.²⁷ Der empirische Mehrwert eines solchen Perspektivwechsels liegt darin, dass die vermeintlich glatte Oberfläche eben genannter theoretischer Debatten im Sinne einer Dichotomisierung oder Dialektik diverser Grenzbegriffe einer vielschichtigen Problematisierung weicht, das Grenzproblem also selbst soziologisiert wird. Die Ergebnisse zeigen, dass es sich um wesentlich mehr als theoretische Auseinandersetzungen handelt. Das Grenzproblem hat Einfluss darauf, wie Soziolog(inn)en ihr Fach verstehen und in welchen Konflikten sie sich in Hinblick auf ihr Disziplinenverständnis befinden. Der theoretische Mehrwert einer solchen Perspektive liegt darin, dass sie wiederum Rückschlüsse auf die in der Literatur dargestellte Innen-Außen-Unterscheidung des soziologischen Grenzproblems zulässt.

27 Dennoch sind Analysen der Soziologie dieser Art eher rar. Prominentes Beispiel ist Pierre Bourdieus Analyse des soziologischen Feldes in Frankreich, in der er sich unter anderem den Sozialwissenschaften widmet und Charakteristika spezifiziert, die für den Aufstieg im französischen Elitesystem notwendig sind (Bourdieu, 1984). Mit der Entwicklung einer Theorie der Praxis hat Bourdieu zudem seine meisterhafte Theoriearbeit mit der Verbindung von Sache und Person geltend gemacht (Burkart, 2003). Nimmt man den Standpunkt einer solchen Theorie der Praxis ein, so liegt das Erklärungspotenzial einer Verbindung sogenannter Mikro- und Makrostrukturen bzw. des Subjektivismus und Objektivismus auf der Hand. So ist es umso verwunderlicher, dass sich seit dem Erscheinen von Kohlis Aufsatz im Jahr 1981 in Sachen qualitativer empirischer Analyse der Soziologie selbst erstaunlich wenig getan hat. Einige der wenigen Beispiele sind die Arbeiten von Heilbron (2011), der soziokognitive Mechanismen der Theoriekonstruktion am Beispiel Pierre Bourdieus analysiert. Er verbindet also im Sinne Kohlis (1981) Sache und Person und führt Bourdieus Prinzipien der Theoriebildung auf seine Lebensumstände und seinen Lebenslauf zurück, insbesondere auf seine Rolle im intellektuellen Umfeld in Paris und seine Art der Arbeitsorganisation. Zwar ist die Verbindung von Sache und Person in den Science and Technology Studies, die seit den 1980er-Jahren entstanden sind (Knorr-Cetina, 1981; Latour et al., 1986; Traweek, 1988), schon fast ein alter Hut, dennoch ist auch hier eine gewisse Zurückhaltung in der Untersuchung der Sozialwissenschaften und insbesondere der Soziologie selbst zu beobachten.

Bevor in Punkt 1.4 der Argumentationsgang der Arbeit dargelegt wird, soll zunächst noch auf eine Begriffsklärung im Rahmen der Arbeit eingegangen werden. Es mag den Lesenden bereits aufgefallen sein, dass der Begriff der Sozialwissenschaften oft in einem Atemzug mit der Soziologie verwendet wurde. Hier fällt die Trennung vor allem in Hinblick auf die Literaturlage schwer. Denn die „Konnotation von Sozialwissenschaften als eine Gruppe von Disziplinen birgt [...] analytische Schwierigkeiten“ (Sala, 2012, S. 261). Die akademischen Fächer, die den Sozialwissenschaften zugerechnet werden, stellen keine „stabile Größe“ (Sala, 2012, S. 262) dar, sondern zeichnen sich vielmehr durch ihre „semantische Mutabilität“ (Sala, 2012, S. 262) aus. So wird in der Literatur meist eine nicht begründete Auswahl an Disziplinen genannt wie Statistik, Psychologie, Wirtschaftswissenschaften, Politikwissenschaften, Soziologie, Anthropologie und Geografie. Obwohl darüber im Prinzip Einigkeit herrscht, ist diese Größe als analytischer Referenzrahmen nicht bestätigt worden (Sala, 2012, S. 262). Deshalb wird im Folgenden zwar immer wieder auf die Sozialwissenschaften rekurriert, da dies aufgrund der korrekten Darstellung der Literaturlage notwendig ist. Dennoch ist der analytische Referenzrahmen eindeutig die Soziologie.

Dies ist notwendig, da wesentlich mehr Literatur zum Charakter der Sozialwissenschaften verfügbar ist als zu dem der Soziologie. Im Folgenden wird deshalb auf die Literatur verwiesen, die von der Besonderheit der Sozialwissenschaften spricht, da 1. die Soziologie als Sozialwissenschaft anerkannt ist und 2. die Literaturlage zu Soziologie selbst zu dünn ausfällt und ein ausschließliches Rekurrieren auf Literatur allein zur Soziologie auch relevante Teile der Literatur zu den Charakteristika der Soziologie ignorieren würde. Zudem wird auch in der Literatur selbst nicht trennscharf zwischen Sozialwissenschaften und Soziologie unterschieden. Ein gutes Beispiel dafür liefert die bereits in Punkt 1.2.3 zitierte Aussage Giddens': Einerseits spricht er von der „double hermeneutics“ der *social sciences*, geht im gleichen Absatz jedoch darauf ein, dass „no clear dividing line between informed *sociological reflection* carried on by lay actors and similar endeavours on the part of specialists“ existiert (Giddens, 1984, S. xxxii f., Hervorhebung der Autorin). Worum also geht es Giddens nun genau? Es sei vorab gesagt, dass viele Aussagen dieser Arbeit in der einen oder anderen Form auch auf die Sozialwissenschaften im Allgemeinen zutreffen mögen. Dennoch wird insbesondere im Theorieteil wie auch in der empirischen Betrachtung auf die Soziologie im Speziellen rekurriert und diese als spezifischer Fall für das Grenzproblem konstruiert. Hier sei vor dem unkritischen Übertragen der These auf weitere Disziplinen, die den Sozialwissenschaften zuzurechnen sind, gewarnt. Inwiefern sich die These des Grenzproblems und die weiteren Schlussfol-

gerungen dieser Arbeit auf die Sozialwissenschaften im Allgemeinen übertragen lassen, muss im Einzelfall geprüft werden.

1.4 ARGUMENTATIONSGANG DER ARBEIT

Für eine erste Annäherung wird die Thematik historisch eingeführt. Dies veranschaulicht, dass die Debatten um die Rolle der Soziologie in der Gesellschaft und um ihr Verhältnis zur Gesellschaft keineswegs neu sind. Dazu werden vier Zeitabschnitte betrachtet, in denen jeweils unterschiedliche Grenzziehungssaspekte der Soziologie im Mittelpunkt stehen (2.1). Die Schlussfolgerungen aus diesem Abschnitt zeigen, dass sich um das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand diverse Semantiken gebildet haben, die sich in Form verschiedener Dichotomisierungen um Grenzziehungen des Verhältnisses der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand gruppieren.

In Kapitel 2.2 wird ein soziologischer Zugang entwickelt. Dabei werden gleichzeitig zwei Perspektivierungen der Untersuchung von Grenzen in der Soziologie geschaffen: Mithilfe der Systemtheorie ist der Blick von „innen“ auf die Soziologie mit dem Vokabular der Soziologie selbst möglich. Im Zentrum steht hier die Verhandlung der Grenzen der Soziologie, die über semantische Sinnerezeugung geschieht. Diese fertigt das System als sogenannte Selbstbeschreibungen mithilfe von Reflexionstheorien an. Dennoch ergeben sich bei der Übernahme dieser Perspektive mindestens zwei Schwierigkeiten. Die erste bezieht sich auf die Selbstreferenz und die ihr inhärente Schwierigkeit, eine Außenperspektive auf die Systemtheorie einzunehmen. Die nächste Schwierigkeit besteht darin, dass die Systemtheorie prinzipiell keine Akteure berücksichtigt.

Die zweite Perspektivierung beschäftigt sich mit dem Blick auf die Soziologie im Sinne einer Außenposition, die auch den Blick auf den Akteur zulässt. Dies erfolgt mit dem sozialkonstruktivistischen Konzept der boundary work (Gieryn, 1983). Im Zentrum stehen sogenannte „ideologische Selbstbeschreibungen“, die sprachlich die Grenzen zwischen Soziologie und Untersuchungsgegenstand markieren. Obwohl die beiden Perspektivierungen von unterschiedlichen epistemologischen Annahmen ausgehen, finden sich Konvergenzen in der Rolle der Sprache in Hinblick auf Grenzkonstruktionen. Zudem lässt diese fruchtbare Verbindung der Ansätze zu, auf die epistemologischen Herausforderungen und die in 1.3 genannten Gefahren zu reagieren: Sie gewährleistet einen theoretischen Zugang zur Analyse von Grenzen in der Soziologie, der weder zirkular noch relativistisch ist.

In einem Fazit zu den theoretischen Konsequenzen (2.3) wird die bereits genannte These der Doppelstruktur begrifflich ausgearbeitet, epistemologisch spezifiziert und als „doppelte Konstitution der Soziologie“ markiert. Die methodologischen Konsequenzen formulieren die Bedingungen einer Untersuchung der Soziologie. Denn die letztlich gegebene doppelte Reflexivität dieser Arbeit spiegelt sich auch in der Frage einer soziologischen Analyse der Soziologie wider.

Deshalb liegt im methodischen Teil (3) ein besonderes Augenmerk nicht nur auf der adäquaten Auswahl der Untersuchungsmethode, sondern auch auf dem Sampling. Dazu wird auf zwei unterschiedliche methodologische Stränge zurückgegriffen: die Grounded Theory und die dokumentarische Methode nach Bohnsack, die sich komplementär zueinander verhalten. So bietet die Grounded Theory insbesondere die Möglichkeit, das theoretische Sampling der Soziologie zu reflektieren. Denn die Auswahl der Interviewten ist vor dem Hintergrund der Soziologie als einer stark ausdifferenzierten Disziplin besonders wichtig. Die dokumentarische Methode wiederum findet in der Auswertung der Interviews Anwendung. Über diese Methode ist es möglich, vergleichend-hermeneutisch zu analysieren, wie Soziologinnen und Soziologen Grenzen zu ihrem Untersuchungsgegenstand konstruieren (3.1). Empirisch analysiert werden die Interviews in zwei Abschnitten: das Verhältnis zur Soziologie (4.1) und das Verhältnis zwischen Soziologie und Untersuchungsgegenstand (4.2) betreffend. Ein Zwischenfazit (4.3) reflektiert zunächst die relevanten Ergebnisse der Analyse, während Abschnitt 5 und 6 Grenzziehungen der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand in einen größeren Reflexionskontext stellt – in Hinblick auf eine Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie – und eine Reformulierung des Verhältnisses der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand anbietet.

2 Theoretischer Teil: Soziologie und ihre Grenzen

2.1 EINE HISTORISCHE KONTEXTUALISIERUNG

Ziel dieses Kapitels ist es, das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand aus historischer Sicht zu reflektieren, nicht jedoch, die Entstehung der deutschen Soziologie genau darzustellen.¹ Das Grenzproblem soll zunächst historisch aufgerollt und anhand ausgewählter Debatten problematisiert werden. Diese lassen sich grob vier Zeitabschnitten zuordnen. Die – unweigerlich beschränkte – Auswahl lehnt sich an Kieserling (2004) an. Zu beachten ist auch, dass im Folgenden zwar von der „deutschen“ Soziologie die Rede sein wird. Dabei kann aber nicht reflektiert werden, inwiefern streng genommen überhaupt von einer „deutschen“ Soziologie gesprochen werden kann, wenn man sich die personale Mobilität und die weitreichenden Einflüsse vor Augen führt, die wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen anderer Länder auf den deutschen Kontext hatten. Beispielhaft wäre hier etwa der Einfluss der USA

1 So beansprucht die Soziologiegeschichte ein eigenes theoretisches und methodisches Terrain. Die Analyse von Soziologiegeschichte wird aus dieser Perspektive nicht nur als „Geschichtsschreibung“, sondern als eine Methode begriffen (Lepenies, 1981a; Lepenies, 1981b; Moebius, 2004; Moebius, 2006; Kieserling, 2004; Beck et al., 2000). Lepenies (1981a) begründet dies damit, dass spätestens seit der Kuhn’schen Wende (Kuhn, 2003[1962]) Wissenschaftsgeschichte erstens theoriefähig und zweitens soziologiebedürftig wurde. So wandte letztlich auch die Soziologie ihre Methoden auf sich selbst an und sah – im Kontext einer Krise des eigenen Selbstverständnisses – die Notwendigkeit einer „Re-Historisierung“ der Disziplin, bis zu dem Punkt, sich „neu“ zu erfinden. Historische Entwicklungen folgen aus dieser Perspektive keinem linearen Modell (Lepenies, 1981a; Wagner, 1990).

auf die deutsche Nachkriegssoziologie, und zwar sowohl in methodisch-theoretischer als auch in förderpolitischer Hinsicht (siehe dazu auch Fleck, 2007).

Um die Diskurse zu strukturieren, wird auf drei Formen der „Institutionalisierungsgeschichte“ (Lepenies, 1981a, S. XXVII) zurückgegriffen, die sich in Form kognitiver, sozialer und historischer Identitätsentwicklungen äußern: 1. Die kognitive Identität beschreibt die Einzigartigkeit und Kohärenz soziologischer Orientierungen, Paradigmen, Problemstellungen und Forschungswerkzeuge des Fachs. 2. Die soziale Identität markiert Versuche der Disziplin, sich durch Institutionalisierungsprozesse organisatorisch zu stabilisieren. 3. Die historische Identität bezeichnet die Schaffung eines Rahmens für eine Geschichtsrekonstruktion, auf dessen Narrative sich prinzipiell alle Mitglieder berufen können (Lepenies, 1981a, S. I).

Zunächst also wird auf die frühe Soziologie sowie ihre Bemühungen eingegangen, sich als eigenständiges Fach zu etablieren. Zu diesem Zweck ist sie darauf angewiesen, ihre Einzigartigkeit hervorzuheben und ihre kognitive Identität zu stabilisieren. Vor allem die Abgrenzung der Soziologie zu anderen Disziplinen spielte in Hinblick auf Grenzziehungen eine übergeordnete Rolle, ebenso wie der Nachweis ihrer „Wissenschaftlichkeit“ und der damit verbundenen Distanzierung von sozialreformatorischen Ansprüchen. Als paradigmatisch ist hier der Werturteilstreit anzusehen, der auch in der Etablierung einer historischen Identität der Soziologie eine besondere Bedeutung erlangte. Trotz dieser Bemühungen konnte sich die Soziologie in dieser entscheidenden Phase nur mangelhaft wissenschaftlich konsolidieren.

Der zweite Abschnitt umfasst die Phase der Nachkriegszeit, in der sich die Soziologie flächendeckend institutionalisierte. Debatten um die Grenzen zu ihrem Untersuchungsgegenstand wurden in Hinblick auf die Rolle der Soziologie in der Gesellschaft geführt, oder, aus systemtheoretischer Sicht betrachtet, in Bezug auf ihre Teilnahme am politischen System. In diesem Zusammenhang experimentierte die Soziologie mit Zuordnungen wie „rechten“ und „linken“ Soziologien (Kieserling, 2004, S. 37). Die dazugehörige Debatte, die auch zur Ausbildung einer historischen Identität beitrug, fand ihren Ausdruck im Positivismusstreit.

Der dritte Abschnitt beinhaltet die politische Konsolidierung der Soziologie. Hier wollte sie dadurch weitreichende soziale Verbesserungen erzielen, dass sie sich mit Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft zusammenschloss. Ihre kognitive Identität war an die sogenannte Verwendungsforchung geknüpft, die versuchte, die „Praxiserfahrungen“ der Soziologie adäquat in ihre disziplinäre Selbstbeschreibung aufzunehmen (Beck, 1982a).

Die letzte Phase zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Disziplin von praxisorientierter Soziologie abkehrte und sich intern ausdifferenzierte. Grenzdebatten verschoben sich auf das „Innere“ der Disziplin, während Versuche, eine berufsbezogene Soziologie zu institutionalisieren, aus der Disziplin ausgelagert wurden. Beispielhaft ist hier die Gründung eines Berufsverbands deutscher Soziologinnen und Soziologen als angewandtes Pendant zur Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Diese Neugründung weist darauf hin, dass „angewandte“ Soziologie keinen Platz in der sozialen Identität der akademischen Soziologie findet.

Gemeinsam ist all diesen Debatten, dass die Doppelstruktur der Soziologie divers verhandelt wird und dass – in unterschiedlicher Weise – Grenzen gezogen wurden. Die Darstellung folgt hier zwangsläufig einer linearen Logik, was dem geschichtlichen Ablauf nicht ganz gerecht werden kann: Über die beschriebenen Phasen hinaus ist in den Grenzdebatten eine historische Regelmäßigkeit festzustellen, sprich, sie tauchen in Wellenbewegungen auf (Lepenies, 1981a; Wagner, 1990).²

2.1.1 Die frühe Soziologie: Die Semantik der Wertfreiheit

„Die Soziologie lehnt es nicht ab, zum Ausbau ‚praktischer‘ Disziplinen fortzuschreiten. Wohl aber weist sie es aus wissenschaftlichen Gründen zurück, die Gesichtspunkte und Interessen der Praxis bei der Entwicklung der Forschungsziele zu berücksichtigen, weil diese die Erkenntnis leicht in die Irre leiten können. Damit ergibt sich eine klare Trennung von aller Sozialethik, Sozialreform und Sozialpolitik im Sinne eines umfassenden Systems der sozialen Praxis.“ (König, 1958, S. 9)

Grenzziehungen zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand waren von besonderer Relevanz für ihre Gründung. Das oben angeführte Zitat belegt in erster Linie die Ansicht, dass sich die Soziologie von anderen Strömungen wie der Sozialethik oder der Sozialreform abgrenzen musste, um sich als Disziplin im wissenschaftlichen Feld zu definieren und zu etablieren. Dennoch verweist dieses Zitat auch auf die doppelte Mission der Soziologie: zu einer praktischen Disziplin zu werden, ohne sich in ihren Werturteilen mit der Praxis zu verstricken. Das Problem ihrer Doppelstruktur wird in Hinblick auf mögliche Lösungen also bereits angesprochen.

2 Grundlage für weite Teile dieses Kapitels bildet der Aufsatz „Ewig umstritten – Soziologie zwischen Engagement und Distanzierung“; siehe Mevissen, 2016.

Die Distanzierung von ihrem Gegenstand spielte eine wesentliche Rolle in den Debatten um die wissenschaftliche Legitimität der Soziologie. Ebenso prägend war für ihre Anfänge der Gedanke der gesellschaftlichen Nützlichkeit, inspiriert von einem Steuerungsoptimismus³ des 19. Jahrhunderts, der sich auf soziale, ökonomische und politische Veränderungen zurückführen lässt (Streek, 2015). So waren beispielsweise Claude Henri de Saint-Simon und andere Wegbereiter der Soziologie, darunter Auguste Comte und Émile Durkheim, von der Hoffnung geleitet, mit ihren Erkenntnissen zur allgemeinen Wohlfahrt beitragen zu können und „die soziale und politische Integration einer aus den Fugen geratenen Industriegesellschaft entscheidend [zu] fördern“ (Badura, 1982).

„[W]ir meinen, daß unsere Untersuchungen nicht der Mühe wert wären, wenn sie nur spekulatives Interesse hätten. Wenn wir aber sorgfältig die theoretischen von den praktischen Problemen trennen, wollen wir doch nicht die letzteren vernachlässigen: wir wollen uns im Gegenteil rüsten, sie besser zu lösen.“ (Durkheim, 1977[1893], S. 73)

Die Debatten um die doppelte Mission der Soziologie fanden ihren Ausdruck im Werturteilsstreit.⁴ Dieser ist als eine erste Auseinandersetzung um die Deutungs- hoheit unterschiedlicher Ausrichtungen innerhalb der Soziologie zu verstehen. Er trug entscheidend dazu bei, dass eine soziale Identität der Soziologie entstand, wurde er doch überwiegend zwischen dem Verein für Socialpolitik und der sich 1909 formierenden Deutschen Gesellschaft für Soziologie ausgetragen. So forderte die Gruppe um Max Weber und Werner Sombart die strikte Trennung zwischen Sachaussage und Werturteil (Rammstedt, 1988):

„Wir alle wissen, dass unsere Wissenschaft [...] geschichtlich erst von praktischen Gesichtspunkten ausging. Die stete Vermischung wissenschaftlicher Erörterung der Tatsachen und wertender Raisonnements ist eine der [...] schädlichsten Eigenarten von Arbeiten unseres Fachs.“ (Weber, 1988[1922], S. 157)

-
- 3 Dieser Steuerungsoptimismus äußerte sich in den USA im Progressive Movement, in der Politik des New Deal und insbesondere während des Zweiten Weltkriegs in der Überzeugung, die Wissenschaft sei eine wichtige Unterstützung bei der Sicherung der Demokratie (Streek, 2015). Siehe dazu auch Calhoun, 2007; Turner et al., 1990.
 - 4 Auf die komplexen wissenschaftsphilosophischen und wissenschaftspolitischen Dimensionen kann hier nicht im Detail eingegangen werden. Für einen Überblick siehe Kaesler, 2014; Rammstedt, 1988; Ritsert, 2009.

Natürlich reagierte Max Weber damit auch auf den stark politisierten Universitätsalltag, in dem die Kathedersozialisten eine große Rolle spielten (Ritsert, 2009). Unter ihnen war der Vorsitzende des Vereins für Socialpolitik, Gustav Schmoller, der in diesem Zusammenhang das Werturteil in der Wissenschaft als legitimes Mittel betrachtete, um gesellschaftliche Praxis zu verändern und Lösungen für die „sociale Frage“ (Ritsert, 2009, S. 22) zu formulieren.

Obwohl auch für Max Weber eine Wertbeziehung⁵ zwischen Forschenden und Forschungsobjekt bestand, konnte es seiner Meinung nach niemals „Aufgabe einer Erfahrungswissenschaft sein [...], bindende Normen und Ideale zu ermitteln, um daraus für die Praxis Rezepte ableiten zu können“ (Weber, 1988[1922], S. 149). Er sah Soziolog(innen) immer in einen historisch-kulturellen Kontext eingebettet, Forschungsprobleme sind laut Weber deshalb historisch contingent (Kaesler, 2014).⁶

Dementsprechend grenzten sich auch die Vereine in ihren Prämissen stark voneinander ab: Während der Verein für Socialpolitik dieselbe, im Sinne einer Lösung für die Krisenphänomene der sich modernisierenden Gesellschaft, zum zentralen Bezugsproblem für theoretische Fragen erhob,⁷ distanzierte sich die DGS in ihrer Gründungssatzung von genau diesem Aspekt:

„Ihr Zweck ist die Förderung der soziologischen Erkenntnis durch Veranstaltung *rein wissenschaftlicher* Untersuchungen und Erhebungen, durch Veröffentlichung *rein wissenschaftlicher* Arbeiten und durch Organisation von periodisch stattfindenden deutschen Soziologentagen.“ (DGS 1910 zitiert nach Glatzer, 1995, S. 218, Hervorhebung der Autorin)

5 Zwar nahm Max Weber eine solche Wertbeziehung für alle Wissenschaften an. Als besonders bedeutsam sah er sie jedoch für die Sozialwissenschaften. Hier sei angemerkt, dass die Debatte um die Werturteilsfreiheit von Webers Überlegungen zur Wertbeziehung zu trennen ist (Kaesler, 2014).

6 Siehe auch Wagner, 1990; Wagner et al., 1994.

7 Im Werturteilstreit ging es nicht nur um die „sociale Frage“ (Ritsert, 2009, S. 22). Verhandelt wurde auch die wissenschaftliche Zukunft der Ökonomie, wobei sich grundlegende wissenschaftstheoretische Prämissen gegenüberstanden. Es ging in diesem Sinn um den „wissenschaftslogischen Status von Sätzen der Nationalökonomie“ (Ritsert, 2009, S. 22). Während die klassische Wirtschaftslehre sich als Einheit der Wissenschaftstheorie begriff, in der auch Implikationen für die politische Praxis abgeleitet wurden, baute D. Ricardo die Volkswirtschaftslehre aus, als eine strenge Wissenschaft einer Physik des Sozialen (Ritsert, 2009, S. 22 f.).

Es ist nach wie vor ungeklärt, inwiefern die Gründung der DGS als Konkurrenz oder Ergänzung zum Verein für Socialpolitik gesehen werden kann (Kaesler, 2014; Rammstedt, 1988). Zweifelsfrei ist aber, dass es die Werturteilsfreiheit war, auf die sich alle Gründungsmitglieder 1909 in ihrer Satzung einigen konnten (Rammstedt, 1988). Für Fachvertreter wie Tönnies und von Wiese sollte sich die Soziologie als werturteilsfreie Wirklichkeitswissenschaft in der Universitätslandschaft etablieren (Kaesler, 2014) und von einem politischen (sozialistischen) Programm distanzieren. Mithilfe dieses Vorgehens konnte sie zumindest in Teilen eine eigenständige Position einnehmen, da sie sich selbst als eine „objektive“ und „neutrale“ Wissenschaft beschrieb. Obwohl die DGS in den Folgejahren nicht in der Lage war, das Postulat der Werturteilsfreiheit konsequent umzusetzen, half es ihr, gesellschaftliche wie auch wissenschaftliche Legitimität zu erlangen.

Die Frage nach objektiver Erkenntnis in der Soziologie wurde auch im Streit um die deutsche Wissenssoziologie verhandelt. Protagonist in diesen frühen Debatten um die Möglichkeiten soziologischer Erkenntnis ist Karl Mannheim. Er geht – ähnlich wie Max Weber – von der historischen Kontingenz soziologischen Wissens aus. Dieses wird aus seiner Sicht nicht von theoretischen Aspekten beeinflusst, sondern von „Seinsfaktoren“ (z.B. Generationen, Klassen, Schichten, Denkschulen etc.). Sein Anliegen war es, das Entstehen unterschiedlicher Ideologien in seiner Epoche zu erklären. Diese erwachsen laut Mannheim aus einer „Seinsverbundenheit“ (Mannheim, 1984, S. 65) des Wissens und sich daraus formierenden Denkstilen. Mannheim beschäftigt die Frage, wie soziologische Erkenntnis möglich ist, wenn Soziolog(inn)en Teil des ideologischen Gefüges sind, in dem sie leben. Letztlich verweist er, wie bereits in anderer Form Weber, auf die Doppelstruktur der Soziologie und die damit verbundenen Möglichkeiten soziologischen Wissens. Wie also ist „Objektivität“ möglich, wenn doch die Soziologie Teil ihres Untersuchungsgegenstandes ist? Im Gegensatz zu Max Weber geht es Mannheim nicht um die strikte Trennung zwischen Sachausage und Werturteil, sondern um die Bildung einer „freischwebenden Intelligenz“, die den relationalen Charakter unseres Wissens anerkennt. Diese kann nur entstehen, wenn die Akteure in der Lage sind, unterschiedliche Denkstandpunkte einzunehmen und zu reflektieren. Die Wissenssoziologie sollte es sich Mannheim zufolge deshalb zur politischen Aufgabe machen aufzudecken, wie diese Standpunkte zustande kommen. Damit würde sie zur gesellschaftlichen Aufklärung beitragen und durch ihre Integrations- und Erziehungsleistung die wichtige Aufgabe erfüllen, die Demokratisierung der Gesellschaft in der Weimarer Republik zu fördern (Knoblauch, 2010).

Wie sich bereits in diesen Ausführungen zeigt, bestand die Soziologie in ihren Anfängen aus einem gering organisierten und intellektuell hoch diversifizierten Feld (Kaesler, 1984). Deshalb war sie einem starken Druck der „kognitiven Organisierung“ (Wagner, 1990, S. 486) ausgesetzt. So wurde zu Beginn des Prozesses der Institutionalisierung der Soziologie einige Arbeit drauf verwandt, die Grenzen der Disziplin in Hinblick auf andere Fächer zu definieren (Wagner et al., 1994; Jazbinsek et al., 2001; Calhoun, 2007; Evans, 2008), und Fachvertreter beschränkten sich auf Themen, die weder mit den Wirtschaftswissenschaften noch mit der Staatsrechtslehre oder den Geschichtswissenschaften in Konflikt kamen. Diese Art von Soziologie entsprach deshalb nicht dem durkheimianischen Anspruch einer „imperialistischen“ Soziologie; sie reduzierte sich vielmehr auf Themen der „nicht-wirtschaftlichen“ und „nicht-staatlichen“ sozialen Realität (Wagner, 1990, S. 486 f.). Diese Reinheit der soziologischen Betrachtungsweise war wichtig für die soziale Identität des Fachs. Sie war es auch für die Entstehung einer kognitiven Identität, weil die Soziologie dadurch ihre „Wissenschaftlichkeit“ etablierte. Grenzen wurden demnach überwiegend nach außen gezogen, was den Gegenstand der Soziologie selbst eingrenzte: „Grenzen nach außen bedeuteten auch eine Begrenztheit des Raumes nach innen.“ (Wagner, 1990, S. 478)

Jedoch scheiterten Ansätze einer adäquaten kognitiven Schließung, was Wagner als „wissenschaftlich-institutionelle[s] Dilemma“ der Soziologie bezeichnet (Wagner, 1990, S. 486). Aufgrund des disziplinär vororganisierten Feldes konnte sich – trotz aller Bemühungen, eine soziale und kognitive Identität zu etablieren – kein einheitliches soziologisches Paradigma ausbilden. Max Weber wie auch Karl Mannheim wollten die kognitive Konsolidierung zugunsten einer kognitiven Identität der Soziologie vorantreiben, indem jeder für sich ein soziologisches Paradigma zu formulieren versuchte (Kaesler, 2014). Zwar formulierte Max Weber wissenschaftlich wie institutionell erfolgreich eine historische Soziologie. Jedoch war diese stark an ihn als Person gebunden und erwies sich deshalb als „institutionell nicht reproduzierbar“ (Wagner, 1990, S. 486). Auch Karl Mannheims Anspruch, in Form seiner Wissenssoziologie ein allgemeingültiges Paradigma für die Soziologie zu formulieren, war nicht von Erfolg gekrönt. Seine Wissenssoziologie rief vielmehr Kontroversen hervor, die im „Streit um die Wissenssoziologie“ (Meja et al., 1982) kulminierten. Es gelang ihm nicht, die Stellung seiner Wissenssoziologie im soziologischen Erkenntnisprozess zu festigen.

Aufgrund der fehlenden kognitiven Schließung und eines Nebeneinanders diverser soziologischer Konzepte, fehlte der Soziologie schon in frühen Jahren ein disziplinärer Kern, der definierte, was das Fach ausmacht und was Fortschritt

in der Soziologie bedeutet (Wagner, 1990; Cole, 1994). Demzufolge erlangte der Werturteilsstreit als zentral geführte Debatte in der Disziplin besondere Bedeutung für die weitere Entwicklung einer kognitiven und historischen Identität der Soziologie. Gerade die Werturteilsproblematik ist als eine Aushandlung der Grenzproblematik der frühen deutschen Soziologie zu begreifen. Ritsert schreibt entsprechend:

„[Der Werturteilsstreit] lässt sich in einer entscheidenden Hinsicht als Auseinandersetzung darüber verstehen, wie die Beziehungen zwischen wissenschaftlicher Arbeit und gesellschaftlicher Praxis tatsächlich aussehen und wie sie einzuschätzen, also zu bewerten sind. Es geht daher nicht nur um die tatsächlichen (wirklichen) Arten und Grade des Zusammenhangs (welche Relationstypen darunter auch immer zu verstehen sind) zwischen wissenschaftlicher Theorie und gesellschaftlicher Praxis, sondern auch um (nach welchen Kriterien auch immer) als legitim oder illegitim bewertete Fälle ihres Zusammenhangs. Im Werturteilsstreit werden diese Relationen mithin beschrieben und bewertet!“ (Ritsert, 2009, S. 15)

Eine Semantik, die sich in diesem Zusammenhang etablierte, war die einer „objektiven“ und „wertfreien“ vs. eine „wertgebundene“ Soziologie.

2.1.2 Soziologie nach 1945: Der Streit zwischen Sozialtechnologie und Aufklärung

„Die Entwicklungen der deutschen Soziologie nach 1945 können verstanden werden als Aufbau einer Wissenschaft aus dem Nichts sowie als Eintritt einer Disziplin in eine statusbewusste Wissenschaftsgemeinde und in die traditionelle Struktur der deutschen Universität.“ (Lüschen, 1995, S. 11)

Das Fach hatte sich in der Zeit des Nationalsozialismus nicht weiterentwickelt, viele namhafte Soziolog(innen) waren ins Ausland emigriert. Die in Deutschland verbliebene Soziologie wurde während des nationalsozialistischen Regimes zur „Soziotechnik“ (Clemens, 2001, S. 217) ausgebaut. Dennoch galt die Disziplin nach 1945 als relativ unbelastet und somit konnte ihr Ausbau in der Nachkriegszeit auch politisch begründet werden.⁸ Man versprach sich von der Soziologie

⁸ An dieser Stelle sei angemerkt, dass die Rolle der Soziologie im Nationalsozialismus umstritten ist. In diesem Rahmen kann jedoch nicht näher auf die betreffende Diskussion eingegangen werden. Unterschiedliche Positionen und Überblicksdarstellungen

wichtige Impulse in der „Re-education“ der Gesellschaft (Clemens, 2001; Lüschen, 1995). Die öffentliche Anerkennung der Soziologie war in den 1950er- und 1960er-Jahren besonders groß, obwohl sie sich überwiegend auf einige wenige, aber international renommierte Fachvertreter mit einer kleinen Zahl von Schülern konzentrierte. Insbesondere Helmut Schelsky wurde mit seinen Werken wie „Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend“ (Schelsky, 1952) oder „Die skeptische Generation“ (Schelsky, 1963) zur Stimme der Soziologie im universitären Umfeld wie auch in der Öffentlichkeit. René König wiederum war an der Etablierung einer methodologisch fundierten, kritisch rationalen „objektiven“ Soziologie interessiert und verfolgte damit konsequent die wissenschaftliche Mission der Soziologie (Lüschen, 1995).

Über die Frage, ob die Soziologie eine „wissenschaftliche“ Mission verfolgen kann, wurde in den Folgejahren im Positivismusstreit⁹ heftig debattiert. René Königs Kölner Schule zählte hier jedoch nicht zu den Protagonisten. Als Hauptakteure galten Vertreter der kritischen Theorie, wie Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas, sowie Anhänger des kritischen Rationalismus, darunter Karl R. Popper und Hans Albert (Adorno et al., 1975). Obwohl insbesondere in Köln die Soziologie unter der Leitung von René König als eine der präzisesten und einflussreichsten Schulen Deutschlands galt, errang gerade die Frankfurter Schule, aus der sich die kritische Theorie entwickelt hatte, während der Studierendenproteste besondere Bedeutung, und zwar sowohl für die Öffentlichkeit als auch in der internationalen Soziologie. Vor allem durch ihr „historische[s] Flair“, das als „typisch deutsche Tradition“ (Lüschen, 1995, S. 22) angesehen wurde, trug die Frankfurter Schule wesentlich zur Etablierung einer kognitiven Identität der Soziologie bei. Andere, bis dato einflussreiche Schulen, wie Köln (König) und Münster (Schelsky), verloren an Einfluss (Lüschen, 1995). Der „Erfolg“ des Positivismusstreits und die damit einhergehende zunehmende Einflussnahme der kritischen Theorie mag mitunter auch zusammenhängen mit der Schlagkraft der Debatte in Hinblick auf die Doppelstruktur der Soziologie als übergreifende Identitätsproblematik. Beide Seiten bestritten nicht, dass in der Wissenschaft Werturteile existieren, waren aber uneinig über die Konsequenzen, die daraus für die Soziologie zu ziehen seien.

Eingeläutet wurde der Positivismusstreit auf einer Tübinger Arbeitstagung der DGS im Jahr 1961 (Ritsert, 2009). Er fand 1968 seinen Höhepunkt auf dem 16. Deutschen Soziologentag in Frankfurt mit dem Titel „Spätkapitalismus oder

geben Kaesler, 1984; Klingemann, 1996; Lepsius, 1981; Schnitzler, 2012; Schelsky, 1981.

9 Für einen umfassenden Überblick siehe Ritsert, 2009.

Industriegesellschaft“ (Adorno, 1969).¹⁰ Standpunkt der kritischen Theorie war, dass Theorie und Praxis in einer Synthese gesehen werden mussten (Beck, 1974). Die Doppelstruktur der Soziologie ist in diesem Sinn anzuerkennen, beinhaltet also die Einbindung der Soziologie in ihren Untersuchungsgegenstand. Objektive Soziologie ist aus dieser Sicht nicht möglich. Die Anerkennung einer solchen Soziologie reproduziere lediglich bestehende Ideologien im System. Die Realität aber ließe sich also nicht auf Basis objektiver Daten erfassen. Vielmehr müsse sich die Soziologie – wie wir bereits von Mannheim gehört haben – in der Totalität des Zeitgeistes und seiner Ideologien begreifen (Knoblauch, 2010). Sie könne nur praxisrelevant bzw. emanzipatorisch wirken, wenn sie sich dieser Einbettung bewusst wird und dieses Bewusstsein „als Instrument zur Befreiung aus unbegriffenen Zwängen“ (Beck, 1974, S. 15) einsetzt.

Der kritische Rationalismus hingegen vertrat, dass es durchaus möglich sei, soziale Wirklichkeit objektiv zu erfassen. Wissenschaft und Gesellschaft lassen sich also voneinander trennen, weshalb die Praxis auch Anstoß für die Forschung sein kann. Die Wissenschaft schlägt Lösungen für theoretische oder praktische Probleme vor, die, im Sinne des Falsifikationsprinzips, der ständigen Kritik unterworfen sind (Ritsert, 2009, S. 109). Prämissen des kritischen Rationalismus ist deshalb, „Wertvermischungen bloßzulegen und die rein wissenschaftlichen Wertfragen nach Wahrheit, Relevanz, Einfachheit und so weiter von außerwissenschaftlichen Fragen zu trennen“ (Popper, 1975, S. 115). Ganz anders als in der kritischen Theorie vertreten wird, der der kritische Rationalismus utopistische Weltverbesserungsvorstellungen vorwirft, stünde der Umbau der „Gesellschaft in Richtung auf (vermutlich) einlösbare Ziele“ (Ritsert, 2009, S. 121). Dieser Umbau wird vom kritischen Rationalismus mit Popper „Stückwerk-Technologie“ (Ritsert, 2009, S. 120) genannt; die Beteiligten werden als „Sozialingenieure“ (Ritsert, 2009, S. 121) bezeichnet.

Der Positivismusstreit ist letztlich auch als Grenzziehung zwischen Soziologie und Politik zu verstehen, wobei die Soziologie in eine „rechte“ und „linke“ Richtung unterteilt wurde. Er kreist überwiegend um wissenschaftstheoretische Debatten, in denen „unfriedlich nebeneinander existierende [...] Denkschulen in ihren gegensätzlichen Wunschbildern von Wissenschaft und Praxis aufeinander[prallten]“ (Beck, 1982a, S. 2). Der Positivismusstreit ist deshalb vor dem Hintergrund einer mangelnden kognitiven Konsolidierung der Soziologie zu betrachten – es standen sich zwei Paradigmen gegenüber, die die Soziologie bereits

10 Insbesondere die Zunahme der quantitativen Methoden und die damit verbundene Marktforschung, die sich in diesem Zuge in den USA entwickelte und Eingang in die deutsche Forschungslandschaft fand, waren Anlass für die Auseinandersetzung.

früh geprägt hatten: die des Positivismus und die einer historisch verstehenden Soziologie.

Eine Fortführung dieser Debatte fand zwischen Jürgen Habermas und Niklas Luhmann (Habermas et al., 1971) statt. Habermas, als Vertreter der Frankfurter Schule, betrachtete die Luhmann'sche Systemtheorie als „Entpolitisierung“, die Gefahr laufe, „herrschaftslegitimierende Funktionen zu übernehmen, die bisher von einem positivistischen Gemeinbewußtsein erfüllt worden sind“ (Habermas et al., 1971, S. 142):

„So kann die Systemtheorie der Gesellschaft als ein einziger groß angelegter Begründungsversuch für die praktische Empfehlung verstanden werden, daß eine unmittelbar sozialtechnologisch gerichtete Analyse überall da an die Stelle des vermeintlichen Diskurses über ohnehin nicht wahrheitsfähige praktische Fragen zu treten habe, wo mit den Illusionen einer Verwirklichung praktischer Vernunft, das heißt mit Demokratisierungstendenzen, noch nicht vollends aufgeräumt worden ist.“ (Habermas et al., 1971, S. 144)

Die Semantik, die sich hier etablierte, war die einer „Sozialtechnologie“ auf der einen und einer „Aufklärung“ auf der anderen Seite, die jeweils unterschiedliche Formen ausdrücken, mit der Doppelstruktur der Soziologie umzugehen. Diese beiden sind letztlich als Fortsetzung einer Semantik der „objektiven“, „sozialtechnologischen“ vs. einer „wertorientierte“, also „aufklärerische“ Soziologie der ersten Phase zu verstehen.

2.1.3 Politische Konsolidierung: Die Verwendungsfor schung zwischen „Theorie und Praxis“

Die Etappe der politischen Konsolidierung charakterisiert sich durch die Zunahme an finanziellen Ressourcen, der eine regelrechte Reformeuphorie vorausging. Deshalb kann sie auch als politische Institutionalisierung der Soziologie verstanden werden. Mit ihr geht die Etablierung nicht ausschließlich wissenschaftlich geleiteter Forschungsförderquellen und -einrichtungen einher.¹¹ Spätestens in den 1960er-Jahren hatte sich ein Wohlfahrtsstaat mit einem hohen Maß an Staatsinterventionismus und eine Wirtschafts- und Sozialforschung entwickelt, die auf diese Handlungsmaximen bezogen war (Wagner, 1990). Dieser Staatsinterventionismus war nicht nur geprägt von dem Glauben an die „Wissenschaft als Produktivkraft“ (Stöltzing, 1974), sondern ebenso durch die enorme Zunahme an soziologischem Wissen und der Zahl an Soziolog(inn)en, die auf den Ar-

11 Zur Entwicklung in den USA siehe Calhoun, 2007; Turner et al., 1990; Camic, 2007.

beitsmarkt strömten. Themen wie Familie, Bildung und Arbeit wurden im Rahmen unterschiedlicher lokaler Einheiten wie der Schule bearbeitet. Soziologisches Wissen drang damit nicht nur tiefer in verschiedene gesellschaftliche Bereiche vor, sondern es begannen sich auch diverse soziologische Expertisen zu differenzieren (Beck et al., 1984). Die Soziologie war im Zuge der Bildungsoffensive zu einem der 20 größten universitären Fächer aufgestiegen, dementsprechend hoch war also auch die Anzahl der Professuren, Lehrstühle und Studierenden (Lüschen, 1995; Siefer, 1995).¹² Die Auseinandersetzungen zwischen den politischen Lagern, den „Fortschrittlichen“ und den „Konservativen“, galten zwar als beendet. Dennoch hatte der flächendeckende Ausbau der Soziologie zur Folge, dass sich im Sinne einer sozialen Identität Standorte mit unterschiedlichen Ausrichtungen ausgebildet hatten: Hochburgen der sogenannten „Progressiven“ waren die FU Berlin, Bremen, Marburg und Frankfurt. Konservative Lager wurden dagegen eher in Köln, Mannheim und München verortet (Siefer, 1995).

Die Soziologie ging in diesem Zusammenhang eine schwierige Koalition ein: Zum einen sollte sie als Oppositionswissenschaft mit aufklärerischem Sendungsbewusstsein wirksam werden, zum anderen als Planungswissenschaft aktiv sein, um gesellschaftspolitische Reformen „wissenschaftlich zu begründen, anzuleiten und abzusichern“ (Clemens, 2001, S. 221). Die richtige Mischung aus „Engagement und Distanzierung“ (Elias, 1983) zu finden und sich nicht wissenschaftlich zu diskreditieren, konnte unter diesen Voraussetzungen kaum gelingen. Beispielhaft für ein solches Scheitern bei der Verwendung soziologischen Wissens ist das Forschungsprogramm „Humanisierung des Arbeitslebens“ (HdA). Es wurde in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Forschung und Technologie, dem Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung und unter Beteiligung der Industriesoziologie realisiert.

Gesellschaftliche Probleme waren Motor für die Entwicklung eines solchen Programms: Gestiegene Ansprüche an die Arbeitsbedingungen in Betrieben, die körperliche Überforderung am Arbeitsplatz, Belastung durch Schichtarbeit, Überstunden und hohes Arbeitstempo, Aspekte der Arbeitssicherheit wie auch die Sicherung der Vollbeschäftigung und des wirtschaftlichen Wachstums prägten die gesellschaftspolitischen Diskussionen. Ein Bündnis aus Bundesregierung, Gewerkschaften, Arbeitgeberverbänden und Wissenschaft strebte aufgrund dessen Reformen an und prägte vor allem die erste HdA-Phase von 1984 bis 1980 (Sauer, 2011). Man erwartete, durch die Beteiligung der Wissenschaft bessere

12 In diese Zeit fällt auch die Einrichtung einer soziologischen Fakultät in Bielefeld. In den großen Städten fanden aufgrund einer regelrechten Überschwemmung der Soziologie Seminare mit bis zu 1000 Studierenden statt (Siefer, 1995).

Ergebnisse hinsichtlich der Arbeitsschutzmaßnahmen in Betrieben zu erzielen, einen Beitrag zur inhaltlichen Erweiterung des Arbeitsschutzes zu leisten und durch Information und Beratung eine breite Bewegung zur „menschengerechten Arbeitsgestaltung“ in Gang zu setzen.

Aspekte der Arbeitsorganisation, der Beteiligung der Arbeitnehmenden und Entscheidungen über Arbeitsgestaltungsmaßnahmen wie auch der Aus- und Weiterbildung waren von wesentlichem Interesse.

„[I]m Rahmen des Forschungsprogramms HdA [sollten] praktische Lösungsvorschläge erarbeitet [werden], um

- die Grundlagen für die menschengerechte Arbeitsgestaltung im Bereich der Gesetzgebung, der staatlichen und außerstaatlichen Vorschriften zu verbessern,
- mit Hilfe humaner Arbeitstechnologien unzuträgliche Arbeitsverfahren abzulösen und durch neue technische Hilfsmittel bislang unzumutbare Arbeitsplätze zu verbessern,
- Modelle zur technischen Gestaltung von Arbeitsplätzen und zu arbeitsorganisatorischen Lösungen zu erarbeiten, an denen sich die Praxis orientieren kann,
- Wege zu öffnen, auf denen wissenschaftliche Erkenntnisse und Betriebserfahrungen in die Praxis umgesetzt werden können.“ (Salfer et al., 1981, S. 237 f.)

Aufgabe der Soziologie war es, in diesem Zusammenhang prospektives Gestaltungswissen zur Verfügung zu stellen (Lengwiler, 2005). Die damit verbundene Begleitforschung kann als eine Art ingenieurwissenschaftlich orientierte Sozialforschung bezeichnet werden, in der Erkenntnisse für die als notwendig erachteten Veränderungen in Betrieben generiert wurden. Sie sollten korrigierend (in Hinblick auf eine Veränderung) wie auch evaluierend (in Hinblick auf die Auswertung der implementierten Maßnahmen) eingesetzt werden (Lengwiler, 2005). Die Wissenschaftseuphorie wurde jedoch tief enttäuscht: Die Soziologie war genauso wenig auf eine Konfrontation mit ihrem Untersuchungsgegenstand vorbereitet wie dieser auf eine Konfrontation mit der Soziologie. Sie befand sich zunehmend wissenschaftlich in der Kritik und politisch unter dem Druck, anwendbare Ergebnisse zu erzeugen.

Es folgte daraufhin eine Welle der „wissenschaftlichen Selbstthematisierung“ (Beck et al., 1984, S. 381), der sogenannten Verwendungsforchung, denn die Erfahrungen waren geprägt von:

„Enttäuschungen und Ängsten im soziologischen Umgang mit praktischen Problemen und Entscheidungswängen: Die bisherigen Diskussionsrunden waren Theorie-Praxis-Kontroversen einer Soziologie *auf dem Wege, aber noch vor den Toren* der Praxis, wäh-

rend heute eine Soziologie *in der* Praxis und *im Dienste der* Praxis zu diskutieren beginnt.“ (Beck, 1982a, S. 3, Hervorhebung im Original)

Die Verwendungsforchung argumentierte, die Soziologie hätte schlicht die Eigenlogik bestimmter Bereiche nicht mitbedacht (Beck et al., 1984). Genauso wenig wäre es ihr möglich, auf einer Ebene mit der Praxis zu kommunizieren (Bundesminister für Forschung u. Technologie, 1987). Vielmehr sähe sie ein Rationalitätsgefälle zwischen ihr und denen, die sie untersuche, und wolle die „soziologielosen Eingeborenen“ (Beck et al., 1989a, S. 40) missionieren, um das allgemeine Rationalitätsniveau der Gesellschaft zu heben.

So befinden die Vertreter(innen) der Verwendungsforchung weiter, dass die Soziologie es mit einer Gesellschaft zu tun hätte, in der bereits eine „primäre Versozialwissenschaftlichung“ stattgefunden habe (Beck et al., 1989a). Max Webers Postulat der „Entzauberung der Welt“ (Weber, 2002b, S. 488) durch die Soziologie sei aus dieser Sicht schlichtweg überholt. Rezipienten soziologischen Wissens seien demzufolge anders zu sehen:

„[Sie sind] nicht mehr bloße ‚Objekte‘ der Verwissenschaftlichung [...], sondern [werden] zu potentiellen ‚Subjekten‘ in dem Sinne [...], daß sie auf der Grundlage eines durchgesetzten Zwangs zu ‚rationalen Argumentationen‘ die wissenschaftlichen Interpretationsangebote aktiv handhaben können. Dies bedeutet zugleich, daß die im Zuge der ‚primären‘ Verwissenschaftlichung eingeschliffenen Deutungsmuster nicht mehr die Aura definitiv wahrer Erkenntnisse haben, sondern wissenschaftsextern wie -intern zu ‚sozialen Konstruktionen‘ relativiert werden, welche die Wirklichkeit durchaus verfehlten.“
(Beck et al., 1984, S. 385, Hervorhebung im Original)

Die Soziologie habe also nicht mehr die absolute Deutungshoheit über ihre Erkenntnisse. Ihr Gegenstand habe sich quasi von ihr emanzipiert und wirke auf sie zurück. Es könne deshalb auch nicht zwangsläufig ein direkter Zusammenhang zwischen der Soziologie und ihrer Verwendung hergestellt werden. Vielmehr ist die These der Verwendungsforchung, dass sich die Soziologie ihrer „sozialwissenschaftlichen Identität“ (Beck et al., 1984, S. 384) entledigen und ihr Wissen trivialisieren (Lau, 1984) müsse, um wirksam zu werden. Als Folge dessen wurde gefordert, das Verhältnis von Theorie und Praxis in Bezug auf Wissenschaftsgeschichte und -theorie bis hin zum Aspekt der Auflösung sozialwissenschaftlichen Wissens neu zu reflektieren (Beck et al., 1984).

Diese Überlegungen können als Angebot einer praxisorientierten kognitiven Identität an die Soziologie verstanden werden. Von der Disziplin selbst wurden sie allerdings wenig rezipiert.¹³

Trotzdem offenbaren diese Ausführungen das Grenzproblem der Soziologie, das sie in Hinblick auf ihre Doppelstruktur hat: Denn obwohl sich die Verwendungsfor schung um eine methodisch-theoretische Fundierung einer praxisaffinen Soziologie bemühte (Beck, 1982b; Beck et al., 1989b; Berger, 1980; Bruder, 1980; Wingens, 1988; Wingens et al., 1989), nahm die Sorge zu, dass die Soziologie sich „mehr und mehr zu einer Legitimationsressource politisch-administrativer Programme“ (Lau et al., 1989, S. 3) entwickelte.¹⁴

Aus dieser Konstellation entstand das politisch-institutionelle Dilemma: Sozialwissenschaftliche Diskurse, nach innen wenig einig und gefestigt, standen zunehmend einer staatlichen Forschungspolitik gegenüber, die mit direkten Praxisinteressen verbunden war (Wagner, 1990, S. 54). Daraus folgt für Wagner, dass sich die Bewertungskriterien wissenschaftlicher Arbeit zunehmend – und unter Erhalt der organisatorischen Autonomie der Soziologie – in Richtung Anwendbarkeit soziologischen Wissens verschoben, was auch zu einer kognitiven Reorientierung des Fachs führte. Dennoch konnte sich auch durch die Gründung von Instituten angewandter Sozialforschung (bspw. das SOFI Göttingen oder die Sozialforschungsstelle Dortmund, Clemens, 2001) keine „angewandte“ soziale und kognitive Identität etablieren. Im Gegenteil: Die Wissenschaftlichkeit der Soziologie wurde wie gesagt zunehmend hinterfragt, was mit Forderungen einherging, die „Definitionsressource Soziologie“ neu zu verhandeln (Lau et al., 1989, S. 3) und das Fach zu reformieren.

-
- 13 Auch heute noch lassen sich kaum Versuche einer Auswertung der Verwendungsstudien finden, wohingegen Debatten um den Positivismusstreit und den Werturteilsstreit nach wie vor breit rezipiert werden.
 - 14 Zudem wurde im Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg die These der „Finalisierung der Wissenschaft“ (Boehme et al., 1973) aufgestellt, die zu heftigen Debatten führte. Die These lehnt sich an das Kuhn'sche Modell wissenschaftlicher Paradigmen an. Sie sagt aus, dass die politische Steuerung der Grundlagenforschung zumindest für einen gewissen Zeitraum als normale Erscheinung zu deuten sei (Lengwiler, 2005).

2.1.4 Die Therapie von der Praxis: Verschiebung des Grenzdiskurses auf interne Debatten

Die Folgejahre sind deshalb als Rückbesinnung auf das wissenschaftliche Kerngeschäft zu begreifen. So wurde angestrebt, die praxisorientierte Soziologie aus der Disziplin auszulagern und als berufspolitische Professionalisierung zu markieren. Für das Fach selbst galt die Haltung einer „kritischen Praxisdistanz“ (Beck et al., 1984, S. 382) als erstrebenswert. Soziologie hatte sich auf ihre Rolle als selbstreferenzielle „praxisentlastete“ Wissenschaft zu besinnen und somit den Weg für die Wiederherstellung des Fachs zu ebnen (Dreitzel et al., 1983; Offe, 1982). Die Trennung zwischen einem „Innen“ der Disziplin, das „frei ist von schnell wirkende[n] Patentrezepte[n]“ und „rasch befreide[n] Großlösungsstrategien“ (Dreitzel et al., 1983), und einem „Außen“, der Gesellschaft, sollte mit der Durchsetzung des „Luhmannschen systemtheoretischen Dogmas“ (Streek, 2015, S. 73) erzielt werden, wonach Subsysteme in funktional ausdifferenzierten Gesellschaften einer Eigenlogik unterworfen sind. Disziplinäre Selbstverständigung beruht demnach auf rein selbstreferenziellen Kriterien und folgt selbstbezogenen Zielwerten.

Die berufspolitische Professionalisierung der Soziologie hingegen wurde in einem „Außen“ verortet, bspw. in der soziologischen Organisationsberatung. Diese knüpft an die Erfahrungen der Industriesoziologie aus den 1970er-Jahren an. Obwohl sie die Rückbindung an die akademische Soziologie anstrebe (Hovald et al., 2002), kam es zu einer Grenzziehung zwischen akademischer und beruflich ausgeübter Soziologie und dementsprechend zu einer Abspaltung professionalisierter Beratung von der akademischen Forschung (Latniak et al., 2004). Beispiel dafür ist die marktförmige Sozialforschung, die sich im außeruniversitären Feld institutionalisiert hat. Entsprechend formierte sich ein eigener Fachverband, der zum Entstehen einer sozialen Identität der Soziologie im außeruniversitären Feld beitrug: Neben der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gründete sich der Berufsverband deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS) im Jahr 1976. Er vertritt bis heute die praxisnahe Soziologie sowie Soziolog(inn)en, die überwiegend außerhalb der Wissenschaft tätig sind. Die Verbände haben kaum Berührungspunkte, obwohl sie dies bei der BDS-Gründung anstreben. So hielt Norbert Elias den Eröffnungsvortrag auf dem Gründungskongress des BDS (Voigt, o.J.). Ein Teil der Disziplin sah jedoch in einer Trennung zwischen rein akademischer und praxisrelevanter Soziologie eine falsche Professionalisierung (Beck et al., 1984; Badura, 1980; Nunner-Winkler et al., 1981). Stattdessen sollte die klare Unterscheidung eines „Innen“ und „Außen“ vermieden werden, also die Vorstellung einer sich selbst genügenden Wissenschaft, der

eine optimierte Bereitstellung von Dienstleistungen für die Praxis gegenübersteht: „Der heutige Zankapfel heißt Zeitdiagnose.“ (Kieserling, 2004, S. 37) Zeitdiagnosen werden von Teilen der Disziplin als legitimer Umgang der Soziologie mit ihrer Doppelstruktur gesehen, weil sie sich darüber zwar in gesellschaftspolitische Debatten einbringt, dabei aber ihre Wissenschaftlichkeit wahrt. Dennoch wird von anderen Teilen der Disziplin angezweifelt, inwiefern begriffliche Zusitzungen wie „Industriegesellschaft“, „Informationsgesellschaft“ oder „Risikogesellschaft“ überhaupt einen Mehrwert zu soziologischen Debatten generieren, da sie sich stark an massenmedialer Anschlussfähigkeit orientieren (Kieserling, 2004).¹⁵ Über ihren Erfolg entscheiden letztlich nicht wissenschaftliche Kriterien, sondern die Massenmedien. Zeitdiagnosen entwickelten sich deshalb zu einem eigenen Genre. Osrecki (2011) beschreibt in diesem Zusammenhang eine weitere Grenzziehung, die sich in der Folge in einer Ausdifferenzierung von akademischen Soziolog(inn)en und Medienintellektuellen zeigt. Wiederum werden hier die Grenzen zwischen Soziologie und Gesellschaft verhandelt, und zwar konkret zwischen der Soziologie und den Massenmedien.

Wir sehen also in dieser Phase eine zunehmende Ausdifferenzierung, die letztlich damit verbunden ist, dass bestimmte Formen der Soziologie aus dem akademischen Diskurs ausgelagert werden: soziologisch professionalisierte Gesellschaftsexperten¹⁶ und Medienintellektuelle vs. eine akademisch orientierte Soziologie. Dies legt den Schluss nahe, dass sich Grenzdebatten zunehmend auf die internen Grenzen der Soziologie verlagern, und zwar auf die Frage, welche Art von Soziologie nun eigentlich im Kern der Disziplin steht und als die legitime Soziologie betrachtet werden kann. Die Soziologie hat also weder eine einheitliche soziale noch eine kognitive Identität entwickelt. Zudem ist zu verzeichnen, dass die Soziologie selbst einen enormen Siegeszug hinter sich hat. Diaz-Bone spricht in diesem Zusammenhang von der „Sozialforschung als Sozio-Epistemologie“ (Diaz-Bone, 2010, S. 3). Er greift die These einer grundlegenden Verstrickung von Soziologie und Gesellschaft in Hinblick auf sozialwissenschaftliche Methoden auf und beschreibt die Übernahme „kollektive[r], kognitive[r] Prozeduren und institutionelle[r] Strukturen der gesellschaftlichen Beobachtung, Planung und Regierung als Resultat [einer] ‚Versozialwissenschaftlichung‘ der Gesellschaft“ (Diaz-Bone, 2010, S. 16). Die Gesellschaft übernimmt

15 Vergleiche den Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie zu soziologischen Zeitdiagnosen (Friedrichs et al., 1998; Schimank, 2000). Zum Genre soziologischer Zeitdiagnosen siehe Osrecki, 2011.

16 Innerhalb von Komposita wie Gesellschaftsexperten, Experteninterviews u.ä. wird in dieser Arbeit nicht gegendert. Es sind jedoch stets beide Geschlechter gemeint.

also methodologische Erkenntnisinstrumente, gleichzeitig ist die Wissenschaft selbst dieser Quantifizierung durch gesellschaftliche Institutionen zunehmend unterworfen – in Form von Rankings und Ratings. Was sich daraus folgern lässt, ist, dass die Soziologie klar trennen muss – nämlich „echte“ Soziologie von dem, was gerade nicht Soziologie ist, sondern lediglich in der Gesellschaft als soziologisches Wissen oder soziologische Methoden diffundiert und ggf. auch angewandt wird.

2.1.5 Zwischenfazit

Dieser historische Abriss zentraler Grenzdebatten der Soziologie hat gezeigt, dass in den hier betrachteten Zeitabschnitten zum einen diverse Formen, zum anderen unterschiedliche Semantiken der Grenzziehung im Mittelpunkt der disziplinären Selbstverständigung standen. Deutlich geworden ist die doppelte Mission der Soziologie, in der Fragen der „Legitimation oder Zurückweisung eines Anspruchs auf gesellschaftliche Rationalisierung durch die Soziologie“ (Lau, 1984, S. 407, Hervorhebung im Original) diskutiert wurden. In all diesen Phasen wird deutlich, wie sie den Umgang mit ihrer Doppelstruktur reflektierte:

In den Anfängen der Soziologie ging es zunächst um die Etablierung ihrer sozialen wie auch kognitiven Identität in Hinblick auf ihre Möglichkeiten als „objektive“ bzw. „wertfreie“ Wissenschaft. Die Soziologie musste deshalb zunächst ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand klären, um ihre „Wissenschaftlichkeit“ im Vergleich zu anderen Disziplinen unter Beweis zu stellen. Das ist ihr jedoch nur teilweise gelungen. Die Soziologie konnte sich in dieser Zeit schwach bis gar nicht kognitiv konsolidieren, was auch dazu führte, dass sie sich, im Gegensatz zu anderen Disziplinen wie der Ökonomie, durch einen fehlenden „kognitiven Kern“ und dementsprechend viele „Ränder“ auszeichnete.

Obwohl in der Nachkriegszeit der institutionelle Ausbau der Soziologie voranschritt und auch ihre politische Anerkennung zunahm, konnte sie keine einheitliche Position in Hinblick auf ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand finden. Vielmehr wurden die Debatten unter dem Vorzeichen des Positivismusstreits wieder aufgenommen. In den Mittelpunkt rückten Reflexionen über die Position einer (linken oder rechten) Soziologie innerhalb der Gesellschaft. Dabei wurde auch hier insbesondere die Frage der Doppelstruktur verhandelt, also inwiefern die Soziologie fähig ist, Außenpositionen zu den bestehenden ideologischen Gesellschaftsstrukturen einzunehmen.

Während der sogenannten Verwendungsforchung setzten eine zunehmende politische Konsolidierung der Soziologie und die Orientierung an politischen Förderprogrammen ein. Im Folgenden zog die Soziologie insbesondere die

Grenzen zwischen ihrer „Wissenschaftlichkeit“ und den Anforderungen politischer Akteure an die Soziologie. Das Resümee aus dieser Zeit war ernüchternd, weil die Soziologie nicht in der Lage war, reflexiv mit ihrer Doppelstruktur umzugehen. Dass sie sich in die Praxis einmischte, beruhte vielmehr auf dem Glauben, die Gesellschaft – im Sinne einer „Entzauberung der Welt“ (Weber, 2002b, S. 488) – missionieren zu können. Damit ist sie jedoch gescheitert. Vielmehr fand sie sich in einem politisch-institutionellen Dilemma wieder: Eine nach innen wenig konsolidierte Disziplin musste zunehmend auf politische Forderungen reagieren. Die Soziologie testete quasi in der Praxis das, was zuvor im Positivismusstreit auf wissenschaftstheoretischer Ebene verhandelt worden war.

Aufgrund ihrer geringen kognitiven Konsolidierung hat die Soziologie bislang keine befriedigende Antwort darauf gefunden, wie mit ihrer Doppelstruktur umzugehen sei. Vielmehr ist eine Fragmentierung der Debatten zu beobachten, außerdem eine Ausdifferenzierung unterschiedlicher Soziologien. Zu Letzterem ist zu sagen, dass der Versuch unternommen wird, die akademische Soziologie als Kategorie im wissenschaftlichen Diskurs zu belassen und eine Expertensoziologie oder soziologische (Medien-)Intellektuelle aus der akademischen Soziologie auszulagern. Dies führt dazu, dass sich Auseinandersetzungen um die Grenzziehungen der Soziologie ebenso auf interne Diskussionen verlagert haben. Die Fragen, wie sich ein „Innen“ und „Außen“ definiert, wie sie mit Werturteilen umzugehen hat, kann die Soziologie letztlich nur selbstreflexiv klären. Zurück bleibt deshalb ein Grenzdiskurs, der sich auf einen disziplinären Kern be ruft.

Zudem zeigt sich in diesem kurzen historischen Abschnitt, dass in den diver sen Etappen auch unterschiedliche Semantiken zum Einsatz kamen, wenn es darum ging, Grenzen zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegen stand zu ziehen. Waren diese Grenzziehungen zu Anfang im Sinne einer wissen schaftlichen Konsolidierung insbesondere auf eine Semantik der „Werturteils freiheit“ und „Objektivität“ ausgerichtet, um sich von sozialreformatorischen Bewegungen zu distanzieren, so standen sich während des Positivismusstreits Semantiken der „Aufklärung“ und der „Sozialtechnologie“ gegenüber. Im Zuge der Verwendungsfor schung ging es dann vielmehr um die – wie der Name schon sagt – Semantik einer „Verwendung“ soziologischen Wissens in der „Praxis“. Die darauffolgende Ausdifferenzierung der Debatten, die unter anderem auf die starke Zunahme soziologischer Expertise in unterschiedlichen gesellschaftlichen Diskursen zurückzuführen ist, zeigt sich letztlich auch in der Semantik der Aus differenzierung von Michael Burawoys vier Soziologiearten, die jeweils einem unterschiedlichen Publikum und unterschiedlichen Aufgaben zugeordnet sind. Es wird deutlich, dass die Semantik der Grenzziehung zwischen Soziologie und

ihrem Untersuchungsgegenstand von Beginn an auf eine Differenzierung zwischen einem „Innen“, also der Soziologie, und einem „Außen“, der Gesellschaft, abzielt. Diese Grenzmarkierung hat sich seit den Anfängen der Disziplin in Hinblick auf die Etablierung einer kognitiven, historischen wie auch sozialen Identität auf das Vorbild des bestehenden, bereits vororganisierten kognitiven Feldes bezogen, in das sie sich einzuordnen hatte. Sie ist deshalb in ihrer Semantik stets darauf bedacht gewesen, ihren Gegenstand zu externalisieren und so mit ihrer Doppelstruktur umzugehen.

Die Erkenntnisse, die wir aus der historischen Kontextualisierung gewonnen haben, erlauben uns jedoch nicht, das Grenzproblem zu soziologisieren und als ein konkretes Handlungsproblem für Wissenschaftler(innen) zu konzeptualisieren. Zudem verfügen wir über kein adäquates soziologisches Vokabular, um dieses Handlungsproblem zu operationalisieren. Vielmehr geschehen die beschriebenen Selbstreflexionen der Soziologie auf wissenschaftstheoretischer und wissenschaftsphilosophischer Ebene (Habermas, 1963; Habermas, 1982; Habermas, 1986; Topitsch, 1965; Ritsert, 2009; Schurz et al., 2013; Kieserling, 2004). Im Folgenden wird die Doppelstruktur der Soziologie deshalb dadurch soziologisch kontextualisiert, dass das soziologische Vokabular in Hinblick auf eine Konzeptualisierung und Operationalisierung von Grenzen ausgelotet wird.

2.2 EINE SOZIOLOGISCHE KONTEXTUALISIERUNG

Im Zuge dieses Kapitels sollen zwei relevante Fragen beantwortet werden: Wie und mit welchen Begriffen kann die Soziologie sich im Sinne einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie selbst reflektieren? Was ist ein geeignetes Instrumentarium, um sich – als Soziologin oder Soziologe – dieser Reflexion zu stellen? Wir haben bereits im vorhergehenden Kapitel gesehen, dass die Konstruktion von Grenzen zwischen einem „Innen“ und einem „Außen“ für den Umgang der Soziologie mit ihrer Doppelstruktur besonders wichtig ist. Vor diesem Hintergrund bieten sich deshalb zwei Perspektiven für die Analyse der Soziologie an:

Naheliegend ist zunächst der Blick von innen, also der Blick der Soziologie auf die Soziologie. Aus der Perspektive der Systemtheorie werden die Grenzen zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand aus der Soziologie selbst heraus produziert. Eine zweite Betrachtungsweise ist, mithilfe der Science and Technology Studies von außen auf die Soziologie zu blicken. Allen voran ist in diesem Zusammenhang Gieryn (1983; 1995; 1999) mit seinem Konzept der boundary work zu nennen. Grenzen werden demnach nicht aus der Soziologie

selbst heraus produziert, sondern in den Grenzregionen. Sie dienen letztlich der Sicherung wissenschaftlicher Autorität. Die beiden Zugänge eint, dass sie die Form der Grenzarbeit über Sprache operationalisieren – im Fall der Systemtheorie über Semantik, im Fall Gieryns über Rhetorik. Die Grenzen sind also zunächst symbolischer Art und manifestieren sich erst dann in sozialen Grenzen.¹⁷

Im Folgenden werden die oben aufgezeigten Ansätze vertieft. Sie bieten einerseits eine Perspektive auf Grenzen in der Soziologie aus der Soziologie heraus an und andererseits eine Perspektive auf Grenzziehungen, die der Soziologie nicht zwingend inhärent ist. Zunächst wird daher der Aspekt der Grenzziehung in der Systemtheorie fokussiert und auf die soziologischen Begrifflichkeiten hin sondiert, die die Systemtheorie im Allgemeinen und bezogen auf die Soziologie im Besonderen anbietet. Danach richtet sich der Blick auf die Science and Technology Studies, die sich der Untersuchung von Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft aus einer anderen epistemologischen Perspektive widmen und ebenso wertvolle Hinweise für die Untersuchung semantischer Grenzziehungen zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand anbieten. Obwohl die Science and Technology Studies als interdisziplinäres Feld zu begreifen sind, werden sie hier soziologisch kontextualisiert. Der Grund dafür ist, dass sie ihre Wurzeln in der konstruktivistischen Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann (1991[1966]) haben. Das macht sie nicht nur anschlussfähig für eine soziologische Perspektive. Aus dieser Perspektivierung lässt sich zudem ein sozialkonstruktivistischer Zugang einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie entwickeln.

2.2.1 Perspektivierung eins: Die Systemtheorie

Die Rolle von Grenzen in der Systemtheorie

Die Systemtheorie macht drei Angebote, die für die Untersuchung von Grenzen zwischen Soziologie und Praxis geeignet sind: System, Semantik und Selbstbeschreibung. Zentral ist hier zunächst der Systembegriff. Systeme entstehen durch Grenzziehung. Diese Grenzen ergeben sich aus einer Differenz zwischen System und Umwelt:

„Die Systembildung erfolgt durch Stabilisierung einer Grenze zwischen System und Umwelt, innerhalb derer eine höherwertige Ordnung mit weniger Möglichkeiten (also mit reduzierter Komplexität) invariant gehalten werden kann.“ (Luhmann, 1991c, S. 76)

17 Siehe zum Zusammenhang zwischen symbolischen und sozialen Grenzen auch Lamont et al., (2002).

Da nicht alle denkbaren Zustände oder Ereignisse in einem System auftreten können, müssen soziale Systeme die Komplexität reduzieren. Sonst ist es – wie aus Luhmanns Aussage hervorgeht – nicht möglich, die Grenze zwischen System und Umwelt zu stabilisieren. Denn erst die innere Ordnung eines Systems erlaubt es, einen Zustand herzustellen, auf dessen Basis ein System operieren kann. Deshalb müssen Systeme auch eine innere Komplexität aufweisen, um überhaupt in der Lage zu sein, die Komplexität ihrer Umwelt zu reduzieren. Ebenso brauchen sie ein gewisses Maß an Eigenkomplexität, um das System unter sich ändernden Umweltbedingungen aufrechtzuerhalten. Dennoch kann jedes Sozialsystem – je nach innerer Komplexität – nur einen bestimmten Ausschnitt der Welt unter seinen Bedingungen der Komplexitätsreduktion wahrnehmen (Kneer et al., 1993, S. 41 ff.).

Für Luhmann hatte die Frage der Komplexitätsreduktion einen besonderen Stellenwert. Denn auch in seiner eigenen Theorie geht es um die „Erweiterung des menschlichen Vermögens, die Komplexität der Welt zu erfassen und zu reduzieren“ (Luhmann, 1991c, S. 67). So erinnert Luhmanns Anspruch an das von David Bloor geforderte Reflexivitätspostulat der Wissenschaftsforschung:¹⁸ Alle dort formulierten Theorien sollten prinzipiell auf sich selbst anwendbar sein (Bloor, 1991[1976]). Ähnlich verhält es sich mit Luhmanns Anspruch der Formulierung einer universalistischen Theorie: Prinzipiell muss sie auch sich selbst erklären können (Kneer et al., 1993). Dieses Theorieprogramm setzt Luhmann mit dem Begriff der soziologischen Aufklärung gleich (Kneer et al., 1993). Mit dieser Vorstellung distanziert er sich deutlich von anderen Vorstellungen soziologischer Aufklärung, beispielsweise nach Mannheim, Dahrendorf oder Schelsky (Luhmann, 1991c). In Luhmanns Konzeption des Begriffs soziologischer Aufklärung werden sein Prinzip und auch sein Anliegen deutlich: die Formulierung eines nicht-normativen Begriffs soziologischer Aufklärung, die sich in eine Formulierung eines nicht-normativen Begriffs des Sozialen einreicht. Soziale Systeme zeichnen sich demnach – und das im Gegensatz zu anderen soziologischen Theorien – nicht durch ein geteiltes Muster gemeinsamer Normen und Werte aus. Ein nicht-normativer Begriff des Sozialen ist darin begründet, dass sich soziale Systeme nicht mehr anhand spezifischer Wert- und Strukturmuster definieren lassen (Kneer et al., 1993). Demnach erscheint es nur konsequent, wenn auch Luhmanns Begriff der soziologischen Aufklärung sich an den Prinzipien seiner

18 Es ist wahrscheinlich, dass Luhmann selbst diesem Vergleich nicht zugestimmt hätte. Er kritisierte die damals aufkommende Wissenschaftssoziologie nach Bloor (1991[1976]) und Barnes (1977) stark. Diese würden triviale Behauptungen wagen, hinter denen kein größeres Theorieinteresse stecke (Luhmann, 1993).

eigenen Theorie orientiert. Denn die Beschreibungselemente, die er für soziale Systeme nutzt, wendet er letztlich auf seinen Theoriebegriff selbst an.

Auf Basis dieser Annahmen formuliert er Möglichkeiten einer Soziologie der Soziologie. Er sieht das Potenzial der Systemtheorie darin, eine Soziologie der Soziologie dadurch zu elaborieren, dass er seine theoretischen Prämissen nicht nur auf die Systemtheorie selbst, sondern auch auf die Soziologie anwendet (Luhmann, 1991c, S. 66). Eine solche Soziologie der Soziologie kann demnach nicht dazu dienen, ableitbare Wahrheiten zu liefern. So würde sie sich dem Problem der sozialen Komplexität entziehen. Wenn sie sich als funktionales System neben anderen sozialen Systemen begreift, kann eine Wissenschaft, die auf sich selbst angewandt wird, wiederum nur funktionale Analyse bedeuten. Dementsprechend ist die Soziologie dann ein besonderes System, da es Komplexität erfasst und zugleich reduziert. Komplexität erfasst es, weil die Soziologie das analysiert, was sie in der Welt vorfindet. Denn gerade die Lösungen in Bezug auf das Problem der sozialen Komplexität machen einen Kern soziologischer Theorien aus. Dieses Problembewusstsein ist jedoch ihren Gegenständen nicht eigen. Diese sehen eben gerade nicht ihr eigenes Potenzial zur Komplexitätserfassung und -reduktion. Die Soziologie kann in dieser Hinsicht tätig werden und diesen Vorgang mit „kritischer Reflexivität“ (Luhmann, 1991c, S. 86) ausstatten. Auch kann die Soziologie selbst die Aufklärung „aufklären“, indem sie auf Distanz zu historisch gesetzten Aufklärungsbegriffen geht. Denn für Luhmann werden „Bedingungen und Chancen einer wirklichen Aufklärung“ (Luhmann, 1991c, S. 86) erst durch die Einsicht sichtbar, dass Komplexität nur erfassbar wird, wenn sie reduziert werden kann.

Inwieweit jedoch hierin ein Potenzial soziologischer Aufklärung liegt, wurde aus anderen Soziologieverständnissen heraus heftig hinterfragt. Denn gerade die Formulierung eines universalistischen Anspruchs handelte Luhmann den (nicht unberechtigten) Vorwurf ein, ein allgemeines Funktionsprinzip sozialer Systeme zu formulieren, mit dem „letztlich ein sozialtechnologisches und konservatives Interesse“ (Kneer et al., 1993, S. 44) verbunden sei: Die Verwendung eines strukturkonservativen Ansatzes ließe sich schlecht mit dem (aufklärerischen) Anspruch verknüpfen, Herrschaft und Ungerechtigkeit anzuprangern. Wie wir bereits in Kapitel 2.1 gehört haben, war Habermas einer der wichtigsten Kritiker Luhmanns. Seiner Meinung nach reduziert Luhmann jegliche Analyse auf sozialwissenschaftlichen Funktionalismus, der bestehende Herrschaftsverhältnisse nicht hinterfragt, sondern systemkonform übernimmt.¹⁹ Luhmann hingegen sieht

19 Beispielsweise das generalisierte Kommunikationsmedium Geld/Eigentum für das Funktionssystem der Ökonomie (Schneider, 2009).

sich vor dieser Kritik gefeit. Denn Habermas würde ja genau diese Systeme miteinander vermischen, also eine wissenschaftliche Theorie mit politischen Begriffen kritisieren (Kneer et al., 1993, S. 45).²⁰ Wir erhalten hier bereits einen interessanten Hinweis für spätere Rückschlüsse auf die Systemtheorie. Hier wird deutlich, wie stark die Verhandlung diverser Auffassungen von Aufklärung mit einem theoretischen Selbstverständnis verbunden ist, das in Luhmanns Argumentation deutlich zum Vorschein kommt.

Obwohl Luhmann nach dieser Kontroverse noch weitreichende Modifikationen an seiner Theorie vornahm, werden doch die Grundlinien deutlich: Systeme operieren nicht mit Begrifflichkeiten anderer Systeme. Aus dieser Logik heraus wäre es also auch nicht korrekt, wissenschaftliche Theorien mit politischen Begriffen zu kritisieren. Soziale Systeme sind autopoietische – sich selbst erzeugende – Systeme. Sie sind operativ geschlossen. Elemente und Strukturen werden also ausschließlich im System selbst angefertigt. Jede neue Operation bezieht sich folglich auf eine Operation im System selbst (Schneider, 2009).

Rolle von Semantik in der Systemtheorie

Erst Semantiken sind in der Lage, Systemoperationen mit Sinn auszustatten. Sie sind ganz allgemein gesagt Formen „höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängigen verfügbaren Sinn[s]“ (Luhmann, 1980, S. 19). In dieser Hinsicht alsobettet Luhmann sein Semantikkonzept in seine Theorie sinnverarbeitender autopoietischer Systeme ein (Torka, 2009). Semantiken stellen einen „Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln“ dar (Luhmann, 1980, S. 19). Sie sind also einerseits konstitutiv für den operativen Vollzug von Sozialsystemen, da sie „die Kommunikation mit Unterscheidungen und Erwartungen versorg[en], ohne die diese gar nicht zu kommunizieren wüsste“ (Stichweh, 2006, S. 168). Andererseits stellen sie überindividuellen Sinn bereit und schränken den Bereich möglicher Anschlüsse ein (Torka, 2009). Semantiken bieten ein „Vorrat“ an Unterscheidungen an (Stichweh, 2006):

„Was beobachtet wird, wird natürlich fast vollständig sofort wieder vergessen. Nur wenig wird aufgezeichnet, und zwar im Wesentlichen das, was man als wiederholbar konstruieren kann. [...] Wiederholbar ist nur die Operation selbst, und dies nur dank einer rekursiven Vernetzung mit anderen Operationen. Daß dem eine Objektpermanenz im operierenden System als Leitfaden zugrunde liegt, kann nicht direkt ermittelt, sondern nur erschlossen werden. Nichts anderes ist gemeint, wenn wir gelegentlich von Semantik sprechen. Wir geben an diesem Begriff (zugegeben: wortsinnwidrig) alle semiologischen

20 Siehe dazu auch Habermas et al., 1971.

Konnotationen auf und stellen nur auf die Auszeichnung ab, die Beobachtungen erfahren, wenn sie als Beschreibungen fixiert, also als bewahrenswert anerkannt und für Wiederholung bereitgehalten werden. Gemeint ist also nicht ein Zeichen für etwas anderes (obwohl es natürlich eine Zeichensemantik geben kann), sondern eine Struktur der Autopoiesis von Kommunikation.“ (Luhmann, 1992, S. 107 f.)

Luhmann beschreibt hier, dass Semantiken schriftlich fixierte, für die Wiederholung bereitgehaltene Beschreibungen des Systems sind. Erweisen sie sich als bewahrenswert, so bieten sie dem System einen Typenschatz an bekannten und vertrauten Mustern an, mit denen es Probleme der Selektion und des Anschlusses sozialer Praxis bewältigen kann (Torka, 2009). Die Semantik von Selbstbeschreibungen also konstituiert wiederum die Struktur des Systems (Stäheli, 1998).

Selbstbeschreibung und Selbstreflexion

Erst durch Semantik wird eine Selbstbeschreibung der Gesellschaft wirksam, denn Semantik bietet diesen Beobachtungsoperationen Unterscheidungen an.²¹ Selbstbeschreibungen, die auch als Selbstbeobachtung oder Reflexion zu bezeichnen sind, stellen einen von drei Relationierungsmodi oder eine von drei Formen der Beobachtung (siehe Tabelle 2) der Funktionssysteme dar:²²

21 Luhmann hat im Laufe der Zeit mehrere Definitionen von Semantik entwickelt, aber keine konsistente vorgehalten. Obige Definition ist die für uns hier zweckmäßigste. Zudem ist es die chronologisch letzte Version seines Semantikbegriffs und deshalb auch die aktuellste (Stichweh, 2006).

22 Über Selbstbeschreibungen kann sich ein System in Beziehung zur Funktion und Leistung des Systems setzen. Im Fall der Wissenschaft ist ihre Funktion die Erzeugung neuen Wissens, die auf Basis des Codes wahr/unwahr operiert (siehe auch Luhmann, 1997, S. 758; Schneider, 2009). Über die Funktion setzt sich „ein Teilsystem zur Gesellschaft als dem einbettenden Gesamtsystem in Beziehung“ (Schneider, 2009, S. 365). So kann eine externe Kritik auf Leistungsmängel zu einer verstärkten Forderung nach anwendungsorientierter Forschung führen. Gleichzeitig vermag die Mittelkürzung für Grundlagenforschung zu einer Selbstbeschreibung des Systems führen, dass dieses nunmehr unfähig sei, seine Funktion im gesellschaftlichen System (Generierung neuen Wissens) auszuführen, und dass es deshalb im Kern bedroht sei. Selbstbeschreibungen sind deshalb auch ein Weg, die eigene Position in der Gesellschaft zu bestimmen und in gewissem Sinn auch manövriertfähig zu sein. Denn durch die Reflexion ist den Teilsystemen die Möglichkeit zu bestimmten Formen der Selbststeuerung gegeben. Diese können wiederum nur im eigenen System entstehen, sind jedoch über

„Aus rein logischen Gründen sind drei Möglichkeiten gegeben, nämlich (1) die Beobachtung des Gesamtsystems, dem das Teilsystem angehört, (2) die Beobachtung anderer Teilsysteme in der gesellschaftsinternen (oder auch: anderer Systeme in der externen) Umwelt, und (3) die Beobachtung des Teilsystems durch sich selber (Selbstbeobachtung). Um diese verschiedenen Systemreferenzen unterscheiden zu können, wollen wir die Beobachtung des Gesamtsystems Funktion, die Beobachtung anderer Systeme Leistung und die Beobachtung des eigenen Systems Reflexion nennen.“ (Luhmann, 1997, S. 757)

Tabelle 2: Funktion, Leistung und Reflexion als Relationierungsmodi der Funktionssysteme²³

	Funktion	Leistung	Reflexion
Beziehung des Funktionssystems zu:	zur Gesellschaft	zu anderen Systemen seiner Umwelt	zu sich selbst als Gesamtsystem in Differenz zur Umwelt

Hier beschreibt Luhmann, dass alle drei Relationierungsmodi sich zunächst aus Beobachtungen speisen. Die Selbstbeobachtung ist eine Systemoperation, die sich im System auf sich selbst richtet. Sie erlaubt es dem System, sich selbst in Differenz zu seiner Umwelt zu reflektieren. Erst wenn situationsgebundene Selbstbeobachtungen in Textform koordiniert werden, führt das zu Selbstbeschreibungen, die in Form bestimmter Semantiken realisiert werden:

strukturelle und operationelle Kopplungen mit anderen Systemen verbunden. Eine Möglichkeit der Selbststeuerung ist diejenige über Organisationen (Schneider, 2009). Erfolgreiche Steuerung ist jedoch keinesfalls selbstverständlich, da ein System ja nicht direkt in ein anderes System eingreifen kann, sondern im besten Fall nur Anreize gibt. So kann im Fall der Politik eine Steuerung des Systems Wirtschaft über eine entsprechende Gesetzgebung angeregt werden, der Erfolg dieses Gesetzes ist jedoch ungewiss (Schneider, 2009). Die Leistung wiederum ist eine Beziehung, die jedes Funktionssystem vom anderen bekommt (Schneider, 2009, S. 365). So sind beispielsweise direkte und indirekte Leistungen der Ökonomie von besonderer Bedeutung für die Funktionserfüllung der Systeme. Ohne öffentliche oder private Finanzierung wäre bspw. die Wissenschaft nicht in der Lage, Forschung in der Größenordnung zu betreiben, wie sie es derzeit tut (Schneider, 2009).

23 Schneider, 2009, S. 365.

„Texte werden für Wiedererkennung und für Mehrfachgebrauch geschaffen und koordinieren dann die zu ihnen passenden Selbstbeobachtungen. Wir wollen, wenn immer es um solche bewahrenswerten Sinnvorgaben geht, von ‚Semantik‘ sprechen.“ (Luhmann, 1997, S. 887)

Die Differenz wird also dadurch erzeugt, dass sich ein System auf sich selbst als Ganzes bezieht, sich auf eine bestimmte Weise beschreibt und damit zugleich thematisiert, in welcher Weise es sich von den Systemen in seiner Umwelt unterscheidet. Hier bringt Luhmann die Begriffe der Selbstreferenz und Fremdreferenz ins Spiel: Diese Unterscheidung „kondensiert die entsprechenden Referenzen und verdichtet sie zu der Unterscheidung von System und Umwelt“ (Luhmann, 1997, S. 880). So wird es dem System möglich, Themen dem eigenen System im Unterschied zu seiner Umwelt zuzuweisen, also zu unterscheiden zwischen Selbstreferenz (Mitteilung) und Fremdreferenz (Information) (Luhmann, 1993).

Setzen wir die Begriffe von Semantik, Selbstbeschreibung und Selbstbeobachtung in Zusammenhang, dann stellen Selbstbeobachtungen zunächst eine Operation des Systems im System dar. Sie finden ihren Ausdruck jedoch erst durch Selbstbeschreibungen, die in Schriftform vorliegen. Sinngebend allein ist jedoch die Semantik, in der diese Selbstbeschreibung vorliegt. Denn ohne den Vorrat an Unterscheidungen, durch den sich die Semantik speist, in der auch Selbst- und Fremdreferenz ihren Ausdruck finden, wäre die Selbstbeschreibung im wahrsten Sinne des Wortes sinnlos. Auch sind Selbstbeschreibungen nicht nur einfach Beschreibungen um des Beschreibens willen: Selbstbeschreibungen heben die Differenz zu anderen Systemen hervor und ein System orientiert seine Operationen an diesen. Sie vollziehen sich nicht im luftleeren Raum, denn sie müssen sich immer auf eine bereits existierende Selbstbeschreibung beziehen. Ein System kann in seinen Selbstbeschreibungen „seiner eigenen Geschichtlichkeit nicht entrinnen, es muß immer von dem Zustand ausgehen, in den es sich selbst gebracht hat“ (Luhmann, 1997, S. 883). Selbstbeschreibungen sind also historisch kontingent.

Hier kommen wir an einen Punkt, an dem es dann – ganz untypisch für Luhmann – in gewisser Weise auch um Macht und Einfluss geht. Denn Selbstbeschreibungen können von verschiedenen Instanzen innerhalb des Systems angefertigt werden und miteinander darum konkurrieren, Operationen des Systems zu orientieren. Sie sind dann jedoch selektiv in Bezug auf die Gesamtmenge systemischer Operationen:

„[Das System] realisiert nur eine unter mehreren Möglichkeiten. Es aktualisiert sich in einem letztlich pluralen (oder polykontexturalen) Möglichkeitsbereich. Es kann behaupten, die beste oder einzige richtige Lösung der bezeichneten Probleme zu sein, aber es kann diese Behauptung nicht begründen, sondern nur der Beobachtung und Beschreibung aussetzen.“ (Luhmann, 1992, S. 470)

Und hier sind wir doch wieder auf der Linie Luhmanns. Während Pierre Bourdieu²⁴ diesen Punkt zu einer Frage der Definitionsmacht innerhalb eines sozialen Feldes gemacht hätte, das wie das System als „relativ autonomer Mikrokosmos“ (Bourdieu, 1998, S. 16) funktioniert, so ist es für Luhmann letztlich wieder eine Frage der Beobachtung und der Reduktion von Komplexität durch Selektivität, da sich ja nur eine von vielen Möglichkeiten realisiert.

Denn diese Selektivität in Hinblick auf die Gesamtmenge systemischer Operationen reduziert die Komplexität radikal (Schneider, 2009). Ein System kann sich in seiner Selbstbeschreibung nicht einfach nur duplizieren. Es muss „auswählen, verkürzen, simplifizieren“ (Luhmann, 1992, S. 471). Auch dafür ist es notwendig, dass die Selbstbeschreibung als Kommunikation „beobachtbar, beschreibbar, kritisierbar und ablehnbar auftreten muss“ (Luhmann, 1992, S. 471). Dafür muss diese Form der Kommunikation natürlich anschlussfähig an die vorherige Kommunikation sein. Selbstbeschreibungen werden deshalb in der Regel auf Basis von Beobachtungen zweiter Ordnung angefertigt. So beobachtet sich das Wissenschaftssystem mithilfe von Publikationen: Forschende sehen sich nicht selbst beim Forschen zu, sondern rezensieren, diskutieren oder ignorieren die Arbeiten ihrer Kollegen (Luhmann, 1997, S. 767).

Auch hier stellen wir einen Unterschied zu Bourdieus Perspektive fest, der uns auch noch im folgenden Kapitel beschäftigen wird. Für Luhmann spielen die Akteure letztlich keine Rolle, auch wenn es ja gerade die Forschenden sind, die Arbeiten in einer bestimmten Weise „rezensieren, diskutieren oder ignorieren“. Bourdieu würde dem entgegensetzen, dass es ja gerade die Akteure im Feld sind, die – aufgrund der Aneignung diverser Kapitalarten²⁵ – mehr oder weniger gute oder schlechte Positionen im Feld einnehmen und damit die Definitionsmacht

24 „Jedes Feld, auch das wissenschaftliche, ist ein Kräftefeld und ein Feld der Kämpfe um die Bewahrung oder Veränderung dieses Kräftefeldes.“ (Bourdieu, 1998, S. 20)

25 Nach Bourdieu existieren ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital (Bourdieu, 1986; Bourdieu, 1984). Für die Wissenschaft geht er zudem davon aus, dass es universitäres Kapital in Hinblick auf akademische Positionen und wissenschaftliches Kapital im Sinne von Reputation gibt (Bourdieu, 1984).

darüber erlangen, was das Feld eigentlich ausmacht.²⁶ Bourdieu interessiert hier insbesondere die relationale Stellung der Akteure im Feld:

„Es ist die *Struktur der objektiven Beziehungen* zwischen den Akteuren, die festlegt, was sie tun können und was nicht. Oder, genauer gesagt, ist es die Stellung in dieser Struktur, die, zumindest indem sie Möglichkeiten ausschließt, ihre Stellungnahmen bedingt. Das heißt, daß wir nur dann wirklich verstehen können, was ein Akteur des Feldes sagt oder tut (ein Ökonom, ein Schriftsteller, ein Künstler usw.), wenn wir in der Lage sind, uns auf eine Stellung zu beziehen, die er im Feld einnimmt, wenn wir also wissen, ‚aus welcher Richtung‘ er spricht [...].“ (Bourdieu, 1998, S. 20 f., Hervorhebung im Original)

Diese Lesart von Selbstbeschreibungen im Bourdieu'schen Sinn interessiert Luhmann weniger. Denn für ihn handelt es sich ja nur um Selbstbeschreibungen, wenn diese in Schriftform vorliegen. Luhmann bezieht sich deshalb primär auf Gesellschaften, in denen begrifflich bereits elaborierte Selbstbeschreibungen durch Schrift entstanden sind. Außerdem ist ihm zunächst nicht wichtig, wer spricht und von welcher Position aus gesprochen wird. Denn Sinn kann erst erzeugt werden, wenn Selbstbeschreibungen im System anerkannt sind, wenn sie also in Schriftform vorliegen – im Falle des Wissenschaftssystems als Publikation.

Selbstbeschreibungen und Reflexionstheorien

Auf der Ebene der Funktionssysteme, also des Systems Wissenschaft, Politik oder Wirtschaft, erlangen Selbstbeschreibungen den Rang von Theorien, nämlich sogenannten Reflexionstheorien. Die Theorieform deutet Luhmann als „problemorientiert“ und „begrifflich gearbeitet“ und damit „auf Vergleiche“ (Luhmann, 1997, S. 964) abzielend. Diese Vergleiche sind auf das eigene System beschränkt. Sie schließen „Zukunftsperspektiven ein, fordern Autonomie, erläutern Problemlösungskapazitäten und individualisieren ihr System“ (Luhmann, 1997, S. 965). Sie müssen nicht zwingend anschlussfähig an das Wissenschaftssystem sein, sollten jedoch Prinzipien der Wissenschaftlichkeit erfüllen, „was auch immer das für das einzelne Funktionssystem heißen mag“ (Luhmann, 1997, S. 890). Das Kriterium der Wissenschaftlichkeit unterscheidet moderne von vormodernen Gesellschaften, die Kriterien der Religiosität unterlagen.

Die Reflexionstheorie des Wissenschaftssystems ist die Wissenschaftstheorie. In ihrer Entwicklung musste diese zunächst eine Selbstbeschreibung anferti-

26 Siehe hierzu auch Bourdieus Analyse des akademischen Feldes in Frankreich mit den zugehörigen Kapitalarten (Bourdieu, 1984).

gen, die sich von theologischen Kontrollansprüchen befreite. Zudem galt es, Lösungen für erkenntnislogische Probleme zu formulieren, die sich über den Reflektionsbezugspunkt der Unterscheidung zwischen „sicherem Wissen“ und „Meinungswissen“ hinwegsetzte. An diese Stelle trat die Unterscheidung von Erkenntnis und Gegenstand. Während die Erkenntnis die Selbstreferenz des Wissenschaftssystems markiert, stellt der Gegenstand die Fremdreferenz des Wissenschaftssystems dar. Mit dem Begriff der Beziehung wurde das Problem der Einheit von Erkenntnis und Gegenstand gelöst. Dieses dialektische Verhältnis wurde dann im Wesentlichen durch methodologische Betrachtungen (zum Beispiel Popper, 1935) oder theoriegeschichtliche Reflexionen (zum Beispiel Kuhn, 2003[1962]) aufgegriffen und wurde zum Kern kontroverser wissenschaftstheoretischer Auseinandersetzungen (Luhmann, 1997, S. 969). So lässt sich Poppers Prinzip des Falsifikationismus als ausdrücklich normative Anleitung für wissenschaftliche Forschung verstehen. Diese Anleitung stellt dementsprechend auch ein Instrument der Selbststeuerung von Wissenschaft dar (Schneider, 2009, S. 370). Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an die Merton'sche Wissenschaftssoziologie. Die Selbstbeschreibung des Wissenschaftssystems, die hier geschieht, legte demselben seine „normative Struktur“ (Merton, 1973) zugrunde und löste scharfe Auseinandersetzungen über diese Struktur aus.

Diese Debatten zeigen, inwiefern unterschiedliche Selbstbeschreibungen im Laufe der Geschichte darum konkurrieren, das System zu orientieren. Luhmann macht deutlich, dass diese Theorien sich wiederum nur in ihrer Beobachtung und Beschreibung aufeinander beziehen können, ihren Geltungsanspruch jedoch nicht abschließend zu begründen vermögen.

Zwischenbetrachtung

Obwohl viele von Luhmanns Überlegungen schlüssig sind (und auch hilfreich für die weitere Argumentation dieser Arbeit), gab es Kritik an Luhmanns Konzepten der Selbstbeschreibung und deren Verbindung zur Semantik. Zunächst stellt sich die Frage, wieso Selbstbeschreibungen unbedingt in Schriftform vorliegen müssen. Hier stoßen wir auf eine Kritik, die sich insbesondere auf den Zusammenhang zwischen Semantik und Struktur richtet (Stäheli, 1998; Stichweh, 2006). Denn nicht jede Form der Selbstbeschreibung ist strukturorientierend. Es gibt auch Selbstbeschreibungen, die zu autopoietischen Operationen werden. Der Fall ist das bei Wissenschaftstheorien, die in Form des generalisierten Kommunikationsmediums der Publikation vorliegen und damit ebenso wahrheitsfähig werden. Das stellt eine Besonderheit des Wissenschaftssystems im Gegensatz zu anderen Systemen dar. Diese Selbstbeschreibungen fügen sich problemlos in die Operationen des Systems ein, während der Status anderer Selbstbeschreibungen

unklar bleibt, bspw. bei solchen, die in anderen Systemen nicht über die generalisierten Kommunikationsmedien kommuniziert werden. Denn Selbstbeschreibungen des ökonomischen Systems sind nicht an die Systemoperation der Zahlung knüpfbar. Werden solche Selbstbeschreibungen zum Wissenschaftssystem gezählt oder nicht? Es gibt in diesem Sinn also die Unterscheidung in „einerseits den Operationen des symbolisch generalisierten Mediums, andererseits den meist mit sprachlichen Mitteln arbeitenden Selbstbeschreibungen“ (Stäheli, 1998, S. 328). Ähnlich verhält es sich mit Gesellschaften ohne verschriftlichte Überlieferungstradition, denn auch in ihnen wird Sinn hergestellt.

Natürlich zählt als Argument, so Stichweh (2006), dass es leichter ist, Sinn herzustellen, wenn er schriftlich verfügbar ist. Letztlich stellt sich hier das „Henne-Ei-Problem“: Wird zuerst Sinn hergestellt und dann die Struktur, oder erst die Struktur und dann der Sinn? Luhmann bevorzugt die letztere Lösung: Sinn kann erst hergestellt werden, wenn Selbstbeschreibungen angefertigt wurden. Selbstbeschreibungen eines Systems wiederum sind erst dann möglich, wenn das System bereits existiert. Die Semantik entsteht dementsprechend erst „nach der Entwicklung einer Differenzierungsform“ (Luhmann, 1980, S. 39, Hervorhebung im Original). Stäheli (1998) spricht in diesem Zusammenhang davon, dass Luhmann ein „dokumentarisches“ (Stäheli, 1998, S. 321) Verständnis von Selbstbeschreibungen hat. Semantiken also dokumentieren lediglich das, was sich bereits in Form des Systems emergent strukturiert hat. Semantiken sind dementsprechend als konservative Elemente zu verstehen, die dem System immer einen Schritt hinterherhinken. Sie sind somit nicht in der Lage, wichtige Veränderungen in Systemkonstitutionen zu erkennen.

Hier argumentiert Stäheli, dass Semantiken erst im Nachhinein sozialstrukturell wirksam werden können. Er setzt also Luhmanns Modell der „linearen Nachträglichkeit“ (Stäheli, 1998, S. 329) ein Modell der „konstitutiven Nachträglichkeit“ (Stäheli, 1998, S. 329) entgegen. Damit bricht er mit der Vorstellung, dass sich Semantiken dem System anpassen. Im Gegenteil können Semantiken demnach auch das System in entscheidendem Maße verändern. Denn sie sind in der Lage, erst nach einer gewissen Zeit bestimmte Sinnangebote zu entwickeln, müssen also nicht zwangsläufig von Anfang an mit Sinn besetzt sein. Sie haben die Funktion einer „nachträglichen historischen Semantik“ (Stichweh, 2006, S. 166, Hervorhebung im Original). Diese Argumentation ist schlüssig: So hat die Semantik eines Werturteilsstreits in der Soziologie heute eine andere Bedeutung für die Selbstbeschreibung des Systems als noch zu ihren Entstehungszeiten. Semantiken sind historisch eingebettet, aber ebenso historisch kontingent. Und so vermag diese Selbstbeschreibung wiederum Systemoperationen zu orientieren, die erst mit der nachträglichen Sinnkonstitution entstanden sind. Denn ge-

rade historisch gesehen sind solche Selbstbeschreibungen immer auch mit interpretativer Arbeit verbunden.

Die sich daran anschließende Frage – die jedoch Stäheli nicht aufgegriffen hat – ist, wie denn diese dem System vorgelagerten Semantiken entstehen. Denn wenn bestimmte Semantiken bereits schriftlich vorliegen, haben sie sich ja bereits konservativ in die Struktur des Systems in Form des generalisierten Publikationsmediums eingefügt. Hier sind wir an einem Punkt angelangt, dessen Kritik sich an Luhmann im Allgemeinen richtet, aber auch an weite Teile der Soziologie: Wie ist in geschlossenen Systemen Veränderung möglich?

Eine Antwort ist, dass auch nicht-verschriftlichte Selbstbeobachtungen bereits Semantiken erzeugen, die Sinn generieren oder generieren werden und damit ebenso zumindest das Potenzial zur Systemveränderung haben.²⁷ In diesem Zusammenhang bleibt bei Luhmann der Status von Reflexionstheorien ungeklärt: Folgen wir hier zunächst Luhmanns Auslegung von Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems, können diese lediglich auf Ebene von Wissenschaftstheorien geäußert werden. Dies ist eingängig, da solche Theorien in der Tat strukturbildend wirken und eine Auswahl unterschiedlicher Möglichkeit zur Reduktion von Komplexität anbieten. Reflexionstheorien zeichnen sich durch Loyalität und Affirmation zu ihrem Gegenstand aus, was aufgrund ihrer Selbstreferenzialität nicht weiter überraschend ist. Sie sind deshalb als zirkulär zu verstehen. Dennoch stellt sich hier die Frage, ob Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems nicht noch auf anderen Ebenen angefertigt werden. Hier gibt Luhmann eine weitere Vorlage, die er dann jedoch nicht weiter ausführt: Er bezeichnet Selbstbeschreibungen als „Selbstsinngabe von Reflexionseliten, die mit den Grundoperationen des Systems nicht mehr befaßt sind“ (Luhmann, 1997, S. 965), also beispielsweise Pädagogen, die nicht unterrichten, oder Theologen, die nicht predigen (Luhmann, 1997, S. 965). Auch diese Form der Selbstsinngabe kann sich strukturell äußern und semantisch verständlich machen. Hier ergibt sich wieder der Anschluss an Bourdieus Feldbegriff, dessen Eliten ja durch ihre Macht im Feld ebenso versuchen, die Definitionshoheit über zentrale, das Feld prägende Begrifflichkeiten zu erlangen (Bourdieu, 1984; Bourdieu, 2016[1982]).

Luhmann legt nahe, dass Selbstbeschreibungen also nicht ausschließlich über Reflexionstheorien in Schriftform entstehen, sondern auch über Reflexionseliten. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass gerade die Reflexionseliten diejenigen sind, die verschriftlichte Reflexionstheorien anfertigen und so versuchen, Opera-

27 Hier liegt der Anschluss an praxeologische Theorien (Bourdieu, 2015[1979]) oder auch die Strukturationstheorie (Giddens, 1984) nahe.

tionen und Sinngebung des Systems zu steuern. Hier wird durch die Hintertür wieder der Akteur in die Systemtheorie eingeführt, was wir für die weitere Analyse im Hinterkopf behalten werden. Theoretisch ausformuliert verbindet Schimank die Systemtheorie mit dem Akteur (Schimank, 2011). Das Problem bei Schimank ist jedoch, dass er den Akteursbegriff der Systemtheorie unterordnet. Ein Akteur kann in der Logik der Systemtheorie nur anhand der Codes wahr/unwahr im Wissenschaftssystem agieren. Wir werden im weiteren Verlauf der Argumentation sehen, dass diese Art von Akteursbegriff als ungeeignet zu bewerten ist.

Deutlich geworden ist aus diesen Ausführungen, wie zentral der Begriff der Semantik einerseits für die Etablierung von Grenzen zwischen den Systemen ist und welchen Stellenwert er andererseits in Hinblick auf Selbstbeschreibungen einnimmt. In Bezug auf die einzelnen Funktionssysteme stellen sich Selbstbeschreibungen als Reflexionstheorien dar. Im Wissenschaftssystem sind Reflexionstheorien kongruent mit dem generalisierten Kommunikationsmedium der Publikation. Obwohl der Begriff der Selbstbeschreibungen, wie eben dargestellt, mit einiger Kritik belegt ist, bietet er doch für die weitere Analyse wichtige Anhaltspunkte, um eine Differenz zwischen dem System Soziologie und seiner Umwelt zu etablieren. In Hinblick auf die Soziologie spielt der Begriff der Selbstbeschreibung eine besondere Rolle, die im Folgenden beschrieben wird.

Selbstbeschreibung der Soziologie

Die besondere Stellung der Soziologie zu ihrem Gegenstand

„Seitdem es sie gibt, ist die Soziologie immer damit beschäftigt, sich selbst zu beschreiben.“ (Kieserling, 2004, S. 16)

Zunächst ist die Soziologie ein Funktionssystem, das über Reflexionstheorien verfügt und sich, wie andere Systeme, selbst beschreibt. Auch hier wird Sinn über Semantik erzeugt und die Beschreibungen werden aus einer Beobachtung zweiter Ordnung erstellt. Dennoch war und ist die Selbstbeschreibung der Soziologie Gegenstand weiterführender Reflexionen, denen sich nicht nur Luhmann, sondern auch Kieserling (2000; 2004) gewidmet hat. Die Frage ist, welche Rolle die Soziologie im System Gesellschaft und in der Beschreibung des Systems Gesellschaft einnimmt sowie mit welcher Sprache sie dieses System eigentlich beschreiben kann. Wir werden uns zunächst dem ersten Punkt widmen.

Der Systemtheorie zufolge nimmt die Soziologie eine spezifische Stellung ein, und zwar sowohl was das System Wissenschaft betrifft als auch was ihr Verhältnis zur Gesellschaft im Allgemeinen angeht. Luhmann geht es dabei ins-

besondere um die Frage, wie die Soziologie die Gesellschaft überhaupt beobachten kann, da sie ja einen Teil der Gesellschaft bildet. Sie kann Gesellschaft nur in der Gesellschaft beschreiben. Außerdem ist ihr eine permanente Doppelreferenz inne: „Sie kann weder ihrer Wissenschaftlichkeit noch ihrer Gesellschaftlichkeit entrinnen.“ (Luhmann, 1993, S. 252)

Luhmann unterscheidet zwischen zwei Betrachtungsweisen, die in der Soziologie vorherrschen und diese Doppelreferenz veranschaulichen: Die eine sieht die Soziologie als empirische Wissenschaft, die die Frage stellt, was der Fall ist, und nach manifesten Strukturen in der Gesellschaft sucht. Die andere ist die kritische Perspektive, die nach latenten Strukturen Ausschau hält, diesmal mit der Frage „Was steckt dahinter?“. Bei der ersten Frage ist das Referenzsystem die Wissenschaft, bei letzterer die Gesellschaft. In beiden Fällen jedoch ist die Soziologie zugleich interne Beobachterin des Systems. In einer derartigen Konstellation, so Luhmann, trägt die Trennung zwischen Subjekt und Objekt, also der Soziologie als Subjekt und der Gesellschaft bzw. der Wissenschaft als Objekt, nicht (Luhmann, 1991a; 1993).

In ähnlicher Weise wie Giddens die „doppelte Hermeneutik“ (Giddens, 1976) der Soziologie beschreibt, argumentiert Luhmann, dass die Soziologie schon durch ihre eigene Beobachtung ihr Objekt verändert. Dies jedoch unterscheidet sie prinzipiell nicht von der Physik oder anderen Naturwissenschaften. Denn auch der Physiker verändert durch Beobachtung sein Objekt. Letztlich geht es immer um die Erzeugung von Differenz, um Beobachtung möglich zu machen. Wird jedoch Differenz erzeugt, muss der bzw. die Beobachtende noch entscheiden, auf welcher Seite er bzw. sie steht.²⁸ Von den Naturwissenschaften unterscheidet sich die Soziologie dadurch, dass sich ihr Verhältnis von Beobachtenden und Beobachtetem komplexer gestaltet. Deshalb kann sie sich nicht mehr als das Subjekt begreifen, das der Gesellschaft eine unabhängige Reflexionsinstanz zur Verfügung stellt. Zudem ist die Gesellschaft schon ein sich selbst be-

28 Dass Luhmann hier zunächst von Theorien der Naturwissenschaften ausgeht, verwundert nicht weiter, da seine Systemtheorie ja primär auf Theorieansätzen aufbaut, die nicht aus der Soziologie stammen bzw. interdisziplinär sind, etwa der Allgemeinen Systemtheorie, dem mathematischen Denkmodell der Kybernetik und dem biologischen Autopoiesis-Konzept (Kneer et al., 1993). Deshalb stellt für Luhmann die Systemtheorie zunächst keine generisch soziologische Theorie dar, sondern einen „interdisziplinären“ Dialog (Luhmann, 1993).

schreibendes Objekt. Sie ist also nicht unter Laborbedingungen kontrollierbar (Luhmann, 1993).²⁹

Der Frage, ob bzw. wie soziologische Beobachtung möglich ist, nachzugehen, ist für Luhmann ein grundlegendes Anliegen, da sie ontologische und autologische Konsequenzen für die Soziologie selbst hat: Subjekttheorien, die sich als Reflexionsinstanzen innerhalb der Gesellschaft begreifen würden, besäßen demnach zu viel „Ontologie“ und „Humanismus“ (Luhmann, 1993, S. 255) und müssen dementsprechend auch immer wieder objektivitätssichernde Momente integrieren, um „die Eigenbeteiligung am Objekt methodologisch zu kontrollieren“ (Luhmann, 1993, S. 253). Dadurch geben sie nun epistemologische Antworten auf dieses ontologische Problem der Soziologie. Die Soziologie begreift sich dann jedoch als eine Instanz außerhalb der Gesellschaft, was sie laut Systemtheorie nicht sein kann. Luhmanns Lösungsvorschlag ist (wenig überraschend) eine Theorie sich selbst beschreibender Systeme, die wiederum Abstand vom Subjektansatz soziologischer Beschreibung nimmt. Die Soziologie tätigt eine Beobachtung zweiter Ordnung und widmet sich einem Untersuchungsobjekt, der Gesellschaft, das wiederum über eigene Selbstbeschreibungen verfügt (Luhmann, 1991a). In diesem Fall fertigt sie also Beschreibungen des Systems über das System an. Sie ist als Beobachterin Teil dessen, was sie beobachtet, und dementsprechend muss sie sich als kleinen Teil des eigenen Subjekts begreifen. Und hier zeigt sich auch die Besonderheit der Soziologie in Hinblick auf ihre eigenen Selbstbeschreibungen: Sie ist – und das „qua eigener Position“ (Luhmann, 1993, S. 255) – dazu gezwungen, mit den Gesellschaftsbeschreibungen auch immer Schlüsse über sich selbst zu ziehen. Luhmann überträgt damit das von ihm geschilderte Problem der Ontologie auf die Autologie der Soziologie. Ihr fehlt die Autorität zur Metaposition. Vielmehr muss sie auf eine Art Hilfskonstruktion zurückgreifen. Wenn sie schon nicht die Gesellschaft als Ganzes externalisieren kann, so ist es ihr doch möglich, ausdifferenzierte Teilsysteme der Gesellschaft als externe Beobachterin zu beschreiben. Dennoch hat auch die Beobachtung zweiter Ordnung eine Achillesferse: Es existiert immer ein „unmarked space“ (Luhmann, 1993, S. 257), der nicht beobachtet werden kann, und zwar derjenige, auf dem der Beobachter selbst steht. Dieser Konflikt ist nicht auflösbar. Er führt entweder dazu, dass der Beobachter seine Beobachtung aufgibt, oder zur Formulierung einer Paradoxie. Für Luhmann folgt daraus, „dass

29 Dazu kommen weitreichende Debatten über die sogenannte Postmoderne: Was tun, wenn es Gesellschaft eigentlich gar nicht mehr gibt? Was passiert, wenn es keinen Begriff der Öffentlichkeit mehr für die Soziologie gibt (Luhmann, 1987; Luhmann, 1993; Stäheli, 1995)? Eine Untersuchung dieser Fragen wäre durchaus interessant.

die Soziologie mit einer für sie stets kontingenzen, stets theorieabhängigen, stets beobachterabhängigen Auflösung der Paradoxie des Beobachtens beginnen muss“ (Luhmann, 1993, S. 258).³⁰ Konsequenterweise würde sich daraus ergeben, dass eine Beobachtung der dritten Ordnung nötig ist. Für Luhmann ist die theoretische Antwort jedoch, jegliche Theorie radikal in eine Beobachtung zweiter Ordnung zu überführen, weil sie dadurch ihre eigene Sozialität reflektiert.

Kieserling (2000; 2004) hat sich eingehend damit beschäftigt, welche Konsequenzen eine Selbstbeschreibung der Soziologie hat, die auf eine soziale Realität stößt, welche immer schon von anderen Beschreibungen umstellt ist. Sie bezieht sich in ihren Beschreibungen immer auf etwas, was bereits von anderen Teilsystemen (z.B. Politik, Religion, Recht) beschrieben wurde, und muss angeben, wie sie sich dazu verhält (Kieserling, 2004).

So ist eine Soziologie des Rechts oder der Religion von der Rechtstheorie oder der Theologie zu unterscheiden, denn die soziologischen Beschreibungen werden nicht im Teilsystem (also der Religion oder dem Recht) selbst angefertigt, sondern mit einer Distanz zum System. Diese Fremdbeschreibungen können Einblicke geben, die in den Selbstbeschreibungen der jeweiligen Systeme selbst nicht auftauchen können (Kieserling, 2004, S. 13). So ist also eine Soziologie des Rechts kein Beitrag zur Rechtstheorie, sondern eher als Beschreibung ihrer Entwicklung zu verstehen.

Kieserling bezieht sich auf die Möglichkeiten des „wissenssoziologischen Apparat(es)“ (Kieserling, 2004, S. 12) der Systemtheorie und sieht dabei zwei Möglichkeiten der Unterscheidung: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Fremdbeschreibungen sind jedoch gleichzeitig Selbstbeschreibungen der Soziologie, denn die „Themen“ der Beschreibungen sind letztlich dieselben. Wie andere Teilsysteme kann die Soziologie nicht nur ihren Gegenstand im Sinne einer Fremdbeschreibung beschreiben, sondern auch sich selbst. So wie die Rechtstheorie als Selbstbeschreibung des Rechtssystems aufzufassen ist oder die Theologie als Selbstbeschreibung des Systems der Religion, ist die Soziologie das „Paradebeispiel“ (Kieserling, 2004, S. 21) für eine Selbstbeschreibung die Gesellschaft. Im Gegensatz zu anderen Systemen jedoch fallen im Fall der Soziologie Selbstreferenz und Fremdreferenz zusammen: Hier findet also immer eine doppelte Beschreibung statt: eine Selbstbeschreibung der Soziologie in der Gesellschaft und eine Fremdbeschreibung der Gesellschaft durch die Soziologie – denn die soziologische Beschreibung der Gesellschaft findet ja immer zugleich

30 Sehr schön beschreibt er dies zudem mit Derrida: „la trace de la trace, la trace de l’effacement de la trace“ (Luhmann, 1993, S. 258).

in der Gesellschaft statt. Als Teil des Systems Wissenschaft fügt die Soziologie der Gesellschaft eine weitere Fremdbeschreibung hinzu.

Kieserlings Kernthese, die auf Luhmann zurückgreift, ist, dass die Selbstbeschreibungen anderer Systeme der Soziologie nicht äußerlich sind. Das bedeutet, dass die Soziologie immer auch ihren eigenen Standpunkt zu den Beschreibungen der anderen Systeme klären muss:

„Die Soziologie hat die Themen ihrer *eigenen Selbstbeschreibung* an der Frage [zu verhandeln], wie sie sich zu den *Selbstbeschreibungen der anderen sozialen Systeme* verhalten soll. Die Soziologie kann sich nicht selbst reflektieren, ohne zugleich auch das Verhältnis zu den Reflexionsleistungen der anderen Systeme zu klären – und zwar anhand der Frage, ob sie auch ihrerseits zu diesen Reflexionsleistungen beitragen will oder sich auf den coolen Standpunkt eines externen Beobachters zurückzieht.“ (Kieserling, 2004, S. 23, Hervorhebung im Original)

Die Distinktion von den anderen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft und von Selbstbeschreibungen, die die Massenmedien oder ein öffentlicher intellektueller Diskurs anfertigen, gelingt der Soziologie, indem sie sich dem System Wissenschaft zuordnet und Distanz zu anderen Formen der gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen schafft, etwa durch einen Bruch mit Alltagsplausibilitäten und Semantiken. Auch Luhmann schreibt hierzu, dass die Soziologie nur als Wissenschaft in der Gesellschaft vorkommen kann und keine „andere Arbeitsgrundlage“ (Luhmann, 1993, S. 252) hat.

Im Unterschied zu anderen Sozialwissenschaften muss die Soziologie nicht nur ihren eigenen Standpunkt klären, sondern zugleich die Grenze zwischen einem „Innen“ und „Außen“ ihrer Beobachtung auf der Systemebene ziehen. Andere Sozialwissenschaften (bspw. Pädagogik, Politikwissenschaften, Jurisprudenz oder die Ökonomie) fertigen Reflexionstheorien des Systems im System selbst an. Dadurch dass sie die Schlüsselunterscheidungen ihrer Untersuchungsgegenstände anerkennen (z.B. Gesetz und Ungerechtigkeit im Rechtssystem), sind sie quasi in die Kommunikation ihrer Systeme integriert und tragen in dieser Weise zu den Beschreibungen des Systems bei, die Resonanz im System selbst finden (Kurtz, 2007).

Im Gegensatz dazu steht das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand: Sie hat immer eine doppelte Orientierung; ist zugleich Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung: Die Beschreibung der Gesellschaft findet immer in der Gesellschaft statt, namentlich im Wissenschaftssystem der Gesellschaft. Damit erfüllt sie laut Kieserling alle Kriterien für eine Selbstbeschreibung: Zirkularität oder auch die Inklusion der Beschreibung in ihr Be-

schriebenes. Ebenso findet jedoch eine soziologische Beschreibung der Teilsysteme im Wissenschaftssystem statt und erfüllt damit alle Kriterien für eine Fremdbeschreibung (Kieserling, 2004, S. 51 f.). Sie muss jedoch, wie bereits erläutert, immer reflektieren, wie sie sich selbst der Gesellschaft und deren Teilsystemen gegenüber positioniert (Kieserling, 2004).

Semantik einer Selbstbeschreibung der Soziologie

Wie aus diesen Ausführungen bereits deutlich wird, geht es Kieserling (2000; 2004) in seinen Ausführungen darum, der Soziologie eine weitere Selbstbeschreibung hinzuzufügen. Begriffsinstrumentarium für eine solche Selbstbeschreibung soll jedoch nicht, wie in der Wissenschaftssoziologie meist der Fall, ein wissenschaftstheoretisches oder wissenschaftsphilosophisches sein. Kieserling möchte vielmehr eine Soziologie der Soziologie entwickeln, in der die Soziologie sich mithilfe ihres eigenen Vokabulars beschreibt und nicht auf Hilfskonstruktionen zurückgreift. Die beschreibende Sprache ist also die der Soziologie selbst.

Hier geht Kieserling einerseits konform mit Luhmann. Wie wir bereits gehört haben, bedeutet auch für Luhmann eine Soziologie der Soziologie, dass sie ihre eigenen Begrifflichkeiten auf sich selbst anwendet. Luhmann macht dazu zwei Vorschläge: Erstens kann es der Soziologie im Sinn der Systemtheorie nur darum gehen, Komplexität in ihren Beschreibungen zu reduzieren und damit zur soziologischen Aufklärung beizutragen. Dennoch bleibt es eine Herausforderung, ihre Beobachterposition theoretisch wie logisch zu fassen. Denn jede Form der Beobachtung produziert wiederum einen blinden Fleck, einen Unterschied von Beobachtetem und Nicht-Beobachtbarem. Luhmanns zweiter Vorschlag ist also, dass jede soziologische Theorie auf eine Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt werden müsste, die ihre eigene Sozialität reflektiert. Latente Strukturen werden zu Kontingenzen der Moderne, was zur Auflösung des Dualismus zwischen latenten und manifesten Strukturen in der soziologischen Theorie führt (Luhmann, 1993). Obwohl Luhmann diesen Vorschlag nicht explizit als Soziologie der Soziologie markiert hat und am Ende auch sein Theorieangebot im Vagen bleibt, hat er doch die Prinzipien der Systemtheorie auf die Soziologie angewandt.

Dennoch – und hier endet Kieserlings Konform-Gehen mit Luhmann – expliziert Luhmanns Ansatz „zunächst nur das Selbstverständnis [...] einer soziologischen Großtheorie“ (Kieserling, 2004, S. 15). Diese Aussage ist als Kritik an Luhmann zu interpretieren, weil dieser letztlich eine „one-fits-all-Lösung“ präsentiert, die jegliche Theorieprobleme mithilfe der Systemtheorie beheben soll. Dass Luhmann diese Probleme natürlich zunächst auch auf Basis systemtheoreti-

scher Grundannahmen konstruiert, zeigt wiederum eindrücklich, dass die Systemtheorie nur eine soziologische Selbstbeschreibung unter vielen ist.

Kieserling macht einen wesentlich konkreteren Vorschlag: Es geht ihm darum, die Soziologie nicht nur als Teil des Systems Gesellschaft zu analysieren – also eine Selbstbeschreibung der soziologischen Systemtheorie anzufertigen –, sondern auch eine Selbstbeschreibung der Soziologie anzubieten, die in der Lage ist, andere Theorieangebote der Soziologie wie auch Selbstbeschreibungen diverser historischer Epochen zu behandeln. Er unterscheidet Reflexionsbegriffe in Bezug auf einzelne Teilsysteme der Gesellschaft und Reflexionsbegriffe in Bezug auf die Gesamtgesellschaft. Dementsprechend kann sich die Soziologie als Teil des Teilsystems Wissenschaft reflektieren, nicht aber als Teil des Teilsystems Wirtschaft, Recht oder Politik.

Für die Soziologie definiert er diverse Reflexionsformen, die sich einerseits auf das System Wissenschaft beziehen, andererseits auf das System Gesellschaft (Kieserling, 2004, S. 24 f.). Gerade in der frühen Soziologie waren Forschungs- und Reflexionsthemen stark aneinander gekoppelt. So konnte die Soziologie „*„kaum ein Forschungsthema aufgreifen [...], ohne bei dieser Gelegenheit zugleich über die Soziologie als solche und im allgemeinen zu reden“*“ (Kieserling, 2004, S. 16). Sie musste zunächst angeben, inwiefern sie überhaupt eine Wissenschaft darstellt. Zudem war es notwendig, sich von anderen Beschreibungsformen abzugrenzen (Recht, Moral, Geschichte etc.). Diskutiert wird also das Verhältnis zu den Reflexionsbegriffen unterschiedlicher Teilsysteme innerhalb des Systems Wissenschaft. Bezeichnend dafür war laut Kieserling der Werturteilstreit: Die Soziologie ordnet sich selbst dem Wissenschaftssystem zu und distanziert sich damit von Selbstbeschreibungen anderer Teilsysteme. So ist beispielsweise die soziologische Denkart über Religion nicht Teil der Theologie. Jedoch muss die Soziologie laut Kieserling auf ein Begriffsinstrumentarium zurückgreifen, das nicht spezifisch soziologisch ist bzw. sein kann. Vielmehr nährt es sich aus Beschreibungen, die Vorgaben der Wissenschaftstheorie (z.B. Kantianismus, Positivismus) entsprechen oder anderen Disziplinen entstammen. Diese Begriffe funktionieren jedoch irgendwann nicht mehr, und so stellt sich die Soziologie während des Positivismusstreits die Frage nach ihrem „Verhältnis zu den Reflexionsbegriffen der Wissenschaft selbst“ (Kieserling, 2004, S. 25). Die Soziologie reflektiert also nicht nur ihr Verhältnis zu anderen Teilsystemen, sondern auch das zur Wissenschaftstheorie selbst und distanziert sich damit von einer bestimmten Beschreibung des Wissenschaftssystems (Kieserling, 2004, S. 30). In einer letzten Phase stellt sich die Soziologie die Frage, wie sie zu Reflexionsbegriffen der Gesamtgesellschaft steht. Globalformeln wie „*„Industriegesellschaft“, „Informationsgesellschaft“ oder „Risikogesellschaft“*“ kulminieren im Streit über

soziologische Zeitdiagnosen. Die Art von Soziologie, die die Nähe zu den Massenmedien sucht, zeichnet sich durch eine Distanz zum Wissenschaftssystem aus (Osrecki, 2011).

Die Anwendung der Soziologie auf sich selbst

Kieserling geht es um die Frage, inwieweit diese Fremd- und Selbstbeschreibungen wiederum beschrieben und theoretisch erfasst werden können. Eine Soziologie der Soziologie versteht er letztlich als Wissenssoziologie der Soziologie. Er sieht in der Wissenssoziologie die Möglichkeit, nicht nur das Wissen „der anderen“, sondern auch das Wissen der Soziologie selbst zu reflektieren. Grundsätzlich ist in einer Wissenssoziologie die Selbstreflexion bereits angelegt: So lag beispielsweise für Mannheim das „Entscheidende in dem Anspruch, eine Soziologie auch und gerade des soziologischen Wissens selber zu sein“ (Kieserling, 2004, S. 10). Kieserling widmet sich folgenden Fragen: „Was tun wir eigentlich, wenn wir in der Soziologie über die Soziologie kommunizieren?“, „Und wie genau kann man beschreiben, was geschieht, wenn dies geschieht?“, „Auf welche Sprache kann man dafür zurückgreifen?“ (Kieserling, 2004, S. 19)

Hier haben wir es mit zwei Reflexionsebenen zu tun: Die erste fragt danach, mit welcher Sprache sich die Soziologie selbst beschreiben kann. Nach Kieserling kann das nicht die Sprache sein, in der sich das Wissenschaftssystem beschreibt, nämlich die Wissenschaftsphilosophie. Kieserling fordert vielmehr, dass sich die Soziologie mit der Sprache der Systemtheorie selbst beschreibt.³¹ Die zweite Reflexionsebene wäre dann zu fragen, welche Semantik in den Selbstbeschreibungen angewandt wird, Bezug nehmend auf Luhmann also zu eruieren, welche Reflexionstheorien in welcher Weise sinnevozierend sind oder es werden.

Bleiben wir zunächst auf der Ebene der Anwendung der Soziologie auf sich selbst. Auch das von Vertretern des Strong Programme entwickelte Programm einer „sociology of scientific knowledge“ fordert in seinem Postulat der Reflexivität eine Anwendung der Soziologie auf sich selbst:

„In principle its patterns of explanation would have to be applicable to sociology itself. Like the requirement of symmetry this is a response to the need to seek for general explanations. It is an obvious requirement of principle because otherwise sociology would be a standing refutation of its own theories.“ (Bloor, 1991[1976], S. 7)

31 Dies ist umso interessanter, als wir ja bereits gehört haben, dass die Systemtheorie auf mathematischen (Kybernetik) und biologischen (Autopoiesis) Denkmodellen beruht.

Obwohl dieses Postulat bislang nicht eingelöst wurde, gab es bereits mehrere Versuche, die Soziologie auf sich selbst anzuwenden, bzw. mehrere Versuche einer Soziologie der Soziologie. Für Schelsky (1959) entspringt eine Dringlichkeit, die Rolle der Soziologie in der Gesellschaft zu reflektieren, aus der jeweiligen sozialen und historischen Verortung soziologischer Erkenntnis selbst. Eine Soziologie der Soziologie versteht er als einen „sozial- und wissenschaftsgeschichtlich jeweils einmaligen Gegenstand: von der Rolle der Soziologie in Deutschland, in Rußland, in den Vereinigten Staaten von Amerika usw., und zwar heute, gestern oder vorgestern“ (Schelsky, 1959, S. 8). Sie hängt also gerade nicht von übergeordneten theoretischen Prinzipien ab, sondern „was Soziologie ist, entscheidet sich jeweils an der Sache“ (Schelsky, 1959, S. 8).

Kieserling sieht in Schelskys Überlegung einen wichtigen Vorläufer von Reflexionstheorien. So beschreibt Schelsky etwa, dass die Soziologie die normativen Vorstellungen der jeweiligen „angewandten Wissenschaften“ (wie Jurisprudenz, Medizin, Ökonomie), die die Soziologie untersucht, in ihre Untersuchung einbezieht.

„Wenn die Soziologie heute ein soziales Institutionen- oder Verhaltensgefüge untersucht, so trifft sie auf ein wissenschaftlich geleitetes Handeln und muß daher die Denkweisen, Motivationen, sozialen Voraussetzungen usw. der betreffenden Wissenschaft selbst mit in die Untersuchung einbeziehen; so ist etwa eine Soziologie des Erziehungswesens nicht ohne eine Soziologie der Pädagogik, eine Soziologie des Gesundheitswesens nicht ohne eine Soziologie der Medizin, eine Kirchensoziologie nicht ohne eine Soziologie der Theologie möglich usw.“ (Schelsky, 1959, S. 142 f.)

Die Soziologie ist also auf Reflexionstheorien der jeweiligen „angewandten Wissenschaft“ angewiesen, um ihre Analysen anzufertigen. Dennoch verband Schelsky mit seiner Soziologie der Soziologie eher eine Zustandsbeschreibung und Analyse der Nachkriegssoziologie. Er zeigte in seinen „Ortsbestimmungen“ weitere Selbstbeschreibungen auf, die das Verhältnis der Soziologie zur Praxis qualifizieren. So sprach er von der Rolle der Soziologie als „revolutionäre und konservative Gesamtordnungspolitik“, als „Planungswissenschaft“ und als „Wirklichkeitskontrolle“ (Schelsky, 1959, S. 110 ff.). Letztere Selbstbeschreibung stellt für Schelsky einen dritten Weg dar, den die Soziologie Anfang der 1960er-Jahre einschlägt, nachdem sie als ideologisch verbrämt verdächtigt wurde (im revolutionären oder konservativen Sinn) bzw. durch ihre planerischen Tätigkeiten zu nah an die Sozialtechnik gerückt ist. Die dritte Selbstbeschreibung ist demnach als „reine Wirklichkeitsanalyse“ (Schelsky, 1959, S. 123) zu verstehen, in der die Soziologie in einem System von Kooperation und Spezialisierung eine

rein analytische Funktion einnimmt und in der „Handlungs- und Denkformen selbst arbeitsteilig aufgespalten und aufeinander verwiesen sind“ (Schelsky, 1959, S. 124).³²

Als Reflexionstheorien können auch Versuche einer Soziologie der Soziologie von Alwin Gouldner (1968; 1970) gesehen werden, die in Opposition zu Talcott Parsons Strukturfunktionalismus und vermeintlich werturteilsfreier soziologischer Analyse stehen. Zentrum seiner Kritik ist die Frage nach den eigenen Vorannahmen, die in die soziologische Arbeit einfließen. Für beide Autoren stand jedoch – so unterschiedlich ihre Analysen und deren Konsequenzen auch waren – im Vordergrund, aktuelle soziologische Entwicklungen der Zeit einzurichten und sie zu bewerten. Während Schelsky überwiegend auf Theorieentwicklungen im deutschen Kontext einging, bezog sich Gouldners Analyse auf den angloamerikanischen Kontext und die Dominanz Talcott Parsons.³³ Eine Soziologie der Soziologie hatte also in beiden Fällen eine reflexive Funktion, im Sinne einer reflexiven Soziologie der Soziologie.

Eine reflexive Soziologie der Soziologie fordert ebenso Pierre Bourdieu (Wacquant, 1989). Über Gouldner oder auch Schelsky hinausgehend beschäftigt er sich mit Möglichkeiten einer reflexiven Wissenssoziologie der Soziologie. In Kontrast zu Gouldner betont Bourdieu, dass es ihm nicht nur um die Privatperson des Soziologen geht, sondern um ein Forschungsprogramm, das einerseits die Rolle von Soziologinnen und Soziologen in der Gesellschaft reflektiert und andererseits die Lücke zwischen theoretischer Arbeit und Praxis schließt (was Bourdieu letztlich in seiner Theorie der Praxis formulierte).

„In Gouldner, reflexivity remains more a programmatic slogan than a veritable program of work. What must be objectivized is not the individual who does the research in his biographical idiosyncrasy but the position he occupies in academic space and the biases implicated in the stance he takes by virtue of being ‚out of the game‘ (hors jeu).“ (Wacquant, 1989, S. 35)

Paradigmatisch sind Bourdieus Arbeiten zum Homo Academicus (Bourdieu, 1984), in denen er beschreibt, dass auch Soziologinnen und Soziologen nicht frei

32 Bedenkt man, dass dieser Text aus dem Jahr 1959 stammt, so wird unmittelbar die Nähe zu Parsons Strukturfunktionalismus sichtbar. Die Selbstbeschreibung, die hier postuliert wird, lässt sich also nicht nur als explizite Distanzierung von normativer Einmischung betrachten, sondern ebenso in die damals relevanten soziologischen Diskurse einbetten.

33 Sein Blick ging zusätzlich in die marxistische Soziologie der damaligen UDSSR.

sind von sozialen Strukturen, Machtkämpfen, der „illusio“ und Positionen im Feld. Er wendet also – wie das bereits Kieserling für die Systemtheorie anstrebt – Begriffe der Soziologie auf sich selbst an. Maßgeblich ist hier seine Feldtheorie, die er für das Feld der Wissenschaft und insbesondere für die Soziologie formuliert (Bourdieu et al., 1991; Bourdieu, 1998):

„Die Soziologin oder der Soziologe stehen [sic!] ja nicht außerhalb der Welt des Sozialen, die sie analysieren, oder blicken gar von oben auf sie herab; sie sind vielmehr selbst Akteure im sozialen Geschehen. Was ihnen – partiell! – die Analyse eben dieses Geschehens erlaubt, d.h. die für wissenschaftliche Erkenntnis konstitutive Objektivierung, ist einzig und allein die wissenschaftliche Methode, nicht aber eine fundamentale Differenz ihrer Position zu der der anderen sozialen Akteure.“ (Bourdieu et al., 1991, S. XII)

In Anschluss oder gerade im Gegensatz dazu versucht Boltanski (2010), die genaue Gegenposition zu Bourdieu aufzubauen. Es geht ihm weniger um die wissenschaftliche Objektivierung, also weniger darum, eine „rationalere“ Perspektive der Akteure zu konstruieren. Vielmehr konstatiert er, dass die Soziologie immer eine Außenposition bezieht, wobei er zwischen komplexen und einfachen Außenpositionen unterscheidet. Komplexe Außenpositionen wären etwa Standpunkte der kritischen Theorie – sie strebt eine kritische Position zu einem sozialen Gefüge an, dessen unmittelbarer Teil sie ist. Boltanski prägt dafür den Begriff der „metakritischen Position“ (Boltanski, 2010, S. 20) und versteht unter „Aufklärung“ in diesem Zusammenhang den Anspruch der kritischen Theorie, reflexives Wissen über die Gesellschaft herzustellen. Einfache Außenpositionen verknüpft er hingegen stärker mit einer instrumentellen Expertise, die die Gesellschaft beschreibt und deshalb sozial verwurzelte und kontextabhängige Formen der Kritik hervorbringt. Diese Position kann mit dem Begriff der Sozialtechnologie umschrieben werden. Boltanski plädiert dafür, über eine komplexe Innenperspektive nachzudenken, da es der Soziologie unmöglich ist, gänzlich eine Außenperspektive einzunehmen.

Wir sehen hier also, dass nicht nur die Systemtheorie die Selbstreflexivität der Soziologie als notwendig betrachtete, sondern auch andere soziologische Strömungen. Im Mittelpunkt steht auch hier, welche Position die Forschenden bzw. die Soziologie innerhalb der Gesellschaft einnehmen und auf welche Weise sie diese Position reflektieren können. Im Gegensatz zu den geschichtlichen Debatten, die in Kapitel 2.1 diskutiert wurden, ist der Zugang hier kein wissenschaftsphilosophischer, sondern ein soziologischer. Doch auch hier wird keine „Lösung“ angeboten. Vielmehr geht es darum, die Einbindung in den eigenen Untersuchungsgegenstand zu reflektieren und zu objektivieren – wie wir es nicht

nur bei Bourdieu, sondern auch bei Gouldner oder sogar Luhmann gesehen haben.

Durch die Brille der Systemtheorie betrachtet bestehen diese Formen der Selbstreflexivität wieder aus diversen Selbstbeschreibungen, die in Form einer Soziologie der Soziologie wirksam werden – dies jedoch unter unterschiedlichen theoretischen Vorzeichen. Dass diese Reflexionstheorien so divers sind, kann – auch das haben wir bereits sehen können – zu „Reflexionskonflikten“ (Kieserling, 2004, S. 14) führen, die um die Anerkennung im System konkurrieren. Das ist vor allem der Fall, wenn die Selbstbeschreibung innerhalb des Systems umstritten ist. Im Fall der Soziologie und ihrer Positionierung zu ihrem Untersuchungsgegenstand hat sich bereits mehr als einmal unter Beweis gestellt, dass das Potenzial zu heftigen Kontroversen vorhanden ist.

Und hier kommen wir zu der zweiten Reflexionsebene. Welche Semantik wird in diesen Selbstbeschreibungen angewandt, wie wird also in den Selbstbeschreibungen Sinn erzeugt? Kieserling (2004) bezieht sich in dieser Frage insbesondere auf die Abgrenzung soziologischer Sprache von anderen Teilsystemen. Diese zieht ihre Grenze zu den anderen Teilsystemen, indem sie sich selbst dem Wissenschaftssystem zuordnet (und nach Luhmann auch nur zuordnen kann) und sich somit auch von der Semantik anderer Teilsysteme abgrenzt. Ihre Reflexionstheorie ist die des Wissenschaftssystems. Konkurrenz droht von anderen Teilsystemen, die ebenso eine eigene Beschreibung der Gesellschaft durchsetzen wollen, namentlich von den Massenmedien und diversen Protestbewegungen. Selbstbeschreibungen sind immer affirmativ und selbstreferenziell. Die Anwendung bestimmter Semantiken ist letztlich emergent aus der Reflexionstheorie, sie ist aber nicht begründungsbedürftig. In schriftlicher Form vorliegend, beschreiben diese Semantiken als geschlossenes und in sich logisches System: die Soziologie selbst.

2.2.2 Zwischenfazit

Auf mehreren Ebenen soll nun ein Resümee gezogen werden. Zunächst geht es darum, die theoretischen Inhalte der Systemtheorie auf Grenzziehungen in der Soziologie zu überprüfen. Wenn sich die Soziologie selbst untersucht, entsteht eine doppelte Betrachtungsebene, die in dieser Arbeit zwangsläufig mitschwingt. Sie ist einem Fazit verpflichtet, das die Systemtheorie aus der Perspektive einer Beobachtung zweiter Ordnung heraus betrachtet.

Selbstbeschreibungen, Semantik und Grenzziehungen

Wir haben gesehen, dass die Systemtheorie durchaus hilfreiche Angebote macht, um sich der Soziologie und Grenzziehungen innerhalb der Soziologie zu nähern. Grenzziehungen spielen in der Systemtheorie schon allein deshalb eine Rolle, weil sich Systeme durch eine Differenz zwischen System und Umwelt konstituieren. Systeme beschreiben sich in Hinblick auf ihre Umwelt, indem sie eine Differenz zwischen sich und der Umwelt erzeugen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Begriff der Semantik, denn erst die Semantik generiert Sinn im System und orientiert Systemoperationen.

Indem man die Semantik von der Selbstbeschreibung analysiert, lässt sich ein Standpunkt einnehmen, der zunächst darauf schaut, welche Angebote der Sinnverarbeitung und der Grenzziehung gemacht werden und wie Sinn innerhalb unterschiedlicher, gegebenenfalls auch miteinander konkurrierender Selbstbeschreibungen konstruiert wird. In Bezug auf Sinnkonstruktionen in den Selbstbeschreibungen die Semantik in den Blick zu nehmen, setzt deshalb zunächst weder einen spezifischen Gesellschaftsbegriff voraus noch werden von vornherein Beziehungen zwischen Soziologie und Gesellschaft definiert. Selbstbeschreibungen werden vielmehr als Reflexionsinstanz eines Systems in Hinblick auf sich selbst begriffen: Das System selektiert aus einer Auswahl verschiedener Möglichkeiten, die historisch kontingent sind, und reduziert Komplexität. Auf Selbstbeschreibungen zurückzugreifen, ermöglicht zudem eine empirische Operationalisierung von Grenzziehungen und Sinnkonstruktionen.

Die Sonderposition der Soziologie

In der Systemtheorie nimmt die Soziologie eine Sonderposition ein. Sie fertigt stets Beschreibungen eines Systems an, das bereits von anderen Beschreibungen umstellt ist. Somit muss sie sich mit ihren eigenen Selbstbeschreibungen zunächst gegen andere behaupten, denn sie fügt der Gesellschaft letztlich nur eine weitere Selbstbeschreibung hinzu. Deshalb muss sie auch markieren, was ihre Selbstbeschreibung von anderen unterscheidet. Zentral ist auch in diesem Zusammenhang das Konzept der Semantik: Die Soziologie muss sich dem System Wissenschaft zuordnen, um eine Arbeitsgrundlage zu haben. Sie schafft den Bruch zu anderen Systemen anhand der von ihr eingesetzten Semantik. Mit dieser Distinktion also, indem sie Reflexionstheorien anfertigt, die dem Wissenschaftssystem angehören, erzeugt sie wiederum Sinn, der auch nur anschlussfähig an das Wissenschaftssystem ist.

Zudem sind die Grenzen der Soziologie zum System Gesellschaft prekär. Denn die Soziologie fertigt eine Beschreibung der Gesellschaft innerhalb der Gesellschaft an und kann entsprechend ihrer Gesellschaftlichkeit nicht entrinnen.

Auch deshalb ist die Zuordnung der Soziologie zum System Wissenschaft essenziell. Dennoch: Sie hat immer eine doppelte Orientierung. Wenn sie andere Systeme (fremd-)beschreibt, fertigt sie stets auch eine Selbstbeschreibung von sich selbst an. Sie muss fortwährend den Status zu den anderen Teilsystemen klären: Partizipiert sie in deren Selbstbeschreibung oder nicht?

Laut Luhmann sind Selbstbeschreibungen selbstreferenziell und emergent. Es gibt keine „besseren“ oder „schlechteren“ Selbstbeschreibungen. Auf der anderen Seite verweist Luhmann darauf, dass es durchaus Reflexionseliten sind, die Selbstbeschreibungen anfertigen, und dass diverse Selbstbeschreibungen darum konkurrieren, das System zu orientieren. Es zeigt sich jedoch in den Ausführungen, dass die Systemtheorie letztlich die Rechnung ohne den Wirt, also ohne den Akteur, gemacht hat. Denn über Jahrzehnte haben sich auf disziplinärer Ebene Debatten entfaltet, die die Frage nach den Grenzen zu ihrem Untersuchungsgegenstand neu verhandeln. So bleibt ungeklärt, wer eigentlich diese Semantiken produziert und welche Funktion diese Selbstbeschreibungen haben. Welche Semantiken also produzieren – entsprechend Stähelis Vorstellung einer „konstitutiven Nachträglichkeit“ von Semantik – erst nach einer gewissen Zeit bestimmte Sinnangebote?

Ontologie vs. Autologie

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt sowie in Kapitel 2.1 gesehen, dass nicht nur die Systemtheorie, sondern auch andere soziologische Theorieströmungen versucht haben, das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand, der Gesellschaft, zu reflektieren. Wie also kann Soziologie etwas über Gesellschaft wissen, was ist ihr Referenzpunkt und demnach auch ihr eigener Standpunkt? Wie kann sie die Position zu ihrem Untersuchungsgegenstand reflektieren, korrigieren oder gar objektivieren? Diese Fragen nach der Beschaffenheit, also auch nach der Ontologie des Gegenstandes der Soziologie, werden beispielsweise bei Bourdieu (1991) beantwortet. Demnach müssen Forschende auf Distanz zu ihrem Untersuchungsgegenstand gehen, um sich so von ihrer Einbindung in den Forschungsgegenstand zu befreien und die Produktion von „Spontansoziologie“ (Bourdieu et al., 1991, S. 15) zu vermeiden. Die Antwort auf diese ontologische Problemkonzeption ist bei Bourdieu eine epistemologische: die wissenschaftliche Methode.

Aus Sicht der Systemtheorie wären diese Versuche nichts anderes als eine Reflexionstheorie, die den Anspruch hat, ein Problem zu beschreiben und in seiner Komplexität zu reduzieren. Die Antwort der Systemtheorie ist eine andere: Die Subjektperspektive wird durch eine Theorie sozialer Systeme ersetzt. Die ontologische Frage, wie Soziologie Gesellschaft beobachten kann, wenn sie doch

selbst Teil der Gesellschaft ist, wird zu einer autologischen Feststellung: Soziologie sagt immer etwas über sich selbst aus, wenn sie Gesellschaft beschreibt. Sie beschreibt sich gewissermaßen selbst. Dementsprechend sind Grenzziehungen der Soziologie inhärent, wenn sie über Gesellschaft spricht. Das bedeutet, dass die Soziologie mit allem, was sie über sich selbst sagt, auch eine Grenze dazu zieht, was sie alles *nicht* ist.

Das Problem der Selbstreferenz

Hier kommen wir aber zu einem Punkt, in dem sich letztlich zeigt, dass die Systemtheorie in Bezug auf ihre eigenen Aussagen zirkulär ist: Denn auch diese Aussagen stellen letztlich eine Selbstbeschreibung der Soziologie dar. Bleiben wir also im Theoriemodell und in der empirischen Analyse ausschließlich bei der Systemtheorie, so sind damit einige Implikationen verbunden:

- 1) Epistemologisch gesehen verpflichtet die Systemtheorie die Forschenden auf einen ganz speziellen Standpunkt. Und wie bereits Luhmann beschrieben hat, bleibt immer ein blinder Fleck bei der Beobachtung, nämlich derjenige, von dessen Standpunkt der Beobachter ausgeht. Natürlich wäre es im Zuge einer systemtheoretischen Analyse vollkommen legitim, genau diese Prämissen anzuerkennen. Das würde bedeuten, dass die Selbstbeschreibung der Systemtheorie als Reflexionstheorie anderen Reflexionstheorien des Systems über das System vorzuziehen ist.
- 2) Die Systemtheorie ist einem ganz spezifischen Gesellschafts- und Soziologiebegriff verpflichtet: Sie sieht die Soziologie als ein Teilsystem der Gesellschaft, das autopoietisch funktioniert. Die Systemtheorie ist blind für Akteure und deren Interessen. Soziologie ist also nicht über einen Akteursbegriff empirisch operationalisierbar. Selbstbeschreibungen werden nur verschriftlicht anerkannt und funktionieren rein selbstreferenziell. Sie haben nur indirekt etwas mit strategischen Interessen bestimmter Akteure zu tun; die Systemtheorie bleibt immer auf der Ebene des Systems. An dieser Stelle wird die Limitierung der systemtheoretischen Perspektive sichtbar. Zwar erscheint diese Annahme aus struktureller Sicht durchaus plausibel, bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass die feinere Körnung fehlt, die ja insbesondere für diese Arbeit von Interesse ist. Denn für die Systemtheorie ist es letztlich unerheblich, wer die Selbstbeschreibungen anfertigt und zu welchem Zweck – auf Systemebene nivellieren sie sich ohnehin als eine Selbstbeschreibung zwischen anderen. Schimank schlägt in diesem Zusammenhang eine Alternative vor, indem er den Akteursbegriff auf die Systemtheorie anwendet

(Schimank, 2011). Dennoch operationalisiert er den Akteursbegriff aus der Perspektive der Systemtheorie selbst: Die Akteure und ihre Selbstbeschreibungen operieren auf Basis der Codes des Wissenschaftssystems, also wahr/unwahr. Somit hat sein Vorschlag wenig analytischen Wert, wenn es um eine empirische Analyse mit dem Anspruch geht, genau diesen Lehrbuchcharakter bzw. die Dichotomisierung soziologischer Selbstbeschreibungen in Hinblick auf Soziolog(inn)en aufzubrechen.

- 3) Luhmann ordnet die Soziologie dem Wissenschaftssystem zu. Denn obwohl sie ihrer Gesellschaftlichkeit nicht entrinnen kann, hat die Soziologie keine andere Arbeitsgrundlage als diejenige der Wissenschaft. Diese Selbstbeschreibung wiederum zeigt, wie Luhmann eine Selbstbeschreibung der Soziologie erzeugt, die nur einen Schluss zulässt. Hier also fertigt er eine Semantik an, die klar auf Distanz zu anderen Systemen geht, etwa zu den Massenmedien oder den öffentlichen Intellektuellen.
- 4) Wenden wir die Systemtheorie auf sich selbst an, entsteht ein Zirkularitätsproblem, das man auch als ein Problem der Selbstreferenz sehen kann. Denn Selbstbeschreibungen sind immer affirmativ, selbstdreferentiell und in sich geschlossen. Sie sind nicht kritisch sich selbst gegenüber und decken genau *nicht* die Paradoxien auf, die sich aus dem nicht zu beobachtenden „unmarked space“ ergeben. Ihre Grenzen zwischen den Systemen sind dementsprechend glatt und emergent. Sie müssen sich nicht legitimieren, verteidigen oder rechtfertigen. Und obwohl die Selbstbeschreibung der Soziologie immer auch eine Positionierung zur Gesellschaft enthält, bleibt diese interessenlos und intern. Dies ist folgenreich für unser Vorhaben: Denn verbleiben wir in der weiteren Analyse der Arbeit ausschließlich in der epistemologischen Perspektive der Systemtheorie, so wird im Ergebnis jegliche Selbstbeschreibung eine in sich geschlossene, selbstdreferentielle Grenzziehung zwischen System und Umwelt sein, die neben anderen Selbstbeschreibungen steht. Es wird dementsprechend schwierig werden, etwaige Brüche, Paradoxien und Orientierungen vergleichend in einen Kontext zu setzen und herauszuarbeiten. Eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie, die in der Perspektive der Systemtheorie verharren würde, hätte das Problem, letztlich keine neuen Erkenntnisse in Hinblick auf die Soziologie selbst zu erzeugen.
- 5) Zudem lässt sich in dieser Arbeit nicht vermeiden, selbst die eigene Beobachterposition in der Analyse zu reflektieren. Dieses Problem der Selbstreferenz ist nur bis zu einem gewissen Grad aufzulösen und kann unendlich

weitergesponnen werden. Auch diese Arbeit stellt eine von vielen möglichen Selbstbeschreibungen der Soziologie dar, wenn sie versucht, vorhandene Selbstbeschreibungen zu reflektieren.³⁴ Deshalb sei das Problem der Selbstdreferenzialität und der Reflexion der Reflexion hier markiert. Der Anspruch, eine Außenperspektive auf die Disziplin einzunehmen und eine unabhängige Selbstbeschreibung anzufertigen, kann an dieser Stelle (und wahrscheinlich auch überhaupt) nicht eingelöst werden und wird auch nicht verfolgt. Vielmehr wird angestrebt, das Reflexionspotenzial zu erweitern, das eine solche Frage in sich trägt. Um sich also nicht auf eine spezifische epistemische Perspektive zu verpflichten, wird noch die Annäherung an eine andere epistemische Perspektive gesucht, die genau konträr zu Luhmanns Systemtheorie steht.

2.2.3 Perspektivierung zwei: Die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung

Epistemologische Ausgangsposition der sozialkonstruktivistischen Wissenschaftsforschung

Prinzipiell geht die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung (Science and Technology Studies, kurz STS) davon aus, dass Fakten, Wissen, Theorien und Technologien in der Wissenschaft nicht objektiv gegeben sind, sondern sozial konstruiert. Grundprinzipien des Sozialkonstruktivismus der STS lassen sich in Klassikern der Soziologie und Philosophie finden (bspw. Karl Marx, Max Weber oder Émile Durkheim), orientieren sich jedoch überwiegend an der phänomenologisch ausgerichteten Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann (1991[1966]), die mit ihrem Werk „The Social Construction of Reality“ als die Begründer des Sozialkonstruktivismus gelten (Sismondo, 2010). Berger und Luckmann gehen davon aus, dass Wirklichkeit durch die Konstruktion der Handelnden entsteht und auf dem Prinzip der Sinnhaftigkeit aufbaut. Wissen ist demzufolge etwas, das sich nicht aus der Vernunft herleitet, durch Beobachtung erhoben oder durch Konsens hergestellt wird. Wissen wird vielmehr im Prozess gebildet (Knoblauch, 2010).

„It is our contention, then, that the sociology of knowledge must concern itself with whatever passes for ‚knowledge‘ in a society, regardless of the ultimate validity or invalidity (by whatever criteria) of such ‚knowledge‘. And in so far as all human ‚knowledge‘ is developed, transmitted and maintained in social situations, the sociology of knowledge must

34 Siehe dazu auch Kurtz, 2007.

seek to understand the processes by which this is done in such a way that a taken-for-granted ‚reality‘ congeals for the man in the street. In other words, we contend that the sociology of knowledge is concerned with the analysis of the social construction of reality.“ (Berger et al., 1991[1966], S. 15)

Dieses Zitat zeigt Grundsätze, die den bunten und interdisziplinären Strauß der STS zusammenhalten: zunächst die situative soziale Gebundenheit von Wissen sowie die Frage, was in diesen Prozessen geschieht, dass Wissen zu Fakten wird bzw. zu einer „taken-for-granted reality“, also zu einer nicht mehr hinterfragten Realität.³⁵

Ein weiterer wichtiger Referenzpunkt für die Science and Technology Studies, diesmal aus der Philosophie, ist Ludwig Fleck mit seinem Werk „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ (Fleck, 1980[1935]). Auch er argumentierte schon früh, dass wissenschaftliche Erkenntnis als soziales Phänomen anzusehen ist und erst in einem Denkkollektiv entsteht. Dieses Kollektiv versteht er als „Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils“ (Fleck, 1980[1935], S. 54 f.). Wichtig ist es Fleck hervorzuheben, dass Denkkollektive Beharrungstendenzen aufweisen – bestimmte Fakten werden als „taken-for-granted“ angesehen und andere Denkweisen oder Denkstile abgelehnt (Sismondo, 2010): „Das Individuum hat nie, oder fast nie das Bewußtsein des kollektiven Denkstiles, der fast immer einen unbedingten Zwang auf sein Denken ausübt und gegen den ein Widerspruch einfach undenkbar ist.“ (Fleck, 1980[1935], S. 56 f.)

Für die STS hat dies zwei Konsequenzen: Der Ansatz stellt die Frage des Wissens in den Vordergrund und ist – im Gegensatz zur Systemtheorie – akteurszentriert.³⁶ Wissenschaftler(innen) werden zu aktive Agenten in der Konstruktion wissenschaftlicher Objekte (nicht nur passive Beobachter). Der Entstehungskontext von Wissenschaft, das Labor, Methoden, epistemologische Grundlagen, disziplinäre Grenzen oder Arbeitsstile (Ritsert, 2009; Sismondo, 2010)

35 Eine Kritik an der „sozialen Konstruktion“ bietet Hacking (1999). Für ihn ist diese zu einer Metapher geworden, die zwar einst nützlich war, um eine wissenschaftliche Ideologie zu dekonstruieren, nun aber überstrapaziert ist und deshalb nicht mehr in der Lage, interessante Fragen an die Wissenschaft zu stellen. Mit ihr scheint man lediglich zeigen zu können, dass bestimmte wissenschaftliche Fakten nicht unausweichlich gewesen wären.

36 So ist beispielsweise Latours Forderung „follow the actors“ (Latour, 2005, S. 12) als konstitutives Element seiner Akteur-Netzwerk-Theorie zu sehen.

werden ebenso zum Untersuchungsgegenstand wie die Verhandlung wissenschaftlicher Expertise im politischen Raum (Jasanoff, 1995b; Jasanoff, 2005; Jasanoff, 2011; Hilgartner, 2000). Wichtig ist deshalb, *wie* Objekte sozial konstruiert werden, *wie* Wissen über diese Objekte entsteht, sodass sie als real gelten und das Wissen darüber als „taken-for-granted“ erscheint. Um dieses Wie zu untersuchen, nutzen die STS das wissenschaftsphilosophische Konzept der „Inversion“ (Woolgar, 1988, S. 36; Ritsert, 2009). Nicht also Objekte an sich sind real, sondern erst ihre Konstruktion. Wissenschaft macht ihre Objekte. „Wissenschaftliche Weltkonzeptionen [konstituieren] die Welt, ‚wie sie wirklich ist‘.“ (Knorr-Cetina, 2002, S. 19) Epistemologisch geht es darum, Objekte und Wahrheiten nicht als gegeben anzunehmen und der Wissenschaft damit keinen passiven Part zuzuweisen. Es geht eben gerade darum, als unumstößlich erscheinenden Wahrheiten zu dekonstruieren. Die „Black Box“ (Sismondo, 2010, S. 120) der Produktion von Wissen, Fakten und Artefakten wird damit geöffnet.

Damit distanzieren sich Ansätze aus den STS von essenzialistischen Wissenschaftsvorstellungen. Sie begreifen Wissenschaft als soziales Unterfangen, das ebenso postkolonialer wie feministischer Kritik ausgesetzt ist (vergleiche dazu unter anderem Haraway, 1989; Haraway, 1991; Keller, 1985; Visvanathan, 1997). Essenzialistische Vorstellungen von Wissenschaft sind aus der Perspektive der STS deshalb nicht als Zustandsbeschreibung zu begreifen, sondern als Forschungsgegenstand. Wissenschaft ist kein „besonderer Fall“, der sich durch spezielle Werte von anderen Vorhaben unterscheidet. In diesem Sinn fungiert das in den 1970er-Jahren entwickelte „strong programme in the sociology of knowledge“ (Bloor, 1991[1976]; Barnes et al., 1982; MacKenzie, 1981; Shapin, 1975) als Grundsatzprogramm der STS und vereint die oben bereits erläuterten sozialkonstruktivistischen Grundsätze. Am konzisensten bringen die „four tenents“ (Bloor, 1991[1976], S. 7) diese auf den Punkt. Eine „sociology of scientific knowledge“ hätte dementsprechend den Postulaten der „causality, impartiality, symmetry und reflexivity“³⁷ (Bloor, 1991[1976], S. 7) zu folgen. Insbesondere der Grundsatz der Symmetrie ist in STS-Analysen allgegenwärtig. Gehen essenzialistische Ansätze davon aus, dass „wahres“ Wissen im Gegensatz zu

37 „1. It would be causal, that is, concerned with the conditions which bring about beliefs or states of knowledge [...]. 2. It would be impartial with respect to truth and falsity, rationality or irrationality, success or failure. Both sides of these dichotomies will require explanation. 3. It would be symmetrical in its style of explanation. The same types of cause would explain, say, true and false beliefs. 4. It would be reflexive. In principle its patterns of explanation would have to be applicable to sociology itself.“ (Bloor, 1991[1976], S. 7)

„unwahrem“ Wissen auf vermeintlich puren, wissenschaftlichen und objektiven Grundlagen aufbaut, so unterscheidet eine symmetrische Vorgehensweise nicht zwischen „wahrem“ und „unwahrem“ Wissen, sondern verwendet für beide Seiten die gleichen Erklärungsprinzipien.³⁸

Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft „in the making“

Aus den vorhergegangenen Ausführungen wird deutlich, dass in den STS alles fluide und permanent im Entstehen begriffen ist. Deshalb hat die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung eine radikal andere Perspektive als differenzierungstheoretische Ansätzen: Sie geht gerade nicht von Systemen und emergenten Systemgrenzen aus. Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft werden konstruiert, sind „in the making“.

In den STS werden Grenzen in unterschiedlichster Weise thematisiert. So beschreibt Latour die Trennung von Politik und Wissenschaft als „Purifikationsarbeit“ einer Gesellschaft, die sich im Zuge der Aufklärung als „modern“ begreift, indem sie zwischen Natur und Kultur unterscheidet (Latour, 1993, S. 10 ff.). Jasanoff (2004b) versteht Wissenschaft und Staat wiederum als Instanzen, deren Grenzen einander co-produzieren. Besonders deutlich werden solche Momente der Co-Produktion in Kontroversen, also in Situationen, in denen der Wahrheitsgehalt von Grenzwerten, Krankheitsrisiken oder Forschungsergebnissen (z.B. vor Gericht oder in politischen Gremien) verhandelt wird und sich in konkreten Gesetzesvorlagen oder Richtlinien niederschlägt.

Deshalb haben auch essenzialistische Wissenschaftsvorstellungen aus Sicht der STS ihren Sinn: Denn genau diese sind es, die Wissenschaft vor externer Einflussnahme zu schützen versuchen, indem sie die Wissenschaft als ein besonderes System im Vergleich zur Politik oder Wirtschaft darstellen, wie der Aufsatz „The Republic of Science“ (Polanyi, 2000[1962]) zeigt:

„[...] we may affirm that the pursuit of science by independent self-coordinated initiatives assures the most efficient possible organization of scientific progress. And we may add, again, that any authority which would undertake to direct the work of the scientist centrally would bring the progress of science virtually to a standstill.“ (Polanyi, 2000[1962], S. 3)

38 Für eine ausführliche Darstellung der Kritik an Bloors Thesen (Bloor-Laudan-Kontroverse) sowie die dahinter liegenden wissenschaftsphilosophischen Annahmen siehe Ritsert, 2009, S. 239–256.

Polanyi konstruiert Wissenschaft als einen hoch idealisierten Raum, der funktioniert, wie eine Demokratie. Unabhängige Forschende finden sich zusammen und arbeiten konkurrenzorientiert daran, den wissenschaftlichen Fortschritt voranzutreiben (Stehr, 2015). Am besten gelingt dieser Fortschritt, wie Polanyi in dem oben genannten Zitat hervorhebt, wenn die Wissenschaft selbstorganisiert arbeiten kann. Für die Selbstorganisation nutzt er die Metapher der „invisible hand“ (Polanyi, 2000[1962], S. 3). Damit zieht er den Vergleich nicht nur zur modernen Demokratie, sondern ebenso zur liberalen Wirtschaft. Nur solange die Wissenschaft nicht durch Eingriffe von außen kontrolliert und beeinflusst wird, ist ein effizienter und reibungsloser Fortschritt gewährleistet:³⁹

„When we reject today the interference of political or religious authorities with the pursuit of science, we must do this in the name of the established scientific authority which safeguards the pursuit of science.“ (Polanyi, 2000[1962], S. 15)

Er reklamiert ebenso wie Merton (1973) spezifische Werte für wissenschaftliches Arbeiten, die sowohl die Integrität der Forschenden als auch die Reliabilität der Ergebnisse und die Autorität wissenschaftlichen Wissens gewährleisten. Merton stellt in seinem Aufsatz „The Normative Structure of Science“ (Merton, 1973) vier institutionelle Imperative vor – universalism, communism, disinterestedness, organized scepticism –, die den Ethos der Wissenschaft ausmachen. Diese Imperative beruhen auf einem moralischen Konsens der Forschenden:

„Although the ethos of science has not been codified, it can be inferred from the moral consensus of scientists as expressed in use and wont, in countless writings on the scientific spirit and in moral indignation directed toward contraventions of the ethos.“ (Merton, 1973, S. 269)

Auch Merton konstatiert, dass das wissenschaftliche Ethos nur sich selbst gerecht werden kann, durch die Politik jedoch wiederum verunreinigt werden würde:

39 So unterliegt auch die Beurteilung wissenschaftlichen Wissens den Peers, die es anhand allgemein anerkannter Kriterien bewerten: 1. der Grad an Plausibilität. 2. der wissenschaftliche Wert, der sich misst an der Exaktheit (accuracy), der systematischen Bedeutung (systematic importance) und am dem Forschungsgegenstand inhärenten Interessantheitswert (intrinsic interest of its subject matter), 3. seine Originalität (originality) (Polanyi, 2000[1962], S. 5 f.).

„The ethos of science involves the functionally necessary demand that theories or generalizations be evaluated in terms of their logical consistency and consonance with facts. The political ethic would introduce the hitherto irrelevant criteria of the race or political creed of the theorist.“ (Merton, 1973, S. 258)

Das Konzept der boundary work

Polanyi wie auch Mertons Werk liest sich aus Sicht der STS als Demarkationsinstrument zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Wissenschaftliches Wissen zeichnet sich durch spezielle, nur der Wissenschaft eigene Kriterien aus. Dadurch gewinnt wissenschaftliches Wissen an besonderer Autorität gegenüber anderen Wissensformen. Diese Autorität kann jedoch nur aufrechterhalten werden, wenn die Prinzipien der Autonomie und Selbstorganisation der Wissenschaft von außen unangetastet bleiben. Analytisch fassen lässt sich diese Art der Demarkation mit dem Konzept der boundary work (Gieryn, 1983; Gieryn, 1995; Gieryn, 1999):

„Boundary-work occurs as people contend for, legitimate, or challenge the cognitive authority of science – and the credibility, prestige, power, and material resources that attend such a privileged position. Pragmatic demarcations of science from non-science are driven by a social interest in claiming, expanding, protecting, monopolizing, usurping, denying, or restricting the cognitive authority of science. But what is ‚science‘? Nothing but a *space*, one that acquires its authority precisely from and through episodic negotiations of its flexible and contextually contingent borders and territories. Science is a kind of spatial ‚marker‘ for cognitive authority, empty *until* its insides get filled and its borders drawn amidst context-bound negotiations over who and what is ‚scientific‘. Put another way, the authority of science is reproduced as agonistic parties fill in the initially empty space with variously selected and attributed characteristics, creating a cultural map that, if accepted as legitimate, advances their interests. In these cartographic contests over *distributions* of scientific authority among diverse people, practices, and knowledge claims, the link between authority and the space marked ‚science‘ is made ever more secure.“ (Gieryn, 1995, S. 405 f., Hervorhebung im Original)

An den Texten von Polanyi und Merton wird deutlich, was Gieryn meint. Beide entwerfen eine „cultural map“, einen „spatial marker“, der Wissenschaft als besondere Institution im Vergleich zu anderen Bereichen auszeichnet. Im Fall von Polanyi ist es eine selbstorganisierte, von – und hier bezieht sich Polanyi auf Adam Smith – der unsichtbaren Hand geleitete Republik. Im Falle Mertons stellt sich Wissenschaft als Institution dar, die auf einem ganz spezifischen Ethos beruht, dessen Umsetzung quasi schon intrinsisch durch die moralische Gesinnung

der Forschenden garantiert ist. Durch diesen geschützten Raum, den sie erschaffen, indem sie Wissenschaft von Nicht-Wissenschaft abgrenzen, ist ebenso die Autorität der Wissenschaft garantiert. Wir sehen zugleich, dass Polanyi wie auch Merton den Raum mit unterschiedlichen Rhetoriken besetzt. Hier kann der konstruktivistische Charakter von boundary work geltend gemacht werden: Denn erst durch das Auffüllen dieses Raums mit Bedeutung wird überhaupt definiert, was Wissenschaft im Vergleich zu Nicht-Wissenschaft eigentlich ausmacht. Das, was Gieryn als „empty space“ bezeichnet, wird also mit Sinn gefüllt.

Gieryn geht es, wie auch anderen Ansätzen der STS, um Dekonstruktion. Für ihn stellen cultural maps im Kern „credibility contests“ (Gieryn, 1999, S. 1) dar. Sein Anliegen ist es zu beschreiben, wie mithilfe dieser „credibility contests“ epistemische Autorität erzeugt wird, um die Interessen der Forschenden (die nach Gieryn alles andere als rein moralisch und intrinsisch sind) durchzusetzen.

„Science becomes a ‚cultural space‘: it is made locatable (and interpretable) by spatial segregations that highlight contrasts to other kinds of knowledge, fact-making methods, and expertise; boundaries define insiders and outsiders, while labeled landmarks give distinctive illustrations of each side; scale is enlarged to show internal differentiations within science or reduced to make science a single spot like Mount Science; coordinates tell us where we end up when we move away from science in various directions – toward faith to the East perhaps, politics to the West, techno-wonders to the South, error and ignorance to the North. We arrive at meaningful understandings of science (its products, people, practices, and potentials) by seeing or hearing about its place on a map, and we form images of its contents and capabilities by remembering where it has been located in spatial relation to places it is not.“ (Gieryn, 1999, S. 10 f.)

Drei Formen, die wissenschaftliche Autorität mithilfe von Grenzarbeit zu behaupten, nennt Gieryn: 1. „Expulsion“; 2. „Expansion“; 3. „Protection of Authority“ (Gieryn, 1999, 15 ff.): Durch Ausschlussverfahren (expulsion) versuchen rivalisierende Parteien meist innerhalb der Wissenschaft die Autorität darüber zu erlangen, wie der Terminus „wissenschaftlich“ ausdefiniert wird. Ziel ist es darzustellen, dass sie die Deutungshoheit über ihre Art von Wissenschaft haben, die die einzige legitime und wissenschaftlich fundierte ist. Die Konkurrenten hingegen werden von der cultural map geschoben oder wenigstens an ihre Ränder gedrängt. „Real science“ (Gieryn, 1999, S. 16) wird rhetorisch abgegrenzt von anderen Formen von Wissenschaft wie „pseudoscience, amateur science, deviant or fraudulent science, bad science, junk science, popular science“ (Gieryn, 1999, S. 16). Hier wird Grenzarbeit zu einem Instrument der sozialen Kontrolle und Sozialisierung. Forschende lernen, welche Art von Wissenschaft

legitim ist. Expulsion findet meist statt zwischen Lagern, die sich im sogenannten Mainstream und außerhalb des Mainstreams verorten, konventionell oder revolutionär sind, orthodox oder heterodox. Hier stellt sich jedoch die Frage, *wer* in welches Lager gehört. Es geht dabei nicht grundlegend darum, die Autorität der Wissenschaft zu demontieren, sondern darum, den unterschiedlichen Lagern mögliche strategische Vorteile zu verwehren, die sich aus ihrer Definition von Wissenschaft ergeben.

Expansion der Autorität geht damit einher, sich in andere Domänen hinein auszudehnen, welche ebenfalls Autorität für sich behaupten. Hier wird ein Kontrast zwischen den unterschiedlichen Wissensbeständen aufgebaut und die Überlegenheit der eigenen Perspektive demonstriert. Diese Form der Grenzarbeit wird beispielsweise besonders virulent, wenn es um gerichtliche Kontrolle geht. Andere Formen der Expertise werden als weniger verlässlich und „wahr“ gekennzeichnet als diejenigen, die durch die Wissenschaft repräsentiert werden. Die letzte Form von Grenzarbeit schützt die Autonomie der Wissenschaft, um den Einfluss externer Interessen gering zu halten. Insbesondere die Einflussnahme durch Politik und Wirtschaft wird abgewehrt, indem Schutzwälle errichtet werden, um Autonomie in Bezug auf die Bestimmung von Forschungsfragen oder Standards in der eigenen Domäne zu behalten. Hier wird eine cultural map gezeichnet, die zum Ziel hat, die Oberhand über Definitionen von „guter Wissenschaft“ selbst zu behalten und nicht an die Politik oder auch die Massenmedien abzugeben.

Gieryn macht in seinen Ausführungen deutlich, dass eine cultural map der Wissenschaft kontextgebunden und lokal sowie rein strategisch zu verstehen ist: „Boundary work is strategical practical action“ (Gieryn, 1999, S. 23). Zudem muss epistemische Autorität immer da verteidigt werden, wo Kontroversen im Spiel sind. Dort also, wo die Grenzen der Wissenschaft bedroht oder herausfordert werden, wird Grenzarbeit besonders sichtbar: „Epistemic authority exists only to the extent that it is claimed by some people [...] and denied by others“ (Gieryn, 1999, S. 14).

Ideologien und Rhetoriken als Grenzarbeit

Probates Mittel für die Grenzarbeit ist der Einsatz spezifischer Rhetoriken. Gieryn nennt Grenzarbeit deshalb einen „rhetorical style“ (Gieryn, 1983, S. 782). Spezifische Normen und Werte hervorzuheben, spielt für die Demarkation zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft eine große Rolle. Solche Normen bezeichnet Gieryn als Ideologien. Grenzarbeit drückt sich deshalb auch durch eine spezifische „professional ideology“ (Gieryn, 1983, S. 782) aus. Gieryn bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Mulkay

(1976; 1979; 1980). Dieser begreift die Normen, die in essenzialistischen Wissenschaftsvorstellungen dominieren, als ideologisches Begriffsvokabular von „vocabularies of justification which are used to evaluate, justify and describe the professional actions of scientists“ (Mulkay, 1976, S. 653 f.).

Es existieren eine Reihe weiterer Beispiele, in denen sich Normen als eine Art ideologisch aufgeladener Kampfbegriff zeigen: So bedient sich Merton in seinem Aufsatz „Science and the Social Order“ (Merton, 1973) einer Rhetorik der „norms of pure science“ (Merton, 1973, S. 260), um die Autonomie der Wissenschaft zu sichern.⁴⁰ Auch das Postulat „science for science sake“ – also Wissenschaft um der Wissenschaft willen –, das im späten 19. Jahrhundert entstand und das Bild einer puren Wissenschaft prägte, stellt eine Ideologie dar, und zwar eine besonders machtvolle (Mulkay, 1976). Wissenschaft war nicht länger nur nützlich, wenn in irgendeiner Form anwendbar, sondern sie verkörperte einen eigenen Wert in sich. Letztlich barg diese Art der Rhetorik eine Möglichkeit, im Zuge der zunehmenden Professionalisierung wissenschaftlicher Communitys neue politische Fördermöglichkeiten aufzutun, die auf den Prinzipien der wissenschaftlichen Autonomie und der Freiheit der Forschung beruhten. Mit Blick darauf sollte Wissenschaft als besonderes System dargestellt werden, das seinen eigenen Regeln folgt.⁴¹ In diesem Zusammenhang stellt Mulkay (1976) eine weitere Ideologie heraus, die sich an der Vorstellung orientiert, dass Wissenschaft ein Modell für Demokratie ist. Das Ethos der Wissenschaft und die vorbildlichen Normen, mit denen wissenschaftliches Wissen verhandelt wird, die Rolle der Wissenschaft für den nationalen Wohlstand und die „harten“ Fakten, die Wissenschaft per rigorose Methode zutage brachte, machten Wissenschaft unabdingbar für die Vorstellung von Demokratie. Mulkay bezieht sich auf Tobey (1971), wenn er schreibt: „American democracy is the political version of the scientific method.“ (Mulkay, 1976, S. 651)

40 Auch Mulkay (1976) begreift Mertons Normen als Ideologie. Er geht ebenso auf Mitroff (1974) ein, der sich mit Counternormen beschäftigt. Mitroff zeigt, dass zu jeder der Merton'schen Normen (CUDOS) sogenannte Counternormen existieren, auf die sich Wissenschaftler(innen) ebenso beziehen. Beispiele hierfür sind: universalism vs. particularism; communism vs. solitariness; disinterestedness vs. interestedness; organized skepticism vs. organized dogmatism (Mitroff, 1974, S. 592). Mulkay kritisiert an Mitroffs Untersuchung, dass der normative und somit auch der institutionalisierte und inkorporierte Charakter der Counternormen nicht überzeugend dargestellt werden. So ist auch diese Art von Normen eine Form der Ideologie.

41 Siehe dazu auch Kaldewey, 2013.

Auch die wissenschaftliche Objektivität kann als eine solche Ideologie bezeichnet werden. Die Wissenschaftshistoriker Daston und Galison (1992; 2007) stellen eindrücklich dar, wie sich Objektivität im Laufe der Zeit zu einer neuen „epistemic virtue“ (Daston et al., 2007, S. 16) entwickelte. Objektivität wird von Daston und Galison nicht nur als wissenschaftliche Praxis, sondern als Selbstverständnis dargestellt. Subjektivität, als Gegenbegriff zu Objektivität, wird zur Gefahr für wissenschaftliches Arbeiten. Die Autoren unterscheiden zwischen mechanischer und struktureller Objektivität, die historisch kontingen und an unterschiedliche Subjektivitätsvorstellungen gebunden sind:

„Mechanical objectivity was indifferent to the subjectivity of, for example, personal idiosyncrasies; rather, it combatted the subjectivity of scientific and aesthetic judgment, dogmatic system building, and anthropomorphism. It took on a moral aspect because these aspects of subjectivity were thought amenable to control through self-restraint; it centered on the scientific image because images were thought least vulnerable to such subjective intrusions – protective charms against ambiguity, bad faith, and system building.“ (Daston et al., 1992, S. 82)

Im Gegenzug zu mechanischer Objektivität, die überwiegend über Bildmaterial (beispielsweise Fotografien oder Röntgenaufnahmen) generiert wurde, bezieht sich strukturelle Objektivität nicht auf das Sichtbare, sondern auf Strukturen. Das können Sequenzen oder Elemente der Mathematik sein. Im Gegensatz zu mechanischer Objektivität beruht die Subjektivitätsvorstellung struktureller Objektivität nicht auf Zügelung („restraint“) wissenschaftlicher Subjektivität – die immer gefährdet ist, dem Forschungsobjekt seine eigenen Vorstellungen aufzudrängen –, sondern auf Verzicht. Die Vorstellung des Subjekts ist hier diejenige eines „claustral private self menaced by solipsism“ (Daston et al., 2007, S. 257). Der Verzicht zeichnet sich dadurch aus, dass man die eigenen Vorstellungen und Ideen zugunsten der formalen Strukturen aufgibt.

Selbst wenn Daston und Galison (1992) konstatieren, dass kontemporäre Vorstellungen von Objektivität Komponenten diverser Objektivitätsvorstellungen miteinander vermischen, so ist doch das Hauptargument der Autoren, dass mit dem Aufkommen des Objektivitätsbegriffs moralische Implikation verbunden waren. Moral wurde verstanden im Sinne von Eigendisziplin, als eine Wertvorstellung, die dem politisch-religiösen Klima der viktorianischen Zeit entsprach. Es ging darum, den „inneren Feind“⁴² mit Arbeitsdisziplin, wissenschaft-

42 Siehe dazu auch Goethes Ausführungen über den „Versuch als Mittler von Objekt und Subjekt“: „[...] denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkennt-

licher Methode und genauer Messtechnik zu bekämpfen. Die moralische Komponente ist eng verzahnt mit inneren Konflikten der Forschenden: Vorstellungskraft und Urteilsvermögen mussten diszipliniert werden. Mangelnde Disziplin jedoch wurde mit Ungeduld, Genusssucht, Selbstgefälligkeit und negativen Zügen bis hin zur Unredlichkeit verbunden, alles Eigenschaften, die am besten im Kern erstickt werden, „by assuming the persona of one's own sharpest critic, even in the heat of discovery“ (Daston et al., 1992, S. 118). Die Maschine bot eine perfekte Blaupause für all diese Eigenschaften: Unbeeindruckt von persönlichen Einflüssen stellte sie die „nackten Tatsachen“ dar. Konzeptionen von Objektivität gewährleisteten also eine Unterscheidung zwischen Fakt und Wert. Dass gerade in faktenorientierter Objektivität Moral enthalten sein kann, liegt daran, dass Objektivität ein Gegenbegriff ist. Es zählt also nicht das, was in Objektivität enthalten ist, sondern all die als negativ erachteten subjektiven Eigenschaften, die von Objektivitätsvorstellungen ausgeschlossen sind. Objektivität umfasst deshalb das Ethos der Zurückhaltung bzw. die Moral der Prohibition.

Daraus hat sich im Weiteren die Demarkation dieser Formen der Zurückhaltung von anderen Formen entwickelt, wodurch letztlich die „doctrine of ‚value free‘ or ‚neutral‘ science“ entstand (Daston et al., 1992, S. 123). Objektivität gehört nach Daston zur „moral economy of science“ (Daston, 1995, S. 3). Objektivität und die dazugehörige Rhetorik stellten also eine Form der Grenzziehung dar, die eine Trennung zwischen Fakt und Wert, Subjekt und Objekt erzeugt. Das geschah, indem das Subjekt, also der Forscher, mit seinen eigenen Annahmen und Werturteilen zunächst als Gefahr für die wissenschaftliche Erkenntnis definiert und aus dem Erkenntnisprozess ausgeschlossen wurde.⁴³

nis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den Stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.“ (Goethe, Johann Wolfgang, 1949, S. 849 f.)

43 In Anschluss daran zeigt sich auch, wie Wissenschaft der Gesellschaft überlegenes Wissen produziert und deshalb als Legitimierungsressource für politische Entscheidungen genutzt wird (Hilgartner, 2000; Jasianoff, 2011). Legitimierung entsteht überwiegend durch den performativen Charakter der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Expertentums, das jegliche Form von „uncertainty“ (Callon et al., 2009) ausschließt. Die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem und lokalem Wissen, das in diesem Zusammenhang einen geringeren Stellenwert einnimmt, wird von der STS-

Ähnlich wie bei den oben genannten Beispielen ist auch Begriffen wie „pure“ oder „basic research“ eine „moral economy“ inhärent. So wie dem Postulat „science for science sake“ lag dem Begriff des „pure research“, später auch dem des „basic research“ die Annahme zugrunde, dass diese Art der Forschung sich durch ihre Reinheit auszeichnet, weil sie frei von praktischen Zielen ist (Stokes, 1997; Calvert, 2006). Hier lässt sich bereits Grenzarbeit par excellence beobachten: „An inherent tension between the goals of general understanding and applied use is thought to keep the categories of basic and applied research empirically separate.“ (Stokes, 1997, S. 9)⁴⁴

Calvert (2006) analysiert die rhetorischen Strategien, die sowohl von diversen Wissenschaftler(inne)n als auch politischen Akteuren eingesetzt werden, um eine Demarkationslinie zwischen „basic research“ und „applied research“ zu ziehen. Sie stellt zunächst heraus, dass der Begriff der Grundlagenforschung für den Ressourenkampf an Bedeutung gewinnt, da Wissenschaft zunehmend Forderungen der Anwendungsorientierung ausgesetzt ist. Der Begriff „basic research“ ist, wie wir bereits im Zusammenhang mit anderen Rhetoriken gehört haben, historisch stark mit der Bedeutung der Autonomie von Wissenschaft besetzt, die keinen externen sozialen Zwängen ausgesetzt sein sollte (Calvert, 2006). Zudem hat sich wissenschaftspolitisch zunehmend die Bedeutung der

Literatur eingehend beschrieben (Wynne, 2003; Callon, 1986; Callon et al., 2009). So äußern sich Callon et al. (2009) aus kritischer Perspektive folgendermaßen: „Shut away in their laboratories, researchers are accorded complete autonomy, with increasing budgets, but in return, and this is the object of the delegation, they must come back with confirmed facts, as solid as the hardest granite. Autonomy and billions of euros is the price the collective pays these luxury mercenaries whose sole mission is to produce knowledge purged of all uncertainty.“ (Callon et al., 2009, S. 109) Und weiter: „Once politics has been purged of all scientific uncertainty, thanks to the great divide between specialists and laypersons, it remains to organize the debate that should lead to the expression of the general will.“ (Callon et al., 2009, S. 120)

44 Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Einführung des Terminus „basic research“ als eine Antwort auf das Unbehagen der Industrie mit den Terminen „fundamental“ oder „pure research“ (Calvert, 2006): „Fundamental‘ and ‚pure research‘ refer to the attempt by experimental and theoretical means to understand the physical underpinnings of phenomena. The special term ‚basic research‘ refers here to fundamental studies carried out in the context of industry, which may lead to, but do not aim primarily at, application. Applied research, on the other hand, which encompasses engineering and technology, does aim primarily at practical application.“ (Stokes, 1997)

Grundlagenforschung für eine potenzielle Anwendung durchgesetzt (Bush, 1960; Slaughter, 1993). Auch hier wurde mit Grundlagenforschung erfolgreich Grenzarbeit betrieben. Die dahinter liegende Ideologie ist, dass nur Forschung, die kein konkretes Ziel verfolgt, letztlich zu grundlegenden Innovationen führen kann. Grundlagenforschung hat also für Forschende und Wissenschaftspolitik eine unterschiedliche Bedeutung: Aus Sicht der Wissenschaft stellt sie klar, dass Wissenschaft ohne externe Einflüsse betrieben werden muss. Die Wissenschaftspolitik wiederum macht deutlich, dass sie diese Autonomie respektiert und nicht interveniert. Dennoch wird, wie soeben formuliert, auch von der Wissenschaftspolitik die Hoffnung geäußert, dass gerade diese Grundlagenforschung zu Anwendungsmöglichkeiten führen kann. Zudem stellen Forschende ihre Arbeiten je nach Bedarf so dar, dass deren praktischer Nutzen ersichtlich wird.

Grundlagenforschung ist also ein Begriff mit flexiblen Grenzen, dessen Bedeutung variieren kann. Oftmals unterschied sich die Selbstbeschreibung der Forschenden in Hinblick auf ein idealisiertes Bild von Grundlagenforschung (autonomous, curiosity-driven, unpredictable) von den aktuellen Anforderungen, denen die Forschenden durch ihre Förderorganisation ausgesetzt waren. Insbesondere in der Phase der Antragstellung rekurrerten sie vermehrt auf die Rhetorik der Nützlichkeit von Grundlagenforschung. Calvert bezeichnet diesen flexiblen Einsatz der Rhetorik von Grundlagenforschung auch als „tailoring“ (Calvert, 2006, S. 208 ff.).

Nun haben wir es bei den genannten Beispielen mit zwei verschiedenen Formen der Sinnzuschreibung zu tun. So hat sich gezeigt, dass Begriffe wie „objectivity“, „pure research“, „basic research“ oder auch „science for the science sake“ keine Rhetoriken sind, die ohne Bedeutung in den Raum geworfen werden. Sie sind ideologisch mit Sinn aufgeladen, sie werden mit bestimmten Werten oder „epistemic virtues“ in Verbindung gebracht und beinhalten eine „moral economy“ (Daston, 1995). So hat auch Wissenschaft in manchen institutionellen Settings eine Stabilität, die über die lokale Ebene hinausgeht. Diese sieht Gieryn durchaus als relevante Ebene von Grenzarbeit an. Denn obwohl es sich bei Gieryn im ersten Moment so anhören mag, als vollzogen sich die Grenzziehungen im luftleeren Raum – „empty until its insides get filled“ (Gieryn, 1995, S. 405) –, ist die mit den Grenzziehungen verbundene Rhetorik bereits mit unterschiedlichen Ideologien behaftet. Gieryn schreibt, dass Wissenschaft mit historischen „Sedimentierungen“ besetzt ist, dass es also einen kartografischen Bedeutungsraum gibt, der bereits mit diversen Begrifflichkeiten aufgeladen ist (Gieryn, 1999).

Dementsprechend existieren bei den jeweiligen Akteuren immer „tacit images“ (Gieryn, 1999, S. 20) darüber, was Wissenschaft für sie bedeutet. Gera-

de die Dehnbarkeit und interpretative Flexibilität von Rhetorik in Hinblick auf unterschiedliche Ziele aber ist einer der interessanten Aspekte des Konzepts von boundary work: „science is already present but constantly made up [...]: science is practically useful but useless; quantitative and qualitative; experimental and observation based; [...] politically engaged and detached“ (Gieryn, 1999, S. 21). Dennoch müssen die stabilen impliziten Bilder von Wissenschaft nicht gleichbedeutend sein mit der Grenzarbeit, die betrieben wird. So bestimmen die lokalen Umstände, in welcher Weise die Grenzarbeit ausgeprägt ist: Ist die Autonomie der Wissenschaft bedroht, so wird „Purifikationsarbeit“ vorgenommen und Wissenschaft sorgfältig von jeglichen politischen oder wirtschaftlichen Interessen getrennt. Geht es um materielle Ressourcen, so wird das Prinzip umgedreht und die Relevanz für Wirtschaft und Politik in den Vordergrund gerückt (Gieryn, 1999, S. 23). Das entspricht letztlich Calverts Vorstellung von „tailoring“. Gieryn nennt diese volatilen Darstellungen auch „ideological self-descriptions“ (Gieryn, 1983, S. 783).

Zwischenbetrachtung

Die Ausführungen machen deutlich, von welchem Standpunkt aus die STS argumentieren. Sie nehmen eine externe Perspektive ein, indem sie versuchen, „taken-for-granted“-Wahrheiten innerhalb der Wissenschaft zu dekonstruieren. Wissen wird so fluide und ist weder wahr noch falsch. Akteure sind an der Konstruktion von Wissen beteiligt. Dadurch ist die Betrachtungsweise der STS eine maßgeblich andere als die der Systemtheorie. Denn so gehen die STS eben gerade nicht von der Emergenz in sich geschlossener, selbstreferenzieller Systeme aus, sondern von der Konstruktion dessen, was Wissenschaft im Gegensatz zu anderen Bereichen ausmacht. Das besondere Augenmerk in diesem Abschnitt lag auf der Konstruktion von Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Diese Grenzarbeit „in the making“ ist motiviert von dem Bestreben, wissenschaftliche Autorität gegen äußere Einflüsse zu sichern. Während für die Systemtheorie Aussagen von Polanyi oder Merton Selbstbeschreibungen des Systems Wissenschaft darstellen, sind sie für Gieryn Musterbeispiele für Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft.

Gieryns Perspektive auf Grenzarbeit ist in der Regel eine externe, während Luhmann im Rahmen der Systemtheorie Selbstbeschreibungen als rein internen Vorgang begreift, also als Beschreibungen, die ein System im System selbst über das System anfertigt. Grenzarbeit wird dann an Schnittstellen sichtbar. So wie bei Jasianoff (1995b; 2005; 2004a; 2004c) Kontroversen zwischen Wissenschaft und Politik erst deutlich machen, wie stark sogenanntes „valides“ wissenschaftliches Wissen erst im Zusammenspiel mit Politik erzeugt und verhandelt wird,

sieht Gieryn die Konstruktion von Wissenschaft als ein Manöver der Abgrenzung dessen, was Wissenschaft nicht ist. Wir haben im vorhergehenden Abschnitt etwas über die Reflexionen der STS zu dem Begriff der Grundlagenforschung gehört. Dass Luhmann eine andere Betrachtungsweise hat, wird in seinen Arbeiten zu Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung deutlich, die die „theoretische[n] und praktische[n] Probleme[n] der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften“ (Luhmann, 1981, S. 321 ff.) reflektieren. Hier geht es Luhmann um die Kopplungen zwischen Wissenschafts- und Anwendungssystemen wie Politik- oder Erziehungssystemen. Anwendung von sozialwissenschaftlichem Wissen erscheint hier in einer Trias mit Grundlagenforschung als Reflexion eines Systems, das als „wissenschaftlich“ anerkannt wird, und mit den methodischen Instrumenten, auf die hin eine Aussage unter dem Gesichtspunkt von „wahr/unwahr“ geprüft werden kann und somit unter die Funktion von Wissenschaft fällt. Die Anwendbarkeit von Wissen fällt letztlich in den Bereich der Leistung eines Systems, das eine Konvertibilität von Wahrheit in andere Medien voraussetzt (Luhmann, 1981, S. 324). Hier, so Luhmann, zeigt sich, dass „in der Systemtheorie alles seinen Platz findet“ (Luhmann, 1981, S. 325). Aufgrund der hohen Ausdifferenzierung der Systeme und der komplexen Integration unterschiedlicher Systemlogiken ist Wissenschaft „nicht nur ökonomisch, sie ist auch politisch ein Defizit-Unternehmen“ (Luhmann, 1981, S. 331).

Deutlich wird, wie stark Luhmann zwischen Systemen und ihren einzelnen Relationierungsmodi trennt und letzteren Begrifflichkeiten wie Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung zuordnet. Zwar lassen diese Operationen Kopplungen zwischen den Systemen zu, Grundlagenforschung ist jedoch rein selbstreferenziell. Boundary work ist dagegen nicht selbstreferenziell, sondern gerade fremdreferenziell, hat also das Ziel, die Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft in strategischer Hinsicht zu beeinflussen.

So eingängig das Konzept der Grenzarbeit auch ist, es bleiben doch entscheidende Fragen offen: Ist Grenzarbeit wirklich immer strategisch motiviert? Müsste es dann nicht noch weitere Typen von Grenzarbeit neben der strategischen Grenzarbeit geben? Hier zeigt sich auch ein Unterschied zwischen Gieryns Ansatz und Calverts Ausführungen: Denn nach Calvert hatte Grenzarbeit zudem einen hohen Stellenwert in den Selbstbeschreibungen „to retain the meaningful values they attach to ,basic research“ (Calvert, 2006, S. 218). Strategische Grenzziehung wird nun zu einer Selbstbeschreibung, die nicht nur mit Ideologie, sondern ebenso mit Identität zu tun hat. Insofern wird Grenzarbeit wieder selbsreferenziell.

Obwohl Gieryn bereits zwischen drei Formen von Grenzarbeit unterscheidet, fehlt auch hier die feinere Körnung (Mulkay, 1976). Zudem stellt sich die Frage: Gibt es spezifische Grenzarbeit in spezifischen Disziplinen? Wie man das Konzept der Grenzarbeit auf die Sozialwissenschaften anwenden kann, soll deshalb im folgenden Abschnitt beschrieben werden.

Grenzen und die Sozialwissenschaften

Sozialwissenschaften und STS

Im vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, dass sich Grenzarbeit oft in rhetorischer Grenzarbeit zeigt. Inwieweit jedoch diese spezifischen Konzepte auch für die Sozialwissenschaften gelten, soll in diesem Abschnitt erläutert werden. Zunächst ist zu konstatieren, dass die Science and Technology Studies seit jeher ein ambivalentes Verhältnis zu den Sozialwissenschaften haben. Denn so häufig das bereits erläuterte Reflexivitätspostulat (Bloor, 1991[1976]) für die Sozialwissenschaften erhoben wurde, so wenig wurde es letztlich innerhalb der STS konsequent realisiert.

In den STS dominieren Ansätze, die sich mit den Naturwissenschaften und deren Wissensproduktion beschäftigen. Die Gründe, warum sich die Science and Technology Studies bislang kaum mit den Sozialwissenschaften auseinandergesetzt haben, sind divers. So mag es sein, dass die Kritik an der Produktion von Fakten und Artefakten im Sinne von „taken-for-granted realities“ für die Sozialwissenschaften wesentlich offensichtlicher ist als für die Naturwissenschaften. So heißt es ja auch „Science and Technology Studies“, wobei der Ausdruck „science“ im Englischen eindeutig die Naturwissenschaften adressiert und eben nicht die „social sciences“. Die Produktion vermeintlich wahren Wissens durch rationale Erkenntnis wurde in der Wissenschaftsphilosophie und Erkenntnistheorie historisch insbesondere den Naturwissenschaften zugeschrieben (Ritser, 2009, S. 291 f.). Und genau gegen diese Vorstellungen wandte sich ja der Sozialkonstruktivismus (wir erinnern uns an Bloors Symmetriethese).

Dennoch heißt das nicht, dass eine Untersuchung der Sozialwissenschaften von geringerem Interesse ist, ganz im Gegenteil. Denn gerade die Konstruktion von sozialwissenschaftlichen Fakten ist, wegen ihres sogenannten „vorparadigmatischen“ oder „präparadigmatischen“ (Kuhn, 2003[1962], S. 190) Status, besonders interessant.⁴⁵ Wobei ja auch bei Kuhn (2003[1962]) wiederum essenzialistische Begrifflichkeiten von paradigmatischer, reifer Normalwissenschaft und

45 Siehe auch Kuhn, 2003[1962], S. 25–36, insbesondere Seite 30 und 35.

vorparadigmatischer Wissenschaft verwendet werden, die es zu dekonstruieren gilt.

Das Interesse an einer „sociology of the social sciences“ oder einer Wissenschaftsforschung der Sozialwissenschaften hat in den letzten Jahren zugenommen. Natürlich könnte man sich fragen, weshalb die Sozialwissenschaften überhaupt einer gesonderten Aufmerksamkeit bedürfen – es läge ja schon Grenzarbeit zwischen Natur- und Sozialwissenschaften vor, wenn man sich diese Frage stellt. Hier geht es jedoch nicht darum, die These aufzustellen, dass sich Natur- und Sozialwissenschaften grundlegend unterscheiden. Es soll zunächst ausgelotet werden, was Grenzarbeit in den Sozialwissenschaften bedeuten kann und welche Hinweise die STS zur Analyse dieser Grenzen geben. Denn mindestens die eigene Zugehörigkeit zu der Disziplin, die in dieser Arbeit untersucht wird, erfordert eine Reflexion dessen, was dies aus Sicht der STS bedeutet.

Lamont, Camic und Gross (2011) haben Prinzipien der klassischen STS auf die Sozial- wie auch die Geisteswissenschaften angewandt. Nicht überraschend heißt ihr Sammelband „Social Knowledge in the Making“ (Lamont et al., 2011). Sie schreiben:

„What any of these people do in the course of the production, evaluation, and application of the forms of social knowledge with which they deal is a topic that has, to this point in time, received relatively little empirical attention in the literature of the social sciences and the humanities. Many social scientists and humanists spend their entire professional lives creating social knowledge, but only sporadically have questions as to how this process occurs become the focus of systematic research in their own right. To be sure, all the disciplines that make up the social sciences and the humanities have a rich prescriptive literature on knowledge making, a vast storehouse of how-to manuals and other writings covering basic and advanced methods of research. Historically, however, none of these disciplines has placed social knowledge making among its primary subjects of empirical research.“ (Lamont et al., 2011, S. 4)

Lamont Camic und Gross stellen fest, dass sich die Literatur zwar mit Methoden der Wissensgenerierung beschäftigt. Jedoch fehle die empirische Auseinandersetzung damit, wie Wissenspraktiken ausgeübt werden. Ihr Sammelband enthält deshalb Fallstudien, die unterschiedliche Bereiche der Sozial- und Geisteswissenschaften auf ihre evaluativen Praktiken wie auch ihre Wissensgenerierung hin untersuchen. Diese werden aber nicht von einer kongruenten theoretischen oder konzeptionellen Perspektive umrahmt, das Buch ist eher programmatisch zu verstehen. Das bringt deutlich zum Ausdruck, dass das Feld einer STS der Sozialwissenschaften – trotz wachsenden Interesses – bislang noch wenig konzeptuell

und theoretisch unterfüttert ist. Dennoch wäre es falsch anzunehmen, dass die konstruktivistische Wissenschaftsforschung bislang keine Angebote für eine STS der social sciences hätte.

Boundary work und die Sozialwissenschaften

Es gibt wenige Untersuchungen, die sich auf Grenzarbeit in den Sozialwissenschaften beziehen (Evans, 2008; Gaziano, 1996; Gieryn, 1999; Fuller, 1991; Gal et al., 1995). So untersucht Evans (2008) die Entwicklung der amerikanischen Soziologie und deren Grenzziehungen zur Religion. Gieryn (1999) stellt in einem Aufsatz die Grenzarbeit zwischen Sozial- und Naturwissenschaften dar. Deutlich wird in beiden Analysen, wie Grenzarbeit strategisch genutzt wurde, um wissenschaftliche Autorität zu erlangen und finanzielle Mittel einzuwerben.

Evans (2008) beschreibt, wie die frühe amerikanische Soziologie sich radikal von der Religion abgrenzte, um wissenschaftlich glaubwürdig zu werden. Ihr ging es darum, sich von den religiös geprägten Strängen der (Bacon'schen) Wissenschaft abzuheben und sich als positivistische Soziologie darzustellen. Grenzarbeit geschieht hier dadurch, dass bestimmt wird, was das inner- und was das außersoziologische Publikum ist. Als „boundary object“ (Star et al., 1989) fungierte das in Chicago herausgegebene „American Journal of Sociology“, das explizit dafür gedacht war, die Soziologie als Wissenschaft innerhalb der akademischen Landschaft zu etablieren und damit ungewollte Teilnehmer der Soziologie auszuschließen. „The journal would be charged with ‚discrediting pseudo sociology [...] indispensable to all thinkers whatever their professional position or special social interest‘“ (Evans, 2008, S. 17). Die Etablierung einer Rhetorik, die Religion gegen Wissenschaft stellte, war hier besonders wichtig: Akteure griffen auf historische und zeitgenössische Debatten zurück, um sich nicht nur als Alternative zu anderen wissenschaftlichen Zugängen zu etablieren. Die Soziologie bot in diesem Zusammenhang zudem einen „wissenschaftlich höherwertigen“ Gegenentwurf zu religiös geprägten Bewegungen, welche ähnliche Projekte verfolgten. Im Gegensatz zur frühen deutschen Soziologie, hat die Soziologie in den USA ihren Gegenstand nicht nur von einem disziplinär vororganisierten Feld abgegrenzt, sondern auch von religiösen Strömungen.

Inwieweit die Sozialwissenschaften ihre Stellung in einem Feld stärken wollten, das bereits von den Naturwissenschaften vororganisiert war, demonstriert Gieryn (1999), indem er die historische Debatte der „National Science Foundation“ (NSF) der 1940er- und 1960er-Jahre rekonstruiert. Die Frage war, ob Sozialwissenschaften als Grundlagenwissenschaft in die Förderrichtlinien aufge-

nommen werden sollten.⁴⁶ Die Sozialwissenschaften hatten während der „great depression“ einen erheblichen Beitrag zur Lösung drängender Fragen der Armutsbekämpfung wie auch der Arbeitslosigkeit geleistet. Wissenschaftspolitisch galten die Sozialwissenschaften als eine wichtige Ressource, um die Gesellschaft mittels technokratischen Problemmanagements aus der Krise zu manövrieren. Damit konnten sie sich erfolgreich politisch konsolidieren, was überwiegend durch die Gründung des Social Science Research Council (SSRC) in den 1920er Jahren geschah, der darauf ausgelegt war, politisch relevantes Wissen zu erzeugen (Calhoun, 2007). Die Gründung des SSRC erzeugte zwar politisch „both authority and legitimacy“ (Turner et al., 1990, S. 55). Trotzdem waren die Sozialwissenschaften noch nicht wie die Naturwissenschaften im Sinne einer „science“ berechtigt, NSF-Fördermittel für die Grundlagenforschung zu erhalten. Um dies zu erreichen, mussten sie sich nicht nur politische Autorität verschaffen, sondern auch wissenschaftliche, denn Grundlagenforschung avancierte zu einem machtvollen Konzept innerhalb der Wissenschaftsförderung (Gieryn, 1999).⁴⁷

Gieryn führt aus, inwieweit innerhalb des NSF versucht wurde, den Sozialwissenschaften mithilfe einer „rhetoric of similarity“ bzw. einer „rhetoric of difference“ den Rang einer „science“ zu verschaffen bzw. zu verwehren: „The choice between a ‚rhetoric of similarity‘ and a ‚rhetoric of difference‘ is permanently available for those disciplines seeking patronage, credibility, or epistemic authority and for those seeking to deny such advantages to others.“ (Gieryn, 1999, S. 112)

Die rhetoric of similarity zeichnete sich durch eine Nivellierung von Sozial- und Naturwissenschaften aus, und zwar mit dem Argument, dass jegliche disziplinäre Unterscheidung künstlich herbeigeführt wäre. So begegnete sie Einwänden, die die Sozialwissenschaften als politischer als die Naturwissenschaften beschrieben. Im Gegenteil würden auch die Naturwissenschaften an sehrbrisanten Themen (bspw. Gesundheitsschäden durch das Rauchen oder Fahrsicherheit) forschen und hätten deshalb ebenso zwischen dem objektiven Blick der Wissenschaft und den persönlichen politischen Einstellungen der Forschenden zu trennen.

46 Anders als im deutschen Sprachgebrauch trennt der angloamerikanische Raum strikt zwischen „Science“, den Naturwissenschaften, und den „Humanities“, den Geisteswissenschaften.

47 In den 1940er-Jahren war es Vannevar Bush, der mit seinem programmatischen Papier „Science: The Endless Frontier“ (Bush, 1960) wahrscheinlich eine der erfolgreichsten Grenzarbeiten vorgenommen hat, nach der nur absichtslose Grundlagenforschung zu erfolgreichen Anwendungen und Prosperität führen konnte. Einen schönen Überblick und auch eine kritische Reflexion zu dem Thema bietet Stokes, 1997.

nen. Dementsprechend verfügten die Sozialwissenschaften über eine ähnliche Methodologie wie die Naturwissenschaften: „reliable and trustworthy, objective and fairly precise“ (Gieryn, 1999, S. 82). Zudem wurde eine Rhetorik der Komplementarität von Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften bemüht: „physical science develops things/social science figures out what to do with them.“ (Gieryn, 1999, S. 77)

Die „rhetoric of difference“ hingegen hinterfragte die wissenschaftliche Autorität der Sozialwissenschaften, indem sie darlegte, dass diese keinesfalls eine Einheit mit den Naturwissenschaften bilden. Das Argument der Gegenseite, dass die Naturwissenschaften ebenso politisch wären wie die Sozialwissenschaften, wurde nicht akzeptiert. Vielmehr ließen die Naturwissenschaften Gefahr, durch die politisch eingefärbte Herangehensweise der Sozialwissenschaften kompromittiert zu werden, würden sie ihre Förderung aus denselben Töpfen erhalten. Denn die Forschungsthemen der Sozialwissenschaften in den 1950er-Jahren, die ethnische Zugehörigkeit, Religion oder Ideologie umfassten, waren so eminent politisch, dass sie eine staatliche Grundlagenförderung fast unmöglich machten. Auch methodologisch wurde darauf gesetzt, Differenz zu erzeugen: So würden die Sozialwissenschaften weder über objektive Methoden noch über prognostische Fähigkeiten verfügen, ihr Wissen wäre vielmehr nicht zu unterscheiden von „common sense“.

Die rhetorische Strategie war geprägt von zwei unterschiedlichen Argumentationssträngen: Auf der einen Seite wurden die Sozialwissenschaften als so einflussreich dargestellt, dass sie in der Lage wären, die öffentliche und politische Meinung permanent zu manipulieren: „one individual or group of individuals telling another group how they should live“ (Gieryn, 1999, S. 97). Deshalb wäre eine staatliche Förderung schon fast gesellschaftsgefährdend. Auf der anderen Seite wurde die Reichweite ihres Wissens derart diskreditiert, dass sie aus dieser Sicht nicht fähig seien, einen nennenswerten Beitrag zu irgendeiner Debatte zu leisten. Kurzum: Mit diesen Charakteristika seien sie alles andere als geeignet, Mittel aus der staatlichen Grundlagenförderung zu beziehen.

Die Sozialwissenschaften hatten es somit schwer, eine Förderung der Grundlagenforschung zu beziehen. Ihr Referenzpunkt waren die Naturwissenschaften, deren „Erfolge“ und Methoden. Dies führte unter anderem dazu, dass die Sozialwissenschaften sich zunehmend als Stiefkind der Naturwissenschaften sahen. Genau diese Rolle bewog in den 1960er-Jahren einige zu einer anderen Taktik. Unter dem Motto „No Longer the Stepchild“ (Gieryn, 1999, S. 109) wurden ähnliche Argumente hervorgebracht wie in der „rhetoric of difference“. Die Strategie dahinter war, die Sozialwissenschaften als Fach dazustellen, das mit seinen Themen und Methoden sowie seiner Herangehensweise einen Wert in sich dar-

stellt, den man nicht mit den Naturwissenschaften vergleichen müsse. Das Ziel war, innerhalb des NSF eine eigene Sparte für die Sozialwissenschaften zu entwickeln und damit auch über eigene Ressourcen zu verfügen: die National Foundation for Social Science (NFSS). Hier wurden ähnliche Argumente vorgebracht wie einst von denjenigen, die sich dagegen ausgesprochen hatten, die Sozialwissenschaften in den NSF zu integrieren. Die Grenzarbeit stellte sich jedoch in diesem Zusammenhang wesentlich wohlwollender auf die Seite der Sozialwissenschaften. Sie würden „alternative Methoden“ zu den Naturwissenschaften produzieren und die politisch aufgeladenen Themen seien positiv für die politische Debatte und deren Wert für die Gesellschaft – denn was wären das für Themen, wenn sich niemand ernsthaft dafür interessieren würde?

Gieryns Ausführungen zeigen, dass alle Seiten methodologische und ontologische Argumente nutzten, um die Sozialwissenschaften entweder von den Naturwissenschaften abzugrenzen oder die Gemeinsamkeiten der beiden hervorzuheben (Gieryn, 1999, S. 94). Ausschlaggebend für die Argumentation waren die Interessen, Gelegenheitsstrukturen und die jeweilige historische Epoche, in der sich bestimmte Debatten abspielten. Es ging im Kern um das Ansehen und die finanziellen Ressourcen für die jeweiligen Disziplinen. Gieryns Ausführungen lassen erkennen, dass die Sozialwissenschaften historisch gesehen immer größeren Legitimierungsbedarf als die Naturwissenschaften hatten und als weniger „wissenschaftlich“ galten und gelten (Kuhn, 2003[1962]; Becher, 1989). Grenzarbeit war und ist in dieser Hinsicht relevant, da schnell der Vorwurf im Raum steht, eine politisch motivierte Wissenschaft zu sein, die sich vor eben diesem Vorwurf nur mit der Produktion von „objektiven Daten“ schützen kann (Porter, 1995). Die Naturwissenschaften stellen meist den Referenzpunkt dar.

Weitere Beiträge aus der Literatur beschäftigt nicht nur die Frage der Grenzziehungen, sondern auch die Analyse verschwimmender Grenzen. Im Fokus steht dabei insbesondere der Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Sozialwissenschaften und des modernen Staates bzw. der Demokratie (Porter, 1995; Desroisères, 1994; Scott, 1998; Nowotny, 1994; Ezrahi, 1990; Prewitt, 2005; Wagner et al., 1994; Rueschemeyer et al., 1996; Reinecke et al., 2012). In diesen Beiträgen wird die These einer Co-Produktion (Jasanoff, 2004b) oder Co-Evolution (Nowotny et al., 2001) von Sozialwissenschaften und Staat aufgestellt: So sei einerseits das Entstehen objektivierbarer sozialwissenschaftlicher „Fakten“ über Gesellschaft von besonderer Bedeutung für die Staatsentwicklung gewesen. Andererseits sei die Nachfrage eben dieser Fakten in Form von Statistiken eine der Triebfedern gewesen für das Entstehen und die Stabilisierung der Sozialwissenschaften (Porter, 1995; Desroisères, 1994). Die Konstruktion von Variablen und Taxonomien, die letztlich „techniques of objectification“ (Des-

roisères, 1994, S. 213) darstellen, erzeuge wechselweise Autorität für die Sozialwissenschaften wie auch staatliche Autorität.

Wagner (1990; Wagner et al., 1994) interessiert sich insbesondere für Diskurskoalitionen als eine Form der Co-Produktion. Als Diskurskoalitionen bezeichnet er „Phasen besonders intensiver Interaktion zwischen Akteuren aus dem wissenschaftlichen und solchen aus dem politischen Feld“ (Wagner, 1990, S. 55). In solchen Diskurskoalitionen können wissenschaftliche und politische Argumente einander verstärken und legitimieren. Sozialwissenschaften und Staat erweisen sich deshalb als „kognitiv affin“. Der Begriff der Diskurskoalition zeichnet sich also durch einen doppelten Charakter aus: Einerseits können die Sozialwissenschaften durch ihre Interpretationsleistung politische Diskurse im Feld unterstützen und stabilisieren. Andererseits kann die Politik eine „externe“ Stärkung im wissenschaftlichen Feld erwirken, indem sie bestimmte sozialwissenschaftliche Diskurse fördert (Wagner, 1990, S. 55).

2.2.4 Zwischenfazit

In diesem Abschnitt wurde dargelegt, welchen grundlegenden Ansatz die Science and Technology Studies in Kontrast zur Systemtheorie verfolgen. Der Fokus lag dabei insbesondere auf der Rolle von Grenzziehungen im Allgemeinen und im Besonderen in den Sozialwissenschaften. Die STS machen hilfreiche Vorschläge, um Grenzziehungen zu untersuchen. Ihr grundlegender Standpunkt ist, dass Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft permanent konstruiert und rekonstruiert werden. Dabei wird Grenzarbeit überwiegend als Autoritätsarbeit verstanden. Es wurde deutlich, dass diverse Konzepte mobiliert wurden, um sich rhetorisch abzugrenzen. Diese Konzepte können unter anderem spezifische Normen und Werte der Wissenschaft beinhalten, um Letztere von Nicht-Wissenschaft zu unterscheiden. Aus dieser Perspektive sind die Sozialwissenschaften kein System, sondern ein Narrativ, sie werden in einem „cultural space“ erst rhetorisch konstruiert (Gieryn, 1999, S. 71). Dieser impliziert meist eine moral economy. So haben wir gesehen, dass das Konzept der Objektivität beispielsweise auch Bezüge zu Selbst- und Arbeitsdisziplin wie auch der eigenen Zurückhaltung aufweist.

Grenzarbeit hat in den Sozialwissenschaften einen besonderen Stellenwert. Sie haben laut STS einen höheren Legitimierungsbedarf als die Naturwissenschaften, die meist die Referenz für die Sozialwissenschaften darstellen. Die Sozialwissenschaften waren konstitutiv dafür, ein Bild von einem modernen Staat und dessen Autorität mit aufzubauen. Das bedeutet jedoch auch, dass gerade die Grenzziehung dieser vermeintlich „weichen“ Disziplinen auf besondere Weise

wichtig ist, um sich wissenschaftliche Anerkennung zu sichern. Dies geschah über die Darstellung der „Objektivität“ der Sozialwissenschaften durch harte Zahlen und Fakten über die Gesellschaft.

Die STS haben ein ähnliches Problem wie die Systemtheorie: Auch sie müssen in ihrer Analyse zwangsläufig zwischen dem unterscheiden, was Wissenschaft ist und was Nicht-Wissenschaft (bspw. Staat, Nicht-Regierungsorganisationen, Religion etc.), also selbst Grenzen ziehen. Auch stellt sich wie bei der Systemtheorie die Frage, aus welcher Perspektive man eigentlich etwas über seinen Gegenstand wissen kann. In der Erkenntnistheorie nennt sich dieses „altbekannte“ Problem kognitives Bezugsproblem. Denn so konstruktivistisch wir auch sein mögen – wir beziehen uns doch mit unserem Denken auf uns bekannte Vollzugsformen und mit unserer Sprache auf uns bekannte Themen. Dies wird in der Erkenntnisphilosophie als linguistisches und kognitives Bezugsproblem markiert (Ritsert, 2009, S. 287). So wird die Welt natürlich auch in den Kategorien gedacht und beschrieben, die den Forschenden bekannt sind – sie können nicht aus sich heraustreten.

Genau dieses epistemologische Grundproblem der Erkenntnis haben wir bereits in unterschiedlichen Debatten der Soziologie wiedergefunden. Hier wurden Fragen diskutiert, die sich auf die Position der Forschenden und ihre Haltung zur Welt richteten (wie beispielsweise Max Weber mit seiner Aussage zur Wertgebundenheit der Forschung klargemacht hat). Davon sind natürlich auch die STS nicht ausgenommen. Denn auch sie können prinzipiell keinen Außenstandpunkt einnehmen, was in letzter Konsequenz ein Problem der Referenz darstellt. So müssten auch die STS eine dritte Stellung anbieten, wie sie auf die Welt, auf die darin vorkommenden Objekte schauen.

Bei Luhmann ergaben sich zwei Probleme der Referenz. Das erste war das Problem der Selbstreferenz. Denn auch das, was Luhmann letztlich anfertigt, ist eine Selbstbeschreibung. Zudem kann auch der Beobachter sich nicht selbst beobachten. Die Operation der Beobachtung selbst ist also nicht beobachtbar (Luhmann, 1993). Luhmanns Antwort darauf kennen wir: Er plädiert dafür, dass sich die soziologische Theorie (!) radikal auf ein Beobachtungsverhältnis zweiter Ordnung umstellt, um damit ihre eigene Sozialität reflektieren zu können (Luhmann, 1993, S. 258). Auch hier zeigt sich, wie gering der Stellenwert ist, den er in seiner Theoriebildung dem „Beobachter“ als Person einräumt. Eine solche Theorie würde ein Höchstmaß an gesellschaftlicher Resonanz anstreben und keine abbildende oder repräsentierende Funktion mehr erfüllen. Sie würde, nach Luhmann, keine vorgegebenen „natürlichen“ Gegenstände mehr akzeptieren, sondern diese wie auch ihre Methode selbst konstruieren sowie ihre eigene Sprache dafür finden. Eine solche Soziologie würde „sich selbstdisziplinierende Be-

obachtungsmöglichkeiten [freisetzen], die nicht an die im Alltag oder in den Funktionssystemen eingebüten Beschränkungen gebunden sind“ (Luhmann, 1993, S. 259).

Jedoch scheint es bei Luhmann bei erkenntnistheoretischen Überlegungen zu bleiben, denn es bleibt unklar, wie eine solche Soziologie zu realisieren ist – wie also letztlich aus einer Position der Beobachtung radikaler zweiter Ordnung eine dritte Position entstehen kann, die sich von allen Einschränkungen der Funktionssysteme oder des Alltags emanzipiert. Dennoch scheint es schon fast in eine Richtung zu gehen, die auch die STS für sich in Anspruch nehmen. Auch sie fordern, alternative Ausdrucksformen zu finden, um existierende Sprachkonventionen zu überwinden. Sie gehen in diesem Zusammenhang von der „Inversion“ aus. Das bedeutet, dass Objekte nicht als „wahr“ anerkannt werden, sondern dass ihre Repräsentation das Objekt selbst konstituiert: „Inversion asks that we consider the representation as preceding the represented object“ (Woolgar, 1988, S. 36, Hervorhebung im Original). Offen bleibt hier die Frage, wie die STS selbst diese Praktiken der Erkenntnisproduktion dekonstruieren wollen, folgen sie doch selber wiederum einem gewissen Schema in der Erkenntnisproduktion, das auf Selektion und Diskurs beruht. Neben der Entwicklung einer neuen Sprache ist die Antwort der STS darauf eine methodische: Die reflexive Ethnografie soll eine Außenposition konstruieren und diejenigen, die sie beobachtet, als „Stamm“ ansehen. Die hier geäußerte Position Woolgars (1988) hat innerhalb der Soziologie harsche Kritik auf sich gezogen. So ist es gerade die Systemtheorie, die die STS schalt, dass sie Wissenschaft auf ihren Alltag reduziert und „naiv empiristisch“ (Kieserling, 2004, S. 10) vorgehen würde, da sie ihre eigenen Beobachtungen mit Fotografien oder Ähnlichem absichern würden.

Trotz aller Gegensätze können die beiden Positionen voneinander profitieren und im Sinne einer Fundierung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie im folgenden Kapitel ausformuliert werden. Denn gerade die Verbindung von STS und Systemtheorie, die in gewisser Weise konträr zueinander stehen, erlaubt es, theoretische wie methodische Konsequenzen für die Arbeit abzuleiten. So soll im folgenden Kapitel einerseits die Frage nach der Selbstreferenz der Systemtheorie genauer beleuchtet werden. Andererseits kann uns die Systemtheorie in der weiteren Reflexion helfen, die Soziologie nicht als eine Disziplin unter vielen, als ohne spezifische Merkmale zu begreifen und nichts weiter als eine Einzelfallstudie in der Soziologie zu sehen. Einen besonderen Stellenwert soll die Frage einnehmen, ob die Konstruktion von Außenpositionen möglich ist. Denn bei dieser Arbeit stehen wir vor der schwierigen Aufgabe, selbst eine distanzierte Haltung zur eigenen Disziplin zu entwickeln. Es ist in diesem Fall jedoch umso schwieriger eine Außenposition zu konstruieren, gehört man doch

selbst diesem „Stamm“ in gewisser Weise an. Zudem stellt sich die Frage, ob man eine andere Sprache für die Beschreibung der Soziologie finden kann als die Sprache der Soziologie selbst.

2.3 THEORETISCHE KONSEQUENZEN

Aus diesen Ausführungen ergibt sich eine Reihe von Konsequenzen für die weitere Arbeit. Zunächst werden hier die theoretischen Implikationen dargestellt. Was ergibt sich für die weitere Untersuchung von Grenzen zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand? Welche theoretischen Schlussfolgerungen lassen sich aus den Kapiteln 2.1 und 2.2 ziehen? Wie aus den vorhergehenden Abschnitten deutlich geworden ist, haben beide Ansätze, die Systemtheorie wie auch die STS, spezifische Vorstellungen von Grenzen und Grenzbestimmungen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Zudem hat sich gezeigt, dass jeder Ansatz für sich auch gewisse Limitierungen aufweist. Deshalb werden in diesem Kapitel die beiden Ansätze in ihren Konvergenzen und Divergenzen reflektiert. Außerdem wird in Hinblick auf die Forschungsfrage der theoretische Ansatz spezifiziert, mit dem weitergearbeitet werden soll. In einem nächsten Schritt ergeben sich auch methodologische Konsequenzen: Was sagt das theoretische Konzept für die weitere empirische Bearbeitung der Fragestellung aus?

2.3.1 Konvergenzen und Divergenzen zwischen Selbstbeschreibungen und Grenzarbeit

Um sich nicht von vornherein auf eine epistemologische Perspektive festzulegen, wurden zwei unterschiedliche Theoriestränge eingebbracht. Denn so geeignet das Konzept der Selbstbeschreibungen auf den ersten Blick erscheinen mag, so wichtig ist es dennoch, die theoretischen und epistemologischen Konsequenzen zu reflektieren, die mit der Übernahme einer solchen Perspektive einhergehen. Deshalb wurde eine zweite Sichtweise hinzugezogen, die der Systemtheorie zunächst wenig verwandt erscheint: die der Science and Technology Studies, vornehmlich das Konzept der boundary work von Gieryn (1983; 1995; 1999). Der Vergleich der beiden Zugänge erlaubt eine kritische Reflexion derselben. Wir haben bereits im vorhergehenden Zwischenfazit einiges über die epistemologischen Grundlagen der Systemtheorie im Vergleich zu den STS erfahren. Im weiteren Schritt sollen Konvergenzen und Divergenzen zwischen Systemtheorie und den STS, insbesondere dem Konzept der boundary work, erläutert werden.

Lassen wir zunächst die Divergenzen außer Acht und blicken auf die Konvergenzen. Für die Systemtheorie wie auch für das Konzept der boundary work sind Grenzen essenziell. Bei beiden werden Grenzen über Sprache erzeugt, in der Systemtheorie in Form von Semantiken, in der boundary work über Rhetoriken. Sprache ist für beide sinnevozierend. Sie adressiert dahinterliegende Sinnstrukturen und gewährleistet damit den Anschluss an weitere (System-)Operationen.

Dennnoch unterscheiden sich Selbstbeschreibungen und boundary work in ihrer epistemischen Perspektive, in der Art und Weise, wie sie Grenzziehungen verstehen, in ihrem Verständnis von Semantik und Rhetorik und darin, inwiefern sie die Soziologie/Sozialwissenschaften als einen spezifischen Fall begreifen (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3: Unterschiede zwischen Selbstbeschreibungen und Boundary Work

	Selbstbeschreibungen	Boundary Work
Epistemische Perspektive	<ul style="list-style-type: none"> • Blick von innen • In sich geschlossen operierende Systeme • System im Mittelpunkt • Anwendung der Systemtheorie auf sich selbst • Beobachtung zweiter Ordnung (blinder Fleck der Beobachter) 	<ul style="list-style-type: none"> • Blick von außen • Offene Grenzen, die an den Schnittstellen ausgehandelt werden • Akteur im Mittelpunkt • Prinzipien der Symmetrie und der Reflexivität • Prinzip der Inversion (interpretativer Spielraum der Forschenden)
Grenzkonstruktion	<ul style="list-style-type: none"> • Grenzen über System-Umwelt-Differenz • Grenzen stabil 	<ul style="list-style-type: none"> • Grenzkonstruktion über Demarkation von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft • Grenzen volatil
Semantik/Rhetorik	<ul style="list-style-type: none"> • Selbstaffirmativ • Sinnerzeugend zum Systemerhalt • Selbstreferenziell • Emergent 	<ul style="list-style-type: none"> • Kontrovers • Strategisch eingesetzt („credibility contests“) • Fremdreferenziell • „in the making“
Soziologie als besonderer Fall?	<ul style="list-style-type: none"> • Besonderes Verhältnis zur Gesellschaft: System im System • Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung 	<ul style="list-style-type: none"> • Disziplin neben anderen Disziplinen • Besonderer Legitimierungsbedarf aufgrund des Verdachts der „Pseudowissenschaft“

2.3.2 Rolle von Rhetorik und Semantik

In Kapitel 2.1 haben wir eine Reihe unterschiedlicher Semantiken erlebt, die im historischen Kontext als spezifische Selbstbeschreibungen der Soziologie gelten. Sie wurden im Luhmann'schen Sinn als Beschreibungen fixiert, als bewahrenswert anerkannt und für die Wiederholung bereitgehalten. Wir haben einige solcher Semantiken kennengelernt, etwa die der „Sozialtechnologie“ und „Aufklärung“ als Selbstbeschreibung der Soziologie, aber auch die von „Objektivität“ und „Normativität“ sowie „Theorie“ und „Praxis“ als Selbst- wie Fremdbeschreibungen, die als Dichotomie in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen. Als diverse Semantiken eines Diskurses stellen sie einen „Vorrat an Sinnverarbeitungsregeln“ bereit. In Kapitel 2.1 haben wir ebenso gesehen, dass die Selbstbeschreibungen an bereits bestehende Kommunikation anknüpfen. Im Fall des Werturteilsstreits sind die Postulate der Wertfreiheit und des Wertbezugs von Forschung auf die vorhergehenden wissenschaftstheoretischen Debatten und historischen Ereignisse zu beziehen. Schon allein die Namensgebung der Soziologie ist historisch kontingen: Die von Auguste Comte entwickelte Bezeichnung „sociology“ entstand unter den Vorzeichen des Positivismus und verortete die Soziologie (im Sinn einer sozialen Physik) als strenge Wissenschaft, die ähnlich wie die Physik übergeordnete Gesetze ableitet, wie die Gesellschaft funktioniert (Giddens et al., 2009b). Mit einer Selbstbeschreibung des Subsystems „sociology“ als Zusammensetzung der Termini „socius“, „sociālis“ (lat: gemeinsam, die Gesellschaft betreffend) und „logos“ (griech: wissenschaftliche Disziplin, Fachwissenschaft) (DWDS, o.J.; Diaz-Bone, 2010) wurde die Soziologie semantisch also bereits den Wissenschaften zugeordnet.

Die vorhergehenden Ausführungen haben klargemacht, dass die analytische Perspektive der Systemtheorie deutliche Nachteile hat: Zunächst kann sie Semantiken nur auf Ebene des Systems bestimmen. Sie sind systememergent. Semantiken in Form von Selbstbeschreibungen sind als Operationen des Systems zu verstehen. Aus dieser Perspektive lässt sich die semantische Ebene der historischen Debatten um die Rolle der Soziologie in der Gesellschaft durchaus nachvollziehen. Wie wir bereits gehört haben, postulierte Luhmann, dass Selbstbeschreibungen in modernen Gesellschaften in Schriftform vorliegen müssen. Wenn sie in Form des generalisierten Kommunikationsmediums der Publikation vorliegen, bleiben sie als Reflexionstheorien auf der Ebene des Wissenschaftssystems. Nicht nachvollziehbar ist in diesem Zusammenhang der gezielte Einsatz dieser Semantiken, um bestimmte Ziele zu erreichen, sowie die Frage des Einflusses und der Deutungshoheit und damit auch ihr Einfluss auf der Mikroebene.

Diese Lücke adressiert letztlich das Konzept der boundary work, indem es untersucht, wie diverse Rhetoriken eingesetzt werden. Grenzarbeit geschieht also nicht nur selbstreferenziell im System, sondern findet ihre Anwendung als ein „rhetorical style“. Die Rhetorik dieser „ideologischen Selbstbeschreibungen“, wie Gieryn sie nennt, bewegt sich jedoch nicht im sinnentleerten Raum, sondern knüpft gezielt an bestimmte bereits existierende Sinnzuschreibungen an, etwa an die einer „moral economy“ der Wissenschaft. Die damit verbundenen historischen „Sedimentierungen“ bezeichnen einen kartografischen Bedeutungsraum, in dem die Grenzarbeit stattfindet. Semantiken sind dem Konzept der boundary work also nicht gänzlich fremd, sie sind nur anders kontextuiert: Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie multiple Bedeutungen haben und unterschiedliche Rhetoriken flexibel einsetzen. Beispielhaft steht hierfür Calverts Konzept des „tailoring“ (Calvert, 2006, S. 208).

Rhetorik funktioniert im Gegensatz zu Semantiken nur mit „receptive audiences“ (Fuller, 1991, S. 308), ist also angewiesen auf ein responsives Publikum. Hier wird der fremdreferenzielle Charakter der Rhetorik deutlich: Sie richtet sich immer an ein Äußeres und reagiert, je nach Bedarf, auch auf dieses Äußere. So werden Selbstbeschreibungen nicht zu selbstaffirmativen sinnerhaltenden Systemoperationen, sondern stellen „ideological self-descriptions“ dar (Gieryn, 1983, S. 783). Selbstbeschreibungen sind also auch dem Konzept der Grenzarbeit bekannt. Aus Sicht der Grenzarbeit jedoch macht es einen Unterschied, wer die Selbstbeschreibung anfertigt und zu welchem Zweck. Nach Calvert können diese wiederum selbstreferenziell werden in dem Sinn, dass sie als Selbstbeschreibungen auch identitätsstiftenden Charakter haben. Grenzarbeit also nicht nur über die Systemfrage zu adressieren, sondern auch auf der Mikroebene, hat deshalb entscheidende analytische Vorteile: Es erlaubt einen Blick darauf, auf welche Art und Weise bestimmte Semantiken über Rhetoriken eingesetzt werden.

Mithilfe des boundary work-Konzepts ist es möglich, einer weiteren Schwäche der Systemtheorie zu begegnen. Luhmann geht davon aus, dass Semantiken dem System nachgelagert sind. Jedoch ist es gerade mithilfe des unterschiedlichen Einsatzes bestimmter Rhetoriken möglich, verändernde Sinnangebote genauer zu betrachten und die Dynamik derselben zu verfolgen. Im Gegensatz zum systemtheoretischen Verständnis von Selbstbeschreibungen zeigt boundary work, wie bspw. die Soziologie ständig Differenz zu Nicht-Soziologie herstellt. So wirkte der Werturteilsstreit sinnstiftend auf die Soziologie und hat weitere Systemoperationen wie auch Problemwahrnehmungen im System geprägt (beispielsweise den Positivismusstreit, der auch zweiter Werturteilsstreit genannt wird). Der Werturteilsstreit, der nicht zwangsläufig auf der „Ursprungssemantik“

beruht, kann aber auch als rhetorische Ressource zur Begründung einer bestimmten Grenzziehung zwischen Soziologie und Gesellschaft eingesetzt werden. Akteure können also eine bestimmte Semantik in entscheidendem Maße verändern, die sich möglicherweise – wenn überhaupt – im Nachhinein erst in Schriftform niederschlägt, und damit wieder Operationen im System bzw. das gesamte System selbst beeinflussen, was Stäheli die „lineare Nachträglichkeit“ der Semantik nennt (vgl. Kapitel 2.3.3.1.4). Hier sind wir bereits sehr nah an einer Grundannahme, wie sie Bourdieu in seiner Theorie der Praxis oder auch Giddens in seiner Strukturationstheorie geäußert hat: Die sogenannte Mikro- und Makroebene beeinflussen einander, objektive Strukturen und subjektive Orientierungen sind nicht voneinander zu trennen (Bourdieu, 2015[1979]; Bourdieu, 2016[1982]; Giddens, 1984).

Dennoch muss man fragen, ob das boundary work-Konzept nicht die Rolle von sinnstiftender Semantik unterbewertet. Denn obwohl Gieryn implizit auf die Rolle von sinnstiftenden Ideologien bei der Grenzarbeit hinweist, ist für ihn alle Grenzarbeit grundlegend strategisch angelegt. Werden Rhetoriken aber wirklich so bewusst genutzt? Oder hat die Nutzung einer bestimmten Semantik nicht doch auch mit einer Form der Selbstbeschreibung zu tun, die mehr sinn- und identitätsstiftend als rein „nutzenorientiert“ ist? Dem wird hier empirisch auf den Grund gegangen.

Mit Blick auf die Rolle von Rhetorik und Semantik in Systemtheorie und boundary work lässt sich aber zunächst festhalten, dass das Zusammenführen von Systemtheorie (Semantik) und Grenzarbeit (Rhetorik) zu einem theoretischen und analytischen Mehrwert führt.

2.3.3 Die doppelte Konstitution der Soziologie

Die Analyse der Soziologie im Kontext einer soziologischen Arbeit weist einige Besonderheiten auf. In den soziologischen Debatten wurde die spezielle Stellung herausgehoben, die die Soziologie in Hinblick auf ihren Untersuchungsgegenstand hat (siehe u.a. Bourdieu et al., 1991; Beck, 1974; Beck et al., 1989a; Gouldner, 1968; 1970; Giddens, 1976; 1984; Schelsky, 1959; 1975; 1981; Luhmann, 1993; Kieserling, 2004). Diese Debatten stellen aus systemtheoretischer Sicht Reflexionstheorien dar, die Bedingungen soziologischer Wissensproduktion diskutieren. Diese Reflexionstheorien beinhalten einerseits methodologische Überlegungen, wie diese Art von „unreiner“ Soziologie zu vermeiden ist. Andererseits reflektieren theoretische Überlegungen das Verhältnis zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand: Sie ist in der einen oder anderen Weise mit ihrem Untersuchungsgegenstand verbunden. Ausgangspunkt dieser Reflexi-

onstheorien ist die Annahme, dass soziologisches Wissen wie eine Art „parasitäres“ Wissen auf anderen Wissensformen aufsitzt, von denen es sich dann wiederum distanzieren muss. Ein Großteil der selbstreflexiven Unterfangen der Soziologie beschäftigt sich also damit, professionalisiertes soziologisches Wissen ontologisch von anderen Wissensformen zu differenzieren und sich damit sein eigenes Terrain zu sichern und zu legitimieren. Geschieht dies nicht, werden einige Gefahren deutlich: Bourdieu et al. sprechen von der Gefahr der „Spontansoziologie“ (Bourdieu et al., 1991, S. 15). Gemeint ist eine Soziologie, die nicht theoretisch und methodologisch fundiert ist und Alltagsmeinungen vertritt:

„Die Trennung zwischen alltäglicher Wahrnehmung und Wissenschaft, die sich etwa für den Physiker im entschiedenen Gegensatz von Alltagsleben und Laboratorium niederschlägt, fällt ihm [dem Soziologen] umso schwerer, als er im theoretischen Erbe, auf das er zurückgreifen kann, Hilfsmittel zur radikalen Zurückweisung der Alltagssprache und ihrer Begriffe nicht findet.“ (Bourdieu et al., 1991, S. 15)

Die Systemtheorie hat eine andere Antwort auf diese Frage. Die Soziologie kann sich nur innerhalb der Gesellschaft beschreiben. Sie kann nicht außerhalb der Gesellschaft vorkommen. Und: „Will man genauer wissen, *wie* sie in der Gesellschaft vorkommt, lautet die Antwort: als Wissenschaft. Die Soziologie hat keine andere Arbeitsgrundlage.“ (Luhmann, 1993, S. 252) Nichtsdestoweniger zeigt Luhmann anhand zweier Grundausrichtungen der Soziologie, dass sie sich entweder am Wissenschaftssystem oder am Gesellschaftssystem orientiert. Die erste Grundausrichtung beschreibt er als positivistisch („Was ist der Fall?“), die zweite als kritisch („Was ist dahinter?“). Im ersten Fall fragt die Soziologie nach latenten Strukturen und bezieht sich auf das System Wissenschaft. Im zweiten Fall ist sie am Gesellschaftssystem orientiert und möchte inkongruente Perspektiven darstellen, indem sie als kritische Soziologie verkündet, dass die Welt nicht so ist, wie sie erscheint (Luhmann, 1993).⁴⁸ Diese zwei Perspektiven stellen für Luhmann ein Paradoxon dar, eine Unterteilung der Soziologie in Vorder- und Hinterbühne, in Latenz und Präsenz, die nach Luhmann weder richtig ist noch dem Fach die Möglichkeit zur Einheit eröffnet. Beide Perspektiven gehen davon aus, dass Forschende einen externen Standpunkt einnehmen, der Gesellschaftsbeschreibung realisierbar macht. Verbunden damit ist ein „Besserwissertum“ über Gesellschaft, das insbesondere in Zeiten der Postmoderne obsolet ist.

48 Interessant ist hier auch, dass Luhmann mit dieser Unterscheidung eine dominante Selbstbeschreibung innerhalb der Soziologie (Sozialtechnologie und Aufklärung) reproduziert, andere Möglichkeiten der Selbstbeschreibung jedoch nicht nennt.

Laut Luhmann kann die Soziologie jedoch keine der Gesellschaft externe Position einnehmen: Da sie immer interne Beobachterin des Systems ist, da sie Teil des Objekts ist, das sie beschreibt, gelten die klassischen Subjekt-Objekt-Unterscheidungen nicht. Die Soziologie hat also ein ontologisches Problem. Denn obwohl sie beobachtet, kann sie sich nicht als unabhängige Reflexionsinstanz begreifen. Versteht man, so Luhmann, Gesellschaft als ein operativ geschlossenes System,⁴⁹ so könnte kein externer Beobachter vorausgesetzt werden. Soziologie als Wissenschaft jedoch kann deshalb lediglich zur internen Beobachtung des Systems beitragen. Für Luhmann wird folglich das Problem der Ontologie zum Zustand der Autologie: Aufgrund der eigenen Disposition zum Objekt, der Gesellschaft, in das die Soziologie ja eingeschlossen ist, wird sie „ständig zu ‚autologischen‘ Schlüssen gezwungen – zu Schlüssen von ihrem Gegenstand auf sich selber“ (Luhmann, 1993, S. 255). Diese autologischen Schlüsse sind nach Kieserling (2004) die Bezüge der Selbst- und Fremdbeschreibung der Soziologie. Die Soziologie hat immer einen doppelten Bezug, den auf sich und den auf die Gesellschaft, mit dem sie sich aber wieder (autologisch) selbst beschreibt.

Nun ist es jedoch so, dass diese Problematisierung im theoretischen Sinn wiederum ihre Schwierigkeiten in sich birgt. Denn übernehmen wir diese Sicht als dominante theoretische Perspektive dieser Arbeit, so kaufen wir uns zugleich auch alle weiteren autologischen wie ontologischen Selbstbeschreibungen ein, die diesen Reflexionen inhärent sind. Dieser Umstand wurde bereits in Kapitel 2.2.2 als Problem der Selbstreferenz markiert.

Die Science and Technology Studies gehen ganz anders mit der doppelten Bezugnahme um: Mit der Formulierung ihrer epistemologischen Grundposition umgehen sie dieses „Problem“ letztlich einfach. Nicht die Legitimität der Soziologie im wissenschaftlichen Diskurs im engeren Sinn ist für sie entscheidend. Sie gehen eher von einer grundlegenden Verzahnung zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft aus – jegliche Form der Trennung diverser Werte, Prozesse und Vorgänge ist demnach als Demarkationsinstrument zu verstehen. Wissenschaft ist in der Gesellschaft, genauso wie die Gesellschaft in der Wissenschaft ist. Dennoch sehen die STS, dass die Sozialwissenschaften ein besonderes Legitimationsproblem gegenüber der Gesellschaft haben, weil es ihnen seit jeher deutlich schwerer fällt, eine Ideologie der Objektivität nachzuweisen als den Naturwissenschaften. Diese konnten eine Externalisierung ihres Untersuchungsgegenstandes wesentlich besser dokumentieren (Fuller, 1991; Shapin et al., 2011).

49 Zum Begriff operativ geschlossener Systeme und zur Differenz von offenen und geschlossenen Systemen siehe Luhmann, 1991b.

Die Folge war, dass die Naturwissenschaften und die Konstruktion von Objektivität für die STS ein interessanterer Untersuchungsgegenstand wurden als die Sozialwissenschaften. Bloors Postulat der Reflexivität wurde demzufolge nicht eingelöst – wir haben bereits über vereinzelte entsprechende Versuche gesprochen. Diese sind fast noch häufiger in der Soziologie selbst zu finden. Dennoch hilft auch hier die Perspektive der STS weiter: Denn aus ihrem Blickwinkel ist die grundlegende Frage nicht, *was* eigentlich das Problem der Sozialwissenschaften ist, sondern *wie* dieses aus konstruktivistischer Sicht beschaffen ist. Diese Perspektive hilft also, einen Schritt zurückzutreten und soziologische Selbstbeschreibungen in einem anderen Licht zu betrachten. Doch auch die STS sind der Herausforderung ausgesetzt, wie sie eigentlich eine Wissenschaft beschreiben sollen, deren Teil sie selber sind, wie sie Grenzarbeit analysieren sollen, ohne selbst wieder Grenzarbeit zu betreiben, und wie sie wissenschaftliche Theoriebildung und Laborbeobachtungen machen wollen, ohne selbst wiederum denselben (sozialen) Logiken und Selektionsprozessen ausgesetzt zu sein, die sie kritisieren.

Also stehen wir auch hier von dem Problem der doppelten Konstitution: Man ist selbst Teil dessen, was man beschreibt. Die STS reagieren darauf mit der „Inversion“, also einem wissenschaftstheoretischen Versuch, die eigenen Vorannahmen zu kontrollieren: Wissenschaft konstruiert den Gegenstand, nicht der Gegenstand die Wissenschaft. Inwieweit dies jedoch praktisch umgesetzt werden kann, ist wiederum die Frage. Dennoch: Wir sehen, dass die STS zwar analytisch eine hilfreiche Perspektive auf die Analyse der Soziologie in der Gesellschaft und die doppelte Konstitution der Soziologie anbieten. Allerdings sind sie den gleichen epistemologischen Herausforderungen in der praktischen Umsetzung der eigenen Arbeit ausgesetzt wie die Soziologie⁵⁰ selbst. Die doppelte Konstitution der Soziologie bezieht sich also nicht nur auf ihre Doppelstruktur in Hinblick auf ihren Untersuchungsgegenstand, sondern auch auf die Notwendigkeit einer doppelten Reflexivität in Hinblick auf die Bedingungen ihrer Beobachtung. Von diesem Dilemma ist natürlich auch diese Arbeit nicht ausgenommen, und sie wird es auch nicht lösen können. Umso wichtiger erscheint es in diesem Zusammenhang, die methodologischen Konsequenzen zu reflektieren, die sich aus den Ausführungen des vorliegenden Kapitels 2.3 ergeben.

50 Es wird an dieser Stelle selbst Grenzarbeit zwischen der Soziologie und den Science and Technology Studies betrieben. Ein Großteil der Ansätze der STS speist sich aus soziologischen Theorien, insbesondere der Wissenssoziologie. Dennoch sind die STS als interdisziplinäres und disperses Feld zu verstehen, das wesentliche Anreize ebenso aus der Wissenschaftsgeschichte und der Wissenschaftsphilosophie bezieht.

2.4 METHODOLOGISCHE KONSEQUENZEN

2.4.1 Sich selbst beforschen – Die Relevanz der Methode

In Hinblick auf die methodologischen Konsequenzen einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie haben wir bereits in Kapitel 2.3 gehört, dass die Untersuchung der Soziologie einigen Herausforderungen ausgesetzt ist:

- 1) Das Problem der doppelten Konstitution der Soziologie: Wie also kann man methodisch und methodologisch mit der „soziologischen Selbstreferenz“ (Burkart, 2003, S. 12) umgehen?
- 2) Als Einheimische unter Einheimischen sind besondere Bedingungen der eigenen Wissensproduktion zu beachten und zu reflektieren. Wie verändern die Untersuchenden ihr Untersuchungsobjekt (Breuer, 2003)?
- 3) Welche Methode ist geeignet, um Grenzziehungen in der Soziologie, die über Rhetorik und Semantik geschehen, zu reflektieren?
- 4) Auf welcher Ebene sollten diese Grenzziehungen betrachtet werden?

Die Reflexion dieser Aspekte ist in Hinblick auf eine geeignete Methodologie wie auch für die Auswahl einer Methode von besonderer Relevanz. Grundlegend wird die empirische Analyse der Soziologie von Soziolog(inn)en kritisch gesehen⁵¹, und sie beschränkt sich meist auf theoretische Aspekte (Breuer, 2003; Lau et al., 1989). Die empirische Untersuchung hingegen unterliegt nicht nur aufgrund der Zugehörigkeit der Forschenden zum Untersuchungsgegenstand selbst einem „Thematisierungstabu“ (das, wie wir bis jetzt erfahren haben, gilt ja nicht nur für diese Art von soziologischer Analyse), sondern auch wegen möglicher Kritik anderer Soziolog(inn)en (Burkart, 2003). Wenige haben bislang diesen Weg eingeschlagen. Wir haben im theoretischen Teil einige Vertreter(innen) einer selbstreflexiven und empirisch engagierten Soziologie der Soziologie kennengelernt. Zu den betreffenden Publikationen zählen der Sammelband von Camic et al. (2011) wie auch Bourdieu Analysen im „Homo Economicus“ (Bourdieu, 1984). Schelsky kritisierte als Anti-Soziologe seinerzeit das Fach mit am stärksten, indem er die intellektuelle Vorherrschaft der Soziologie neben anderen Intellektuellen als den „uralten Widerstreit von weltlicher und geistlicher Herrschaft in einem modernen Gewande“ (Schelsky, 1975, S. 13) bezeichnete:

51 Diese Erfahrung durfte ich auch in zahlreichen Vorträgen zu meinem Forschungsthema machen.

„Die Soziologenherrschaft kann nur von ‚Soziologen‘ bekämpft werden, also wenn man will, von ‚ideellen Überläufern‘, genauso wie Absolutismus und Feudalismus im Adel (wie z.B. in Charles de Secondat, Baron de la Brede et de Montesquieu, oder in Claude Henry de Rouvroy, Graf von Saint-Simon, Enkel des Herzogs und Schriftstellers Louis de Rouvroy) und die Bourgeoisie in abtrünnigen Bürgern und Unternehmern wie Marx und Engels ihre treffsichersten Kritiker fand. Ohne den Anspruch ähnlicher Prominenz zu erheben, würde ich mich mit dieser Schrift ohne Zögern in die Reihe gegenwärtiger ‚Anti-Soziologen‘ selbst einreihen.“ (Schelsky, 1975, S. 259)

Die Perspektive, die diese Soziologen – unter Kritik ihrer Fachkollegen – versucht haben einzunehmen, war die eines distanzierten Blicks auf ihren Objektbereich. Dabei ist es jedoch essenziell, den geeigneten Umgang mit diesem Thema zu finden. Bourdieu (1984) tat dies, indem er letztlich seine Theorie der Praxis mit den dazugehörigen Begrifflichkeiten wie soziale Felder, Kapitalarten, illusio und Habitus auf das Wissenschaftssystem selbst anlegte. Schelsky hingegen löste mit seinen Schriften eine heftige Kontroverse aus, die Luhmann darauf zurückführte, dass Schelsky seine Thesen zu wenig wissenschaftlich reflektiert habe: Denn die Soziologie, zugehörig zum System Wissenschaft, hat Luhmann folgend nur diese Arbeitsgrundlage.

„Das mag der tragische Fall Helmut Schelskys belegen, den seine Enttäuschung mit dem Wirklichkeitssinn und dem gesellschaftlichen Verhalten von Soziologen dazu geführt hat, zuletzt als Antisoziologe aufzutreten, um vor der Soziologie zu warnen, gerade damit aber durchaus im Trend der sinkenden Reputation des Faches lag, und all dies reflektierte, aber nicht in eine dafür geeignete Form der Publikation bringen konnte. Was blieb, war Polemik.“ (Luhmann, 1993, S. 252)

Diese Ausschnitte sollen verdeutlichen, wie wichtig es ist, eine Untersuchung der Soziologie theoretisch und methodologisch zu reflektieren. Was an Schelskys Vorgehen letztlich kritisiert wurde, war eine mangelnde Distanz zu den politischen Aktivitäten der Soziologinnen und Soziologen, die in einem polemischen Gewand daherkam. Wobei man natürlich auch gegenteilig argumentieren könnte, dass gerade Schelsky eine enorme Distanz zur Soziologie aufbringen musste, um eine derartige Kritik anzubringen. Egal, wie man es wendet, die Selbstreflexion der Soziologie erfordert unter methodologischen Gesichtspunkten eine besondere Reflexion. Breuer (2003) nennt vier Aspekte der Selbstreflexion im empirischen Prozess: 1. Die Standpunktgebundenheit des Wissens; 2. Die Kabinenhaftigkeit der Erkenntnis; 3. Die „Sinnesgebundenheit“, „Konzept-/Schema-/Sprachgebundenheit“ und „Instrumentengebundenheit“ sowie 4. Die Interaktivität

tät zwischen Erkenntnissubjekt und -Objekt bzw. die Interventionshaftigkeit des epistemologischen Subjekt-Objekt-Kontaktes (Breuer, 2003, Sp. 4 ff.). Damit operationalisiert er Fragen, die bereits in der Systemtheorie wie auch in den STS reflektiert wurden. Unter „Kabinenhaftigkeit“ ist letztlich nichts anderes zu verstehen als das, was Luhmann mit dem „blinden Fleck des Beobachters“ bezeichnet, der sich der Beobachtung entzieht.

Die „Standpunktgebundenheit“ wie auch die „Konzept-/Schema-/Sprachgebundenheit“ werfen das Problem auf, auf das die STS mit dem Prinzip der Inversion reagiert haben: Wir argumentieren immer aus einer bestimmten Perspektive heraus und sind auch in unseren kognitiven Prozessen an gewisse Formen gebunden. Die Schwierigkeit der Wissenschaftsforschung besteht ja genau darin, dass sie Prozesse der Wissensgenerierung kritisiert, denen sie letztlich auch selbst unterworfen ist. Deshalb soll laut STS mithilfe der reflexiven Ethnografie eine Außenposition konstruiert werden. Zudem plädieren die STS wie auch Luhmann dafür, eine eigene Sprache der Beschreibung zu finden (deren praktische Umsetzung jedoch nach wie vor nicht klar ist). Interaktivität und Interventionsfähigkeit stehen letztlich dafür, dass jegliche soziale Situation den Untersuchungsgegenstand verändert.

Zum einen geht es deshalb im Folgenden darum, eine Methode zu finden, die die Standpunktgebundenheit des Wissens reflektiert, eine Distanzierung vom Material zulässt und die Sprachgebundenheit einbezieht.

Hier orientieren wir uns einerseits an Karl Mannheim und der dokumentarischen Methode nach Bohnsack (1992; 1997a; 1993), andererseits an der Grounded Theory. Zunächst ist es mithilfe der dokumentarischen Methode möglich, diverse Perspektiven miteinander zu kontrastieren und sich selbst dem Text gegenüber fremd zu machen. Denn auch Karl Mannheim (1984; 2015[1929]) hat sich mit der Standpunktgebundenheit des Wissens auseinandergesetzt und die methodologischen Konsequenzen reflektiert. In Hinblick darauf, dass in dieser Arbeit eine „Einheimische“ ihren eigenen „Stamm“ untersucht, ist dies besonders wichtig. Die Grounded Theory, die eher als Methodologie denn als Methode verstanden werden kann, ist eine gute Ergänzung, da sie die Selbstreflexion im Forschungsprozess begünstigt. Sie hat ihre Wurzeln im Symbolischen Interaktionismus und arbeitet mit teilnehmender Beobachtung. Mithilfe von Forschungsmemos wird der Forschungsprozess im Einzelnen dokumentiert und reflektiert. Die Grounded Theory plädiert für eine Sensibilität, die den eigenen Einfluss auf das Forschungsumfeld berücksichtigt (siehe 3.1).

Natürlich kann keine Methode die oben genannten Herausforderungen gänzlich aus dem Weg räumen. Immer wird ein „blinder Fleck“ bleiben, denn auch wenn man unterschiedlichste Perspektiven einbezieht, können die Standortge-

bundenheit des Wissens und die soziologische Selbstreferenz nicht einfach ausgelöscht werden. Mit der Reflexion der geeigneten Methodologie und der Auswahl der Methode nähert man sich jedoch zumindest einer Lösung der oben genannten Herausforderungen an.

2.4.2 Semantiken und Rhetoriken als empirische Operationalisierung von Grenzarbeit

Im Mittelpunkt der dokumentarischen Methode steht die Frage nach der unterschiedlichen Erzeugung und Zuschreibung von Sinn. Das Soziale beschränkt sich für Karl Mannheim nicht auf Strukturen, sondern besteht aus geistigen und kulturellen Gebilden. Menschen nehmen also, je nach Standortgebundenheit des Wissens, diverse Sinnzuschreibungen vor (Breuer, 2003, Sp. 15). Erfassbar werden diese Formen des Sinns dadurch, dass Mannheim zwischen 1. dem objektiven Sinn, 2. dem intendierten Ausdruckssinn und 3. der dokumentarischen Interpretation unterscheidet (Knoblauch, 2010, S. 105). Bohnsack (1997a) hat diesen Ansatz weiterentwickelt und fruchtbar gemacht: Sinnzuschreibungen werden in der dokumentarischen Methode nach Bohnsack überwiegend über hermeneutische Verfahren abgeleitet. Grundlegend ist dabei nicht nur, was gesagt wird, sondern vor allem, wie es gesagt wird.

Die dokumentarische Methode wird in dieser Arbeit konkret in der Analyse von Semantiken und Rhetoriken umgesetzt. Theoretisch haben wir bereits viel über Semantiken und Rhetoriken gehört. Beide erzeugen Sinn. Über eine hermeneutische Analyse sind sie als sinngebende Markierungen operationalisier- und erfassbar. Sie werden in der Theorie als Selbstbeschreibungen konkretisiert: In der Systemtheorie als Selbstbeschreibung des Systems, in den STS als ideologische Selbstbeschreibungen der Akteure. Hier lassen sich Konvergenzen zwischen Semantiken und Rhetoriken finden: Beide werden im Folgenden als hermeneutische Sinnkonstruktionen begriffen.

Greift man auf sprachliche Sinnstiftung zurück, hat das den Vorteil, wie bereits in den vorhergehenden Ausführungen angeklungen, dass man auf keinen bereits definierten Gesellschaftsbegriff oder andere strukturelle Aspekte der Grenzarbeit (Organisation, Profession) rekurrieren muss. Einem konstruktivistischen Paradigma entsprechend wird also nicht im Vorhinein definiert, was als Grenze gilt. Vielmehr wird aufgezeigt, wie diese hergestellt wird. Es soll also weniger um die Frage gehen, *was* das Problem eigentlich ist, als darum, *wie* das Problem konstruiert wird. Dadurch wird ein distanzierterer Blick auf das Material möglich. Es wird also, im Gegensatz zu soziologischen Betrachtungsweisen, weder auf ontologische noch auf autologische Schlüsse rekurriert, sondern es

wird deren Konstruktionsform in den Blick genommen. Aus systemtheoretischer Sicht wird eine Beobachtungsposition zweiter Ordnung eingenommen.

2.4.3 Akteure und ideologische Grenzarbeit

Die Systemtheorie und die STS unterscheiden sich entscheidend in zwei Aspekten, die die Rolle von Rhetorik und Semantik angehen: 1. danach, wie Sinn konstruiert und eingesetzt wird; und 2. danach, ob dies auf der Ebene des Systems oder des Akteurs beobachtet wird. In den vorhergegangenen Ausführungen wurden bereits die Nachträglichkeit der Semantik wie auch die etwas starren Strukturen systemtheoretischer Selbstbeschreibungen reflektiert. Eine Analyse der Selbstbeschreibungen der Soziologie, die auf den Prämissen der Systemtheorie aufbaut, könnte nur auf der Ebene von Publikationen innerhalb des Wissenschaftssystems stattfinden. Kieserling (2000; 2004) hat eine solche Untersuchung bereits in ausführlicher Weise für soziologische Selbstbeschreibungen vorgenommen. Berücksichtigt man jedoch die Annahme der STS, dass die Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft fluide sind und dass Rhetoriken strategisch eingesetzt werden, so bricht das glatte Bild der Selbstbeschreibungen auf und kann im Einzelnen auf der Akteurs- oder Mikroebene untersucht werden. Auch die Annahme Gieryns, dass solche ideologisch bedingten Selbstbeschreibungen ausschließlich auf Interessenkalkül aufbauen, sollte kritisch überprüft werden. Bezieht man zudem die Akteursebene ein, eröffnet sich in Hinblick auf Selbstbeschreibungen die Möglichkeit, wesentliche Fragen zu beantworten, die bereits Mulkay (1976) formulierte:

„How do scientists use vocabularies of justification inside their professional community? Are different vocabularies used in different social contexts; for example, in public as opposed to private media of communication? Are the more powerful groups and individuals better able to employ these vocabularies to serve their interests? With regard to the external relations of science, we are led to ask: How have scientists succeeded in gaining widespread acceptance of their ideology, if this is in fact the case? What range of political interests can be attributed to scientists and how exactly do such interests influence ideologies? Have scientists used different ideologies in ‚non-democratic‘ societies?“ (Mulkay, 1976, S. 654)

Konzentrieren wir uns auf die erste Frage und ergänzen wir sie um weitere Aspekte. Es geht also nicht nur darum, wie Wissenschaftler „vocabularies of justification“ einsetzen. Wichtig ist auch, welche sprachlichen Bezüge sie überhaupt verwenden und welchen Stellenwert sie dieser Argumentation einräumen. Sind

es, wie Luhmann oder auch Kieserling behaupten, rein selbstreferenzielle und soziologische Kategorien, die für eine Selbstbeschreibung angewandt werden? Oder sind noch andere Aspekte für eine Selbstbeschreibung relevant, die den Unterschied zwischen Soziologie und Nicht-Soziologie markieren? Wie unterscheiden sich diese Sinnangebote? Und sind diese Selbstbeschreibungen wirklich nur als „vocabularies of justification“ oder als Ideologie zu verstehen, oder stellen sie nicht vielleicht auch *vocabularies of identification* oder *vocabularies of community building* dar? Denn gerade in der Untersuchung von Grenzen zeigt sich nicht nur, wo eine Markierung gesetzt wird, sondern auch, inwieweit ähnliche oder differierende Grenzkonstruktionen einer Community bestehen und wie überhaupt diese Community selbst verstanden wird. Die zugrunde liegende These ist, dass Akteure innerhalb der Wissenschaft durch ihre Selbstbeschreibungen wiederum den Diskurs und die Systemgrenzen beeinflussen, also die Semantiken, die Soziologie von Nicht-Soziologie unterscheiden. Grenzen werden in alltäglichen Aushandlungen immer neu definiert und festgelegt. Dementsprechend können sie auch – in Anlehnung an Bourdieu und Giddens – systemverändernd wirken.

3 Methodischer Teil: Die Untersuchung von Grenzen in der Soziologie

Dieses Kapitel ist in zwei Teile gegliedert: Zunächst werden auf Basis der im Theoriekapitel gezogenen theoretischen und methodologischen Konsequenzen die Methoden beschrieben, auf denen die empirische Arbeit gründet (Kapitel 3.1), nämlich die Grounded Theory (Glaser et al., 1967; Corbin et al., 2008) und die dokumentarische Methode (Bohnsack, 1997a; 1992; Bohnsack et al., 2013a). Im zweiten Teil des Kapitels geht es um die Fallauswahl und die Fallkontrastierung (Kapitel 3.2). Da es schwierig ist, von *der* Soziologie zu sprechen, wird auf Basis theoretischer Überlegungen zur Konstitution der Soziologie in Deutschland ein Schema ausgearbeitet, nach dem die Fälle ausgewählt und kontrastiert werden können. Denn die Soziologie zeichnet sich durch eine multiparadigmatische Ausrichtung aus (Lammers, 1974; Whitley, 1984b), deren theoretisches Sampling gesonderter Aufmerksamkeit bedarf. Bei der Auswahl des Samples werden zunächst unterschiedliche Möglichkeiten beschrieben, wie die Soziologie zusammengefasst werden könnte. Auf Basis des theoretischen Samplings nach der Grounded Theory werden dann im Anschluss Kriterien aufgezeigt, mit denen die Interviewpartner ausgewählt wurden.

3.1 AUSWAHL DER GEEIGNETEN METHODE

Im Folgenden wird einerseits auf die „Grounded Theory“ (Corbin et al., 2008) zurückgegriffen, andererseits auf die Orientierungsmusteranalyse (Bohnsack et al., 2013a), eine Form der semantischen Deutungsmusteranalyse. Die epistemologischen Prinzipien der beiden Methoden lassen sich gut miteinander kombinieren (Keller, 2007; Wolde, 2007; Ullrich, 1999), insbesondere in Hinblick auf die hermeneutische Analyse und die Codierung.

Die Orientierungsmusteranalyse ist von hoher Relevanz, wenn es darum geht, Sinnstrukturen und Deutungen innerhalb der Interviews zu identifizieren. Sie bietet eine detailliertere Anleitung für die Auswertung als das offene Kodieren in der Grounded Theory. Die Grounded Theory hingegen ist besonders hilfreich in Hinblick auf das theoretische Sampling sowie die Auswahl der Fälle und auf die damit verbundene minimale wie maximale Kontrastierung (Keller, 2007, S. 12; Ullrich, 1999). Gerade die Auswahl der Fälle erwies sich im vorliegenden Fall als besonders anspruchsvoll, da sich die Soziologie durch Heteronomie (Bourdieu, 1998) und intellektuelle Fragmentierung (Whitley, 1984b) auszeichnet.

Besonders hilfreich für die empirische Konzeptionierung der Arbeit war das methodologische Prinzip der Offenheit der Grounded Theory (Corbin et al., 2008). Das bedeutet, dass die Erhebung und Analyse der Daten sowie die Theoriebildung eng miteinander verknüpft sind und einander bedingen (Strübing, 2004). Alle Prozesse finden parallel statt – dadurch sind Modifikationen während des Forschungsprozesses leicht möglich. Strübing nennt das einen Wechsel von Handlung und Reflexion (2004, S. 15).

Dies war nicht zuletzt deshalb von hohem Wert, da die Interviewerin selbst Teil des Gegenstandes – der Soziologie – ist, den sie untersucht. Durch die Untersuchung wird der Gegenstand selbst zu einem gewissen Grad kognitiv irritiert und verändert. Dies wird bereits in der Grounded Theory (Strübing, 2004; Corbin et al., 2008) und nicht zuletzt von Giddens (1984) thematisiert, wenn er von einer doppelten Hermeneutik der Sozialwissenschaften spricht. Dies scheint aufgrund der Nähe der Forscherin zum Gegenstand besondere Beachtung wert.

3.1.1 Zur Grounded Theory

Methodologische Grundannahmen

Die Grounded Theory wurde in den 1960er-Jahren von den US-amerikanischen Soziologen Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (Glaser et al., 1967) entwickelt. Die beiden verfolgten zwei Ziele: Zunächst ging es ihnen darum, sich gegen die damalige quantitative Sozialforschung zu wenden, die von hypothetisch-deduktiven Modellen ausging. Außerdem wollten sie einen Gegenpunkt zu der überwiegend an Feldforschung und Deskription orientierten qualitativen Sozialforschung setzen, indem sie mit der Grounded Theory eine „regelgeleitete, kontrollierte und prüfbare Entdeckung von Theorie aus [qualitativen] Daten“ (Mey et al., 2011, S. 11) anstrebten (Wolde, 2007; Mey et al., 2011). Dennoch ist ihre Publikation „The discovery of grounded theory“ (Glaser et al., 1967) weniger als

Anleitung für qualitative Forschung denn als programmatisches Werk zu verstehen (Mey et al., 2011):

„Wir verbanden drei Zielsetzungen mit dem Buch: Erstens versuchten wir, qualitative Forschung, die damals nicht anerkannt wurde zu legitimieren. In vielen Departements ist es ja immer noch so, dass qualitative Forschung nicht als wissenschaftlich gilt! So wurde das Buch auch benutzt. – Studierende konnten damit ihre qualitativen Studien vor den Prüfungsausschüssen besser rechtfertigen. Zweitens wollten wir Funktionalisten wie Parsons und Merton attackieren. Damals wurden deren Theorien von den Studenten und jungen Soziologen umstandslos übernommen und alles andere wurde infrage gestellt. Wir wandten uns gegen diese ‚überlieferten Theorien‘, und das war auch wirkungsvoll. Deswegen hat das Buch diese aktive und scharfe Diktion. Der Lektor hat zunächst alle aktiven Verben ins Passiv verkehrt, um das abzumildern, doch wir haben dagegen protestiert und uns durchgesetzt. Der dritte Grund war die Darstellung der Möglichkeit von Theoriebildung aus den Daten heraus. Das wird ja bis heute von vielen qualitativen Forschern bezweifelt. Die meisten begnügen sich mit ethnografischen Beschreibungen wie die frühen Chicagoer. Und neuerdings die Postmodernen halten es nicht mehr für sinnvoll, systematisch Theorien zu entwickeln.“ (Strauss, 2011, S. 73)

Epistemologisch bezieht sich die Grounded Theory auf den Pragmatismus und den Symbolischen Interaktionismus (Corbin et al., 1990; 2008; Strübing, 2004).¹

1 Glaser und Strauss (in Zusammenarbeit mit Corbin) haben die Grounded Theory später getrennt weiterentwickelt. Es kam zum Zerwürfnis zwischen Glaser und Strauss. Grund dafür war auch eine fundamental unterschiedliche soziologische Sozialisierung: Während Strauss sich in der ethnografisch-interpretativ geprägten Chicagoer Tradition verortet und seine Ausbildung bei Herbert Blumer und Everett C. Hughes erhielt, war Glaser von Paul Lazarsfeld und der eher kritisch-rationalistisch ausgerichteten Columbia School geprägt. Die methodologischen Orientierungen entwickelten sich somit immer weiter auseinander. Streit gab es insbesondere um eine rein induktive Theoriebildung (laut Glaser möglich), die der Vorstellung eines prozessualen Verständnisses des Pragmatismus gegenüberstand (Strauss). Glaser äußerte seine Vorwürfe an Strauss in seinem Buch „Basics of grounded theory analysis. Emergence vs. Forcing“ (Glaser, 1992; Strübing, 2011). Diese Arbeit richtet sich überwiegend nach der Weiterentwicklung der Grounded Theory nach Corbin und Strauss (Corbin et al., 1990; 2008). Glaser ging so weit zu fordern, dass Corbin und Strauss ihre Ausführungen nicht unter den Namen „Grounded Theory“ fassen bzw. dieselben zurücknehmen sollten (Strübing, 2011). Was Glaser von der epistemologischen Einordnung der Grounded Theory hält, lässt sich mit folgendem Zitat illustrieren: „Epistemologie ...

Daraus folgen die methodologischen Prinzipien der Offenheit und des permanenten Wandels des Forschungsprozesses. Realität wie auch Theorien befinden sich in einem „kontinuierlichen Herstellungsprozess“ (Strübing, 2004, S. 38), es gibt also keine fertige und gegebene Welt. Theorien sind demnach auch einem permanenten Wandel, „der Prozessualität und der Perspektivität der empirischen Welt unterworfen“ (Strübing, 2004, S. 39). So liegt im Pragmatismus das Wahrheitskriterium letztlich in der Prozessualität und in der Perspektivität praktischer Handlungsbezüge (Strübing, 2004).

Ein zweites methodologisches Prinzip, das sich aus dem Pragmatismus bzw. dem Symbolischen Interaktionismus ableitet, ist, dass Akteure Bedeutungen in Form von Handlungen umsetzen und diese Bedeutungen modifizieren und reproduzieren (Strübing, 2004). Sie reagieren deshalb auch selbstreflexiv auf den Forschungsprozess (Corbin et al., 1990). Diesen Prozess hat der bzw. die Forschende einzufangen. Wissen wird also über Aktion und Interaktion geschaffen: „ideas are not statements of what is or has been but of acts to be performed“ (Dewey, 1960[1929], S. 138).

Aus dem Pragmatismus folgen weitere Schritte für die empirische Arbeit mit der Grounded Theory: 1. Forschung und Problemlösen wird nicht als Re-Kombination von Daten und Zusammenhängen verstanden, sondern als kreativer Prozess, der sich zunächst an spontanen Eingebungen und Assoziationen orientiert (Prinzip der Abduktion). Forschung wird zudem als iterativer Vorgang verstanden, der sich als flexibles Wechselspiel von „Beobachtung, Interpretation, Reflexion und Erprobung“ (Strübing, 2004, S. 43) darstellt.

Eine Theorie von ... oder eine theoretische Perspektive. Das ist alles Mist für die GTM [Grounded Theory-Methode, Anmerkung der Autorin]. Man kann das in ‚The Grounded Theory Perspective III: Theoretical Coding‘ (Glaser, 2005) nachlesen. Die GTM ist nur eine dumme kleine Methode. Das ist alles was sie ist. Die Epistemologie ist irrelevant. Es geht darum, wie man sie verwendet. Die GTM beruht auf einer Konzept-Indikator-Methode, die in der Psychologie schon seit Jahren verwendet worden ist. Sie gewinnen Konzepte aus Indikatoren und über die Austauschbarkeit von Indikatoren und am Ende eben eine Theorie. Das war's. Die Leute machen das ständig. Und Psycholog/innen nutzen Hunderte von Indikatoren, um Persönlichkeit zu spezifizieren: ob jemand depressiv ist, bipolar oder Aggressionsprobleme hat. Sorry, aber sie ist nur eine dumme kleine Methode. Ich meine, sie auf eine epistemologische oder theoretische Ebene mit dem symbolischen Interaktionismus zu stellen ist Unsinn. Man kann sie mit symbolischem Interaktionismus verwenden. Man kann sie mit jeder Art von Perspektive nutzen. Latente Muster gibt es überall. Sogar hier gibt es latente Muster. Wussten Sie das?“ (Glaser, 2011, S. 57)

Strauss begreift die Grounded Theory deshalb weniger als eine Methode oder ein Set von Methoden denn als eine Methodologie:

„[Sie ist ein] Stil, analytisch über soziale Phänomene nachzudenken. Ich habe diesen Stil gewissermaßen unvollständig entwickelt aus meinen Bedürfnissen als Interaktionist und Feldforscher heraus. Wenn ich nun sagen sollte, was zentral ist, würde ich drei Punkte hervorheben: Erstens die Art des Kodierens. Das Kodieren ist theoretisch, es dient also nicht bloß der Klassifikation oder Beschreibung der Phänomene. Es werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für die untersuchten Phänomene besitzen. Das Zweite ist das theoretische Sampling. Ich habe immer wieder diese Leute in Chicago und sonst wo getroffen, die Berge von Interviews und Felddaten erhoben haben und erst hinterher darüber nachdachten, was man mit den Daten machen sollte. Ich habe sehr früh begriffen, dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben und Hypothesen zu formulieren, die dann die Auswahl der nächsten Interviews nahelegen. Und das Dritte sind die Vergleiche, die zwischen den Phänomenen und Kontexten gezogen werden und aus denen erst die theoretischen Konzepte erwachsen. Wenn diese Elemente zusammenkommen, hat man die Methodologie.“
(Strauss, 2011, S. 74)

Das theoretische Sampling, das Codierverfahren und das Prinzip des ständigen Vergleichs

Wie aus dem Zitat hervorgeht, sind das theoretische Sampling und das Codierverfahren zwei der Hauptaspekte der Grounded Theory. Obwohl sich diese Verfahren nicht an den Kriterien der statistischen Repräsentativität orientieren, muss doch sichergestellt werden, dass die Auswahl von Fällen anhand theoretisch relevanter Kriterien erfolgt und eine theoretische Verzerrung des Samples ausgeschlossen ist. Das bedeutet, dass eine bestimmte Anzahl theoretisch relevanter Merkmale vertreten im Sample sein muss. Für eine kriteriengesteuerte Fallauswahl und Fallkontrastierung wird in der Grounded Theory das Verfahren des theoretischen Samplings vorgeschlagen. Dabei werden Untersuchungseinheiten ständig miteinander verglichen, die hinsichtlich ihrer theoretisch relevanten Merkmale entweder große Unterschiede oder große Ähnlichkeiten aufweisen (Kelle et al., 2010).

„[Theoretisches Sampling meint] den auf die Generierung von Theorie zielen Prozeß der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozeß der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene – materiale oder formale – Theorie kontrolliert.“ (Glaser et al., 2008, S. 53)

Für eine erste Auswahl der Fälle wird Theorie als sensibilisierendes Konzept verwendet, aus ihr werden jedoch keine Hypothesen abgeleitet. Letztlich geht es bei der Grounded Theory darum, dass Theorie und Empirie in Konversation miteinander treten, damit aus beiden abduktiv (also weder induktiv noch deduktiv) Hypothesen generiert werden können (Strübing, 2004; Kelle et al., 2010).² Theorie soll also in Form „generativer Fragen“ interessante Perspektiven auf die Empirie entwickeln, die im weiteren Verlauf zunehmend verfeinert werden. Das Codieren wird in unterschiedliche Phasen unterteilt – offenes, axiales und selektives Codieren –, die dann letztlich zu einer theoretischen Sättigung führen sollen. Während das offene Codieren darauf abzielt, möglichst viele relevante Konzepte aus dem Material abzuleiten und deren Eigenschaften und Dimensionen zu formulieren, soll das axiale Codieren Zusammenhänge zwischen den Kategorien und Konzepten erschließen. Das selektive Codieren führt dann dazu, dass sich die Lücken in der Theorie schließen. In jeder Phase kann weiteres Fallmaterial erhoben werden. Bereits existierendes Material wird erneut analysiert.

Als drittes Kriterium hat Strauss den Vergleich der Fälle angeführt. Die Methode der Minimierung oder Maximierung von Unterschieden ist eine gute Möglichkeit, die Fälle miteinander zu kontrastieren. Die Minimierung der Unterschiede erhöht die Wahrscheinlichkeit, Ähnlichkeiten innerhalb des Samples zu einem bestimmten Thema zu finden und dadurch die theoretische Relevanz zu erhöhen. Über die Maximierung der Unterschiede ist es dagegen möglich, die Varianz und Heterogenität des Feldes abzubilden. Beim theoretical sampling geht es entsprechend darum, Ideen zu schärfen, und nicht darum, zwangsläufig das Sample zu vergrößern (Kelle et al., 2010). Wenn die theoretische Sättigung erreicht ist, kommen keine neuen theoretischen Unterschiede im Sinne neuer Ideen im Sampling hinzu. Theoretische Sättigung kann jedoch nur erreicht werden, wenn die maximale Variation im Sample ausgeschöpft wurde.

Das theoretische Sampling bestimmt die Fallauswahl also entscheidend. In der vorliegenden Arbeit wird als gesamter Fall die Soziologie als Disziplin und

2 Die Rolle der Abduktion in der Grounded Theory wird in unterschiedlichen Kontexten immer wieder betont (Kelle et al., 2010; Strübing, 2004). Die Maßgabe, komplett ohne theoretisches Vorwissen an die empirischen Daten zu treten, die oft in Verbindung mit der Grounded Theory genannt wird, ist aus epistemologischer Sicht nicht einzuhalten. Sie war letztlich der Grund für die fundamentalen Differenzen zwischen den beiden Gründer der Grounded Theory und die Trennung in unterschiedliche Schulen. Einen guten Überblick über diese Debatte gibt (Strübing, 2004, S. 64 ff.; Strübing, 2011).

im Speziellen die Soziologie in Deutschland definiert. In Kapitel 3.2.1 werden die Prinzipien des theoretischen Samplings auf den empirischen Fall angewandt.

3.1.2 Zur dokumentarischen Methode

Methodologische Grundannahmen

Wissenssoziologische Wurzeln der dokumentarischen Methode

Die dokumentarische Methode hat ihre Wurzeln in Karl Mannheims Wissenssoziologie und in der Ethnomethodologie (Bohnsack et al., 2013b). Die „Dokumentarische Methode der Interpretation“ entwickelte Karl Mannheim 1922 als zentralen Begriff seiner Wissenssoziologie. Mannheims Anliegen war, einen hermeneutisch sinnverstehenden Ansatz in der Tradition Diltheys zu entwerfen, der es ermöglicht, an sozialstrukturelle Analysen anzuschließen. Zentral ist in diesem Zusammenhang sein Aufsatz zum Generationenbegriff (Mannheim, 1964), in dem er die Kategorien der gemeinsamen Erlebnisschichtung (Dilthey) und der sozialen Lagerung (Marx) aufgreift und Erlebniszusammenhang und gesellschaftlichen Strukturzusammenhang zu verbinden sucht (Bohnsack, 2003).

Mannheim entwarf die dokumentarische Methode als Methode der „Weltanschauungsinterpretation“ (Bohnsack, 2003). Dabei geht er von der „Seinsverbundenheit“ bzw. „Seinsgebundenheit“ (Mannheim, 1984, S. 65 bzw. S. 47; Mannheim, 2015[1929], S. 229 ff.) des Wissens aus.³ Nach Mannheim sind also „Wissen und Denken“ immer miteinander verbunden, eine Verbindung, der auch Forschende nicht entgehen können. Vielmehr muss sich der Forschende einen Zugang zu den Perspektiven der Beforschten und zu ihrem Erlebniszusammenhang erarbeiten. Damit ist die Annahme verbunden, dass Verstehen das Wissen um implizite Haltungen oder Orientierungen voraussetzt (Bohnsack, 1997a). Mannheim unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen „Verstehen“ und

3 Seinsgebundenheit bezieht sich auf die objektive Verbindung zwischen „den Bedingungen, unter denen das Denken in der Welt möglich ist, und der Struktur des Denkens selbst“ (Kettler et al., 1984, 24). Mit Seinsverbundenheit hingegen ist die Verpflichtung gegenüber und Identifikation mit den Gruppen gemeint, die in einer Gesellschaft bestehen (Kettler et al., 1984, S. 24). Mannheim differenziert die Begriffe folgendermaßen: „Der wissenssoziologische Forschungsimpuls kann so geleitet werden, dass er nicht zur Verabsolutierung der Seinsverbundenheit führt, sondern dass gerade in der Entdeckung der Seinsverbundenheit der vorhandenen Einsichten ein erster Schritt zur Lösung von der Seinsgebundenheit gesehen wird.“ (Mannheim, 2015[1929], S. 259, Hervorhebung im Original)

„Interpretieren“. Er meint damit, dass diejenigen Personen, die durch einen gemeinsamen Erfahrungsraum verbunden sind, einander verstehen, ohne – wie das bei einer Interpretation der Fall ist – den Sinn explizieren zu müssen. Diese Form des Wissens bezeichnet Mannheim als atheoretisches Wissen (Mannheim, 1980, S. 73). Vergleichbare Konzepte aus anderen Theorietraditionen sind das „implizite Wissen“ (Polanyi, 1985) oder der „soziale Sinn“ (Bourdieu, 2015[1993]). Mit der Trennung zwischen Verstehen und Interpretieren verbindet Mannheim zwei fundamental unterschiedliche Arten der Erfahrung: „die auf unmittelbarem Verstehen basierende ‚konjunkutive‘ Erfahrung und die auf wechselseitiger Interpretation sich vollziehende ‚kommunikative‘ Erfahrung“ (Bohnsack, 1997a, S. 195). Die dokumentarische Methode, wie Bohnsack (1992; 1997a; 2003) sie versteht, sieht gerade in dieser Unterscheidung die entscheidende methodologische Leitdifferenz. Damit distanziert er sich von objektivistischen Ansätzen des Fremdverstehens wie auch von subjektivistischen Ansätzen der phänomenologischen Sozialwissenschaft.

Verbindung zwischen subjektivistischen und objektivistischen Ansätzen

Beiden Ansätzen – den objektivistischen wie den phänomenologisch orientierten – wirft Bohnsack vor, dass sie sich methodologisch auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung befinden. Oevermann (Oevermann et al., 1980; Oevermann, 2001a; 2001b) und Habermas (1981) ordnet er objektivistischen Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik zu. Seine Kritik ist, dass – entgegen der Auffassung der objektivistischen Ansätze – Forschende nicht über eine höhere Rationalität verfügen als die Beforschten, sondern lediglich über eine andere. Deswegen müssten vielmehr Erfahrungsräume von Forschenden konsequent in der Auswertung berücksichtigt werden. In der dokumentarischen Methode wird also nicht angestrebt, die eigenen Normalitätsansprüche als Interpretationsfolie in den Auswertungsprozess einzubringen (Bohnsack, 2003, S. 558). So sei insbesondere das Problem der objektiven Hermeneutik nach Oevermann, dass sie von „universale[n] Regeln der Sprachfähigkeit und Sprachverwendung, historisch gebundene[n] soziale[n] Normen, universale[n] Strukturen der Erkenntnis etc., kurz [den] idealisierten Ausstattungen des sozialisierten Subjekts in einer spezifischen, historisch gebundenen sozio-kulturellen Lebenswelt“ (Oevermann et al., 1980, S. 23) ausgeht.

Bohnsacks Argument gegen subjektivistische Ansätze ist, dass diese nicht nach Strukturen fragen, die im Hintergrund operieren, sondern nach dem subjektiv gemeinten Sinn der Akteure, der diese zu bestimmten Handlungen motiviert. Bohnsack sieht die dokumentarische Methode als Vermittlerin zwischen Subjek-

tivismus und Objektivismus, weil sie darauf abzielt, habitualisiertes und teilweise inkorporiertes Orientierungswissen zu rekonstruieren, das relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn strukturiert ist. Jedoch bleibt die empirische Basis das Akteurswissen. Die dokumentarische Methode sucht also nicht, wie objektivistische Zugänge, Handlungsstrukturen „hinter dem Rücken der Akteure“ (Bohnsack et al., 2013b, S. 9). Vielmehr zielt sie darauf ab, das atheoretische Wissen zur „begrifflich theoretischen Explikation“ (Bohnsack et al., 2013b, S. 12) zu bringen.

Es geht der Orientierungsmusteranalyse also nicht um das Was, also im Sinne einer objektivistischen Einstellung um ein faktisches Wissen über Realität, das Forschende und Beforschte teilen. Es geht um die „Common Sense-Konstruktionen“⁴ derjenigen, die beforscht werden, also um das Wie. Theoretische Rahmungen dieser Paradigmenwechsel liefern beispielsweise der Konstruktivismus oder die Systemtheorie, indem sie einen Wechsel von der Beobachtung der ersten zur zweiten Ordnung fordert. Auf methodologischer Ebene sieht sich Bohnsack in der Tradition der Ethnomethodologie. So haben Ethnomethodologen in Anschluss an Mannheim nicht nur nach dem Was der beobachteten Realität gefragt, sondern auch nach dem Wie, also nach dem Kontext der Realitätsherstellung (Bohnsack, 2003).⁵ In der Frage nach dem Wie dokumentiert sich nach Bohnsack ein grundlegendes Orientierungsmuster, ein „Habitus“ oder „modus operandi“ (Bohnsack, 2003, S. 561). Bohnsack unterscheidet in Anschluss an Mannheim deshalb zwei Arten von Wissen: das „kommunikative“ und das „konjunktive“ Wissen. Das konjunktive Wissen ist dasjenige, das nicht ohne Weiteres zugänglich ist, da es sich um handlungsleitendes und teilweise inkorporiertes und atheoretisches Wissen handelt. Deshalb ist bei der dokumentarischen Methode immer auch die „Doppelstruktur alltäglicher Erfahrungs- und Begriffsbildung“ (Bohnsack, 2003, S. 561) zu beachten. Denn Handlungen und Äußerungen haben jeweils eine öffentliche und gesellschaftliche sowie eine nicht-öffentliche und milieuspezifische Bedeutung. Das kommunikative Wissen, also das, was gesagt wird, eröffnet jedoch noch keinen Zugang zum milieuspezifischen Wissen oder zum „fallspezifischen Eigensinn“ (Bohnsack, 2003, S. 561). Dieses konjunktive Wissen baut auf Gemeinsamkeiten der Sozialisationsgeschichte oder einem „kollektiven Gedächtnis“ auf und verdichtet sich zu „konjunktiven Erfahrungsräumen“ (Bohnsack, 2003, S. 561). In diesem inkorporier-

4 Siehe dazu auch Bourdieu (Bourdieu, 1998; Bourdieu et al., 2006; Bourdieu, 2006).

5 Siehe dazu auch „Studies in Ethnomethodology“ (Garfinkel, 2008[1967]), insbesondere Kapitel III „common sense knowledge of social structures: the documentary method of interpretation in lay and professional fact finding“.

ten Erfahrungswissen zeigen sich deshalb grundlegende Orientierungsmuster oder ein spezifischer Habitus. Es ist also von hoher Bedeutung, genau darauf zu achten, wie Realität entweder handlungspraktisch (z.B. durch spezifische Verhaltensweisen) oder erlebnismäßig (z.B. durch bestimmte Arten der Erzählung) hergestellt wird.

Die Analyse des Orientierungsrahmens in der dokumentarischen Methode

Kern der dokumentarischen Methode ist also, den immanenten Sinngehalt (das heißt das atheoretische, konjunktive Wissen), also das Was, mithilfe des dokumentarischen Sinngehalts, also des Wie, zu extrahieren und somit eine Beobachtung zweiter Ordnung zu ermöglichen. Diese Differenz findet methodologischen Ausdruck in der formulierenden und der reflektierenden Interpretation: Es wird unterschieden zwischen dem, was wörtlich gesagt wird, und der Art, wie es gesagt wird, also in welchem Rahmen ein Thema behandelt wird (Bohsack et al., 2013b). Die formulierende Interpretation bleibt dementsprechend in der Perspektive der Akteure. Die reflektierende Interpretation hingegen rekonstruiert den dahinterliegenden Orientierungsrahmen bzw. das dahinterliegende Orientierungsmuster.⁶ Es geht im zweiten Schritt um die Herstellung des Dokument sinns, der sich im Prozess konstituiert und an die Handlungspraxis geknüpft ist. Tabelle 4 zeigt die unterschiedlichen Formen des Sinngehalts und deren empirische Erfassbarkeit.

6 Orientierungsmuster sind im Sinne einer Rekonstruktion zweiten Grades dazu da, Motive des Handelns zu extrahieren. Bohnsack bezieht sich auf Alfred Schütz und die Ethnomethodologie, wenn er zwischen zwei Motivarten unterscheidet (Bohsack, 1997b): den „Um-zu-Motiven“ und den „Weil“-Motiven. Die „Um-zu-Motive“ sind institutionalisierte und der Rollentheorie entsprechende „Orientierungsschemata“. Sie stellen eine Bedeutung von Orientierungsmustern dar und haben für Menschen „Entwurfscharakter“ für ihr Handeln, wie ein institutionalisierter Karriereweg (z.B. Ausbildung zum Arzt). Ein Orientierungsrahmen dagegen ist die andere Bedeutung eines Orientierungsmusters. Er baut auf den „Weil-Motiven“ auf. Dazu schreibt Bohnsack mit Rückgriff auf Schütz (1974): „Indessen das Um-Zu-Motiv, ausgehend vom Entwurf, die Konstituierung der Handlung erklärt, erklärt das echte Weil-Motiv aus vorvergangenen Erlebnissen die Konstituierung des Entwurfs selbst.“ (Bohsack, 1997b) Natürlich lassen sich die zwei Motivarten in der Auswertungspraxis nicht trennscharf voneinander unterscheiden. Im vorliegenden Fall interessiert überwiegend die zweite Bedeutung des Orientierungsmusters, also die des Orientierungsrahmens.

Tabelle 4: Ebenen des Sinngehalts in der dokumentarischen Methode⁷

Sinngehalt		Empirische Erfassbarkeit	Interpretationsschritt
Immanenter Sinngehalt	Intentionaler Ausdruckssinn	Nicht erfassbar	-/-
	Objektiver Ausdruckssinn	Thematisch zu identifizieren	Formulierende Interpretation
Dokumentarischer Sinngehalt		Anhand des Herstellungsprozesses zu rekonstruieren	Reflektierende Interpretation

Sequenzanalyse in der dokumentarischen Methode

Der komparativen Analyse der Orientierungsmuster kommt eine zentrale Bedeutung zu, denn diese können erst in einem kontrastiven Verfahren identifiziert werden. Dazu schlägt Bohnsack die komparative Sequenzanalyse vor. Ein sequenzanalytisches Vorgehen bietet sich an, da Bohnsack voraussetzt, dass die Orientierungsrahmen erst sichtbar werden, wenn man ihren Herstellungsprozess rekonstruiert. So geht die dokumentarische Methode davon aus, dass eine Person oder eine Gruppe (bzw. ein bestimmtes Milieu) eine spezifische Problemstellung auf eine bestimmte Art und Weise (in einem gewissen Rahmen) behandelt. Sequenzanalytisch bedeutet das, dass auf einen bestimmten Erzählabschnitt nur ein spezifischer, dem Rahmen entsprechender zweiter Abschnitt folgen kann. Der Orientierungsrahmen (also auch die Bestimmung des dokumentarischen Sinngehalts) wird dann anhand der Rekonstruktion der impliziten Regelhaftigkeit fassbar. Dies wird durch die Sequenzanalyse möglich, da die aufeinanderfolgenden Erzählabschnitte von einer bestimmten Regelhaftigkeit strukturiert werden (Nohl, 2012).

Diese Erzählabschnitte sind den beforschten Personen jedoch lediglich als atheoretisches Wissen verfügbar. Dieses zu explizieren, ist also die Aufgabe des bzw. der Forschenden. Dies geschieht dadurch, dass er bzw. sie die Anschlussäußerungen analysiert und fragt, in welcher Form das Thema weiterbehandelt wird. Dadurch zeichnet sich ein Orientierungsrahmen ab, der über eine Sequenz hinausgeht.

Diese Art der Sequenzanalyse unterscheidet sich von anderen sequenzanalytischen Vorgangsweisen wie der „Objektiven Hermeneutik“ (Oevermann, 2001a;

7 Nohl, 2012, S. 4.

2001b). Die dokumentarische Methode ist zum einen konsequent vergleichend. Es wird also nicht, wie in der Objektiven Hermeneutik, zunächst die singuläre Fallstruktur herausgearbeitet. Zum anderen orientiert sich die Auswahl der Sequenzen in der dokumentarischen Methode an sogenannten „Focussierungsmetaphern“ (Bohnsack, 1993, S. 35), also an Textstellen, in denen verdichtet Narrationen und Sinngebungen vorgenommen werden. Die Auswahl muss deshalb nicht zwingend am Dokumentenanfang erfolgen, wie es in der Objektiven Hermeneutik der Fall ist.

Der permanente Vergleich dient dazu, unterschiedliche Orientierungsrahmen empirisch valider zu erfassen. Denn erst wenn man einen Orientierungsrahmen mit anderen abgleicht, die dieselbe Problemstellung im Interview thematisieren, kann man unterschiedliche Arten der Themenbearbeitung voneinander abgrenzen. Es werden also permanent Erzählabschnitte miteinander verglichen. Ein konsequent vergleichendes Vorgehen lässt deshalb Unterschiede sichtbar werden, die dann möglichst auch noch mehrdimensional ausdifferenziert werden. Dieses Vorgehen schließt an die Idee des „theoretischen Sampling“ sowie der Minimal- und der Maximalkontrastierung an, wie sie die Grounded Theory (Corbin et al., 1990; 2008; Glaser et al., 1967) vertritt. Bohnsack bezeichnet dieses Prinzip als „Kontrast [...] in der Gemeinsamkeit oder [...] Gemeinsamkeit im Kontrast“ (Bohnsack, 1997a, S. 201). Es ist also möglich, Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede innerhalb eines übergreifenden Erfahrungsraumes (z.B. eines Milieus) zu abstrahieren.

Neben der Notwendigkeit des konsequenten Vergleichs, um diverse Orientierungsrahmen zu identifizieren, ist das methodisch kontrollierte Fremdverstehen (Nohl, 2012, S. 7) ein Argument dafür, komparativ vorzugehen. Das bedeutet zu berücksichtigen, dass nicht nur die Beforschten über einen Erfahrungs- und Deutungshorizont verfügen, sondern ebenso diejenigen, die die Daten interpretieren. Ihr Wissen ist also ebenso seinsverbunden wie das Wissen der Akteure. Diese – mit Mannheim formuliert – Standortgebundenheit kann letztlich nur durch methodische Kontrolle relativiert werden. Denn das eigene Alltags- bzw. Vorwissen des Forschenden kommt vor dem Hintergrund anderer empirischer Fälle zum Vorschein. Das einzubeziehen, lässt eine stärkere Reflexion über die eigenen Grundannahmen zu. Der eigene Erfahrungs- und Deutungshorizont wird dadurch zwar nicht suspendiert, aber zumindest relativiert. Die komparative Analyse wird in diesem Zusammenhang als der „Königsweg methodisch kontrollierten Fremdverstehens“ begriffen (Nohl, 2012, S. 7).

Dokumentarische Methode und narrativ fundierte Interviews

Die dokumentarische Methode wird überwiegend zur Analyse von Gruppendiffussionen verwendet. Dies liegt daran, dass nach Mannheim diverse Orientierungsmuster als Kollektivvorstellungen artikuliert und in habitualisierten Handlungspraktiken des Diskurses reproduziert werden (Bohnsack, 1997a). Nichtsdestoweniger wird die dokumentarische Methode zunehmend auch auf andere Quellen angewandt, darunter die Bild- und Videointerpretation, die teilnehmende Beobachtung wie auch die Interviewanalyse (Bohnsack, 1997a; Bohnsack et al., 2013b). Hier sind zunächst keine kollektiven, sondern individuelle Orientierungsmuster repräsentiert, die dann über die Typenbildung zu generalisierten Orientierungsmustern verdichtet werden (Nohl, 2012).⁸ Am ausführlichsten stellt wohl Nohl die Anwendung der dokumentarischen Methode auf Interviews dar (Nohl, 2012). Er betont in Hinblick auf die Interviewführung die Rolle erzählgenerierender Verfahren. Im Prinzip geht es also bei der Interviewführung darum, Einblick in die persönlichen Erfahrungen der Beforschten zu bekommen. Er unterscheidet zwischen zwei grundlegenden Interviewformen, die beide narrative Elemente in sich tragen: leitfadengestützte Interviews und biografische Interviews. Im Gegensatz zu biografischen Interviews geht es bei leitfadengestützten Interviews um thematisch begrenzte Narrationen.

Experteninterviews und Expertenwissen

Nohl (2012) führt als Beispiel für solche leitfadengestützten Interviews unter anderem Experteninterviews an. Da diese Interviews in der vorliegenden Arbeit besonders relevant sind, wird im Folgenden genauer auf diese Art der Interviewführung im Kontext der dokumentarischen Methode eingegangen.

Nohl (2012) betont, dass ein Leitfaden erzählgenerierend eingesetzt werden kann. Er rekurriert auf den Begriff der Experteninterviews nach Meuser und Nagel (1994), die den Begriff von Experten und Expertinnen sehr eng fassen. Ihnen geht es in diesem Kontext nicht um die Person als Ganzes, also um die Analyse individueller oder kollektiver Lebenszusammenhänge, sondern um institutionelle oder organisatorische Aspekte. Der Leitfaden dient insbesondere der Vergleichbarkeit der Expertenaussagen. Bogner und Menz (2005a; 2005b) fassen den Expertenbegriff⁹ wesentlich weiter und unterscheiden drei Arten von Experteninterviews: das explorative, das systematisierende und das theoriegenerierende Interview. Letzteres zielt darauf ab, die „subjektive Dimension“ des Expertenwissens kommunikativ zu erschließen und analytisch zu rekonstruieren.

8 Zu Deutungsmusteranalyse und Interviews siehe auch Ullrich, 1999.

9 Zum Expertenbegriff siehe auch Hitzler, 1994.

„Ausgehend von der Vergleichbarkeit der Expertenäußerungen, die methodisch im Leitfaden und empirisch durch die gemeinsame organisatorisch-institutionelle Anbindung der Experten gesichert ist, wird eine theoretisch gehaltvolle Konzeptualisierung von (*impliziten*) Wissensbeständen, Routinen und Weltbildern angestrebt, welche die Experten in ihrer Tätigkeit entwickeln und die konstitutiv sind für das Funktionieren von sozialen Systemen.“ (Bogner et al., 2005b, S. 38, Hervorhebung der Autorin)

Ziel ist die interpretative Generalisierung einer Typologie, die wiederum theoriegenerierend wirkt. Hier lehnen Bogner und Menz (2005b) sich an die Grundlagen der Grounded Theory an: Das theoretische Sampling und der ständige Vergleich werden als Grundpfeiler der induktiven Theoriebildung begriffen.

Angelehnt an einen wissenssoziologischen Expertenbegriff verstehen Bogner und Menz (2005b) das Expertenwissen als eine analytische Konstruktion. Je nach Erkenntnisinteresse können unterschiedliche Wissensarten aus einem Experteninterview rekonstruiert werden:

„Das theoriegenerierende Experteninterview zielt auf die Erhebung von ‚Deutungswissen‘, also jenen subjektiven Relevanzen, Regeln, Sichtweisen und Interpretationen des Experten, die das Bild vom Expertenwissen als eines heterogenen Konglomerats nahe legen. Mit der Rekonstruktion dieses ‚Deutungswissens‘ betritt man – almodisch formuliert – das Feld der Ideen und Ideologien, der fragmentarischen, inkonsistenten Sinnentwürfe und Erklärungsmuster.“ (Bogner et al., 2005b, S. 44)

Expertewissen als homogener Wissenskörper ist so gesehen analytisch nicht mehr haltbar. Deutungswissen zu rekonstruieren, erfordert deshalb keine scharfe Unterscheidung zwischen dem Wissen eines „Experten“ bzw. einer „Expertin“ und der „Privatperson“. Die Wissensbestände verschwimmen und es zeigt sich über die Analyse, welche Erklärungsmuster herangezogen werden. Nach Bogner und Menz (2005b) sind gerade diejenigen Muster von Interesse, in denen Gemeinplätze und Alltagsweisheiten mobilisiert werden.

Die Auswahl der Expert(inn)en wird in diesem Zusammenhang besonders relevant: Wieso sollte in einem bestimmten Kontext Deutungswissen von Interesse sein? Bogner und Menz antworten darauf, dass diese Art von Wissen in besonderem Ausmaß praxiswirksam ist. Nicht die Exklusivität macht den Experten also interessant, sondern seine Wirkmächtigkeit. Die Handlungsorientierungen der Experten, ihr Wissen und ihre Einschätzungen strukturieren die Handlungsbedingungen anderer Akteure entscheidend mit. Das Expertenwissen weist damit die Dimension sozialer Relevanz auf. Experte wird in diesem Zusammenhang als relationaler Begriff konstruiert, der in Abhängigkeit von der Fragestellung und

dem Untersuchungsfeld zu deuten ist. Zusammenfassend definieren Bogner und Menz den Begriff des Experten folgendermaßen:

„Der Experte verfügt über technisches, Prozess- und Deutungswissen, das sich auf sein spezifisches professionelles oder berufliches Handlungsfeld bezieht. Insofern besteht das Expertenwissen nicht allein aus systematisiertem, reflexiv zugänglichem Fach- oder Sonderwissen, sondern es weist zu großen Teilen den Charakter von Praxis- oder Handlungswissen auf, in das verschiedene und durchaus disparate Handlungmaximen und individuelle Entscheidungsregeln, kollektive Orientierungen und soziale Deutungsmuster einfließen. Das Wissen des Experten, seine Handlungsorientierungen, Relevanzen usw. weisen zudem – und das ist entscheidend – die Chance auf, in der Praxis in einem bestimmten organisationalen Funktionskontext hegemonial zu werden, d.h., der Experte besitzt die Möglichkeit zur (zumindest partiellen) Durchsetzung seiner Orientierungen. Indem das Wissen des Experten praxiswirksam wird, strukturiert es die Handlungsbedingungen anderer Akteure in seinem Aktionsfeld in relevanter Weise mit.“ (Bogner et al., 2005b, S. 46)

In der vorliegenden Arbeit wird ein nach Bogner und Menz wissenssoziologischer Expertenbegriff angestrebt. Es geht um eine Form eines theoriegenerierenden narrativen Interviews, das nicht nur Fach- und Sonderwissen erhebt, sondern auch Deutungswissen und kollektive Orientierungen.

Auswertung narrativ fundierter Interviews

Im Gegensatz zur Analyse von Gruppendiskussionen zielt die Analyse narrativ fundierter Interviews nach der dokumentarischen Methode weniger auf die Rekonstruktion der Formalstruktur von Diskursen ab. Vielmehr geht es vorrangig um die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Ebenen der Darstellung innerhalb der Interviews (Bohnsack, 1997a). Die These ist, dass konjunktives bzw. atheoretisches Wissen in narrativen Passagen des Interviews verfügbar ist. Denn gerade Erzählungen liegen nahe der Erfahrung und der erlebten Handlungspraxis, wohingegen Interviewpartner in argumentativen Textstellen überwiegend zur Explikation bestimmter Problemfelder „gedrängt“ (Nohl, 2012, S. 16) werden. Letztere Fassung würde die Interviews laut Nohl auf die Ebene des theoretisch-expliziten Wissens reduzieren. Wie jedoch eingehend beschrieben wurde, geht die dokumentarische Methode davon aus, dass Orientierungsmuster sich überwiegend auf der atheoretischen Ebene manifestieren und den Akteuren nicht reflexiv zugänglich ist. Die Analyse narrativ fundierter Interviews im Kontext der dokumentarischen Methode weist durchaus Parallelen zu Elementen der Grounded Theory (Glaser et al., 1967) und der Narrationsanalyse (Schütze, 1983) auf.

In Anlehnung an die Narrationsanalyse werden die Interviewtexte in der dokumentarischen Methode in unterschiedliche Textsorten unterteilt: 1. Erzählung; 2. Beschreibung; 3. Argumentation; 4. Bewertung. Erzählungen sind dadurch charakterisiert, dass der Informant bzw. die Informantin ein Ereignis darstellt, das einen Anfang und ein Ende hat, also zeitlich begrenzt ist. Beschreibungen erläutern wiederkehrende Handlungsabläufe, die bspw. durch die Wörter „immer“ oder „öfters“ markiert werden. Argumentationen enthalten (alltags-)theoretische Zusammenfassungen zu Motiven oder Gründen eigenen oder fremden Handelns. Sie sind in der Regel durch Prädikate mit behauptender oder begründender Funktion gekennzeichnet. Bewertungen sind eng mit den Argumentationen verknüpft und bewerten in der Regel die argumentativen Textsorten (Nohl, 2012, S. 21). Während biografische Interviews stärker an erzählgenerierende Fragen anknüpfen, sind insbesondere bei leitfadengestützten Interviews narrative (Nach-)Fragen zu stellen und es ist zwischen argumentativen Stellungnahmen und Erzählungen zu unterscheiden. Die Auswertungsschritte sind in Tabelle 5 zusammengefasst:

Tabelle 5: Stufen der dokumentarischen Interpretation von Interviews¹⁰

Stufen	Zwischenstufen
Formulierende Interpretation	Thematischer Verlauf und Auswahl zu transkribierender Interviewabschnitte
	Formulierende Feininterpretation eines Interviewabschnitts
Reflektierende Interpretation	Formale Interpretation mit Textsortentrennung
	Semantische Interpretation mit komparativer Sequenzanalyse
Typenbildung	Sinngenetische Typenbildung
	Soziogenetische Typenbildung

Die formulierende Feininterpretation

Die formulierende Feininterpretation schließt an die Prämisse an, als Erstes nachzuvollziehen, *was* im Text gesagt wird. Prinzipiell muss ein Interview nicht vollständig transkribiert werden. Es ist ausreichend, zunächst die thematischen Verläufe eines Interviews darzulegen und Themen zu identifizieren, die für die

10 Nohl, 2012, S. 39.

Auswertung besonders relevant sind. Nohl (2012, S. 40) legt folgende Kriterien zur Identifizierung von entsprechenden Interviewpassagen fest:

- 1) Themen, die grundlegend im Erkenntnisinteresse der Forschenden liegen.
- 2) Themen, zu denen sich Informant(inn)en besonders ausführlich und engagiert äußern. Diese Textstellen, die Bohnsack auch als „Focussierungsmetaphern“ bezeichnet, sind besonders relevant, weil sie die Offenheit des Prozesses gewährleisten und die Einschätzung des Forschenden ggf. korrigieren können. In Interviews zeichnen sich Focussierungsmetaphern durch eine hohe narrative Dichte und einen hohen Detaillierungsgrad aus (Bohnack, 2013, S. 250).
- 3) Themen, die parallel in verschiedenen Interviews behandelt werden.

In der formulierenden Feininterpretation des Abschnittes werden die ausgewählten Textteile paraphrasiert. Diese Themen werden zusammengefasst und in Ober- und Unterthemen unterteilt. Ziel dieser Feininterpretation ist vor allem, sich „dem Text gegenüber fremd zu machen“ (Nohl, 2012, S. 41). Der thematische Gehalt des Textes soll dementsprechend nicht als selbstverständlich betrachtet werden, sondern als interpretationsbedürftig.

Die reflektierende Interpretation

In der reflektierenden Interpretation werden zunächst die Interviewabschnitte oben genannten Charakteristika (Erzählung, Beschreibung, Argumentation und Bewertung) zugewiesen und dem konjunktiven Erfahrungswissen der Akteure zugeordnet. Erzählungen zeichnen sich durch ihre „Zugzwänge“ aus, die entstehen, weil die Hintergründe eines Ereignisses oder auch ungewöhnliche Handlungen gerechtfertigt werden müssen (Nohl, 2012). Die „Stegreiferzählung“ (Nohl, 2012, S. 23) wird als besonders aussagekräftig für die Rekonstruktion von Orientierungsmustern gesehen, da sie einen besonders guten Einblick in den Erfahrungshorizont der Befragten gibt. Denn atheoretisches, internalisiertes Wissen kommt insbesondere durch Beschreibungen und Erzählungen zum Vorschein. Im Gegensatz dazu wird theoretisches oder kommunikatives Wissen in der Regel durch Argumentationen und Bewertungen zum Ausdruck gebracht. Es basiert meist auf Motiven des Handelns. Aufgrund einer gegenseitigen Motivunterstellung kommen dadurch meist gesellschaftlich institutionalisierte Aussagen zum Tragen, die gegenüber dem/der Interviewer(in) plausibilisiert werden sollen. Da Interviewte und Interviewer(in) meist unterschiedlichen Milieus angehören, sind solche Plausibilisierungen also als gesellschaftlich objektiviert – also als allgemein anerkannt – anzusehen und weniger als Ausdruck des eigenen Erfahrungs-

hintergrundes zu werten (Nohl, 2012). Dies markiert einen entscheidenden Unterschied zu rekonstruktiven sequenzanalytischen Verfahren. So betont Ullrich (1999), dass gerade der Erklärungzwang und die Rechtfertigung, die auf provozierende Fragen folgt es ermöglichen, Deutungsmuster der Interviewten zu identifizieren. Auch Nohl (2012) räumt ein, dass theoretische Textsorten für die Auswertung nicht „wertlos“ seien (Nohl, 2012, S. 44). Denn wie eine Person ihre Handlungsweisen rechtfertigt und bewertet, gibt Einblick in den Orientierungsrahmen, in dem sie Themen und Problemstellungen bearbeitet. Diese Perspektive spielt in der vorliegenden Arbeit eine besondere Rolle. Die Frage, in welcher Weise Soziolog(inn)en ihren Orientierungsrahmen rechtfertigen, ist sehr bedeutsam. Letztlich ist anzumerken, dass die Unterscheidung zwischen atheoretischem und theoretischem Wissen überwiegend eine analytische ist. In der Praxis lassen sich atheoretisches und theoretisches Wissen schwer voneinander trennen, da sie stark ineinander verschränkt sind.

Die semantische Analyse der Interviews erfolgt dann sequenzanalytisch nach Prinzipien des ständigen Vergleichs. In der semantischen Analyse geht es darum, übergeordnete Prinzipien und Orientierungsrahmen innerhalb der Interviews zu identifizieren, die vom subjektiv gemeinten Sinn der Interviewten zu unterscheiden sind. Es geht also, wie bereits erläutert, nicht um die Frage, was die Beteiligten äußern, sondern darum, wie sie es äußern. Folglich werden die Textsequenzen, die in der formulierenden Interpretation identifiziert wurden, auf ihre implizite Regelhaftigkeit überprüft. Diese Regelhaftigkeit wird rekonstruiert, indem untersucht wird, innerhalb welchen Rahmens Themen über mehrere Handlungen hinweg bearbeitet werden. Wichtig ist in diesem Kontext einerseits, gedankenexperimentell Äußerungen anzuschließen, die ebenso möglich wären. Andererseits werden Textsequenzen aus anderen Interviews konsequent danebengelegt, um eine Kontrastfolie zu schaffen. Um den minimalen Kontrast ausfindig zu machen, werden Äußerungen in weiteren Fällen gesucht, die homolog zum ersten Fall sind. Dies ermöglicht es, Fälle zu finden, in denen eine Problematik strukturgeleich bearbeitet wird. Um diese identifizieren zu können, werden deshalb maximal kontrastierende Fälle in die Auswertung einbezogen. Hier wird wiederum rekonstruiert, wie ein Thema auf eine völlig andere Art und Weise bearbeitet wird (Nohl, 2012).

Die Typenbildung

Auf Basis der Sequenzanalyse werden dann Typen gebildet. Die dokumentarische Methode unterscheidet grundlegend zwei Arten von Typenbildung: die sinngenetische und die soziogenetische. Erstere zielt darauf ab, die unterschiedlichen Orientierungsrahmen zu identifizieren, in denen die erforschten Personen

ihre Themen behandeln. Sie sagt jedoch nichts über die sozialen Zusammenhänge und Konstellationen aus. Die soziogenetische Typenbildung soll ergänzend der Frage nach den sozialen Zusammenhängen und der Genese eines Orientierungsrahmens nachgehen und generalisierbare Aussagen ermöglichen (Bohn-sack, 2013, S. 248).

3.1.3 Zwischenfazit

Die Auswahl der Methode für die Untersuchung von Grenzziehungen von Soziologinnen und Soziologen orientiert sich an den in Kapitel 2 abgeleiteten theoretischen und methodologischen Konsequenzen. Zunächst ist es wichtig, ein Verfahren zu wählen, das einerseits offen ist in der Wahl der Analysekategorien und des Analyseprozesses. Außerdem soll es gewährleisten, dass die Forschende sich den erhobenen Daten gegenüber fremd machen kann. Die Offenheit im Vorgehen ist von besonderer Relevanz, damit man keine vorab gefertigten Begriffe von Soziologie oder Gesellschaft an die Interviewpartner anlegt und sich in dieser Hinsicht eine epistemologische und begriffliche Offenheit bewahrt. Das Sich-fremd-Machen gegenüber dem Material ist hier von besonderer Bedeutung, weil die Untersuchende selbst Soziologin ist und die Gefahr besteht, dass eigene Vorannahmen und ein spezifisches Soziologieverständnis Eingang in die Analyse finden.

Die Grounded Theory plädiert in diesem Zusammenhang für folgende Schritte:

- „Distance [yourself] from the technical literature and personal experience that might block the ability to see new possibilities in data
- Avoid standard ways of thinking about phenomena
- Stimulate the inductive process
- [Do n]ot take anything for granted [...]“ (Corbin et al., 2008, S 67)

Die dokumentarische Methode offeriert ein detailliertes Auswertungsschema in Form der formulierenden und der reflektierenden Interpretation, um den Effekt des Sich-fremd-Machens herzustellen.

Auch plädiert die Grounded Theory wie die Orientierungsmusteranalyse dafür, ständig vergleichend vorzugehen. Textabschnitte werden also nicht, wie in anderen sequenzanalytischen Verfahren, nach den Prinzipien der Einzelfallrekonstruktion ausgewertet. Vielmehr sollen kollektive Orientierungen herausgearbeitet werden. Beide Verfahren werden in gruppenanalytischen Sitzungen angewandt, um eine einzelne subjektive Meinung der kollektiven Intelligenz der

Gruppe gegenüberzustellen und mehrere Interpretationen eines Textabschnitts zuzulassen. Beide Verfahren zielen auf die Bildung von Typen ab.

Es ist sinnvoll, die beiden Verfahren miteinander zu kombinieren. Obwohl sie unterschiedliche epistemologische Grundannahmen haben, sind sie aufgrund der oben aufgezeigten Gemeinsamkeiten gut zu vereinen und kompatibel. Die Grounded Theory bietet über das theoretische Sampling eine Möglichkeit, die Fallauswahl theoretisch zu reflektieren. Das ist in Hinblick auf die Soziologie als fragmentiertes Feld besonders wichtig und geschieht im folgenden Kapitel. Obwohl die Grounded Theory auch an der Rolle von Sprache interessiert ist, bietet die Orientierungsmusteranalyse in Hinblick auf die Analyse der Interviews eine Methode (und nicht nur eine Methodologie) an. Zudem ist es ihr Ziel, Sinnkonstruktionen in Form diverser Orientierungsmuster zu destillieren. Die Grounded Theory ist durch ihre pragmatistische Fundierung stärker an der Rolle von Handlung als an der von Wissen interessiert. Was in dieser Arbeit jedoch besonderes Augenmerk verdient, ist gerade die Rolle von Semantik und Rhetorik in Hinblick auf Grenzziehungen. Denn aus den narrativen Experteninterviews, die mit Soziologinnen und Soziologen geführt wurden, lassen sich implizite wie explizite Erklärungsmuster und Sinnkonstruktionen ableiten. Diese sagen jedoch zunächst wenig über die Handlungsmuster der Interviewten aus.

In Anlehnung an einen wissenssoziologischen Expertenbegriff war bei den Interviews mit Soziologinnen und Soziologen nicht nur Sonderwissen oder institutionelles Wissen von Bedeutung, und entsprechend wurden sie auch geführt: Der Experte bzw. die Expertin als Person mit Deutungs- und Hoheitswissen spielte im Ganzen eine Rolle. In diesem Zusammenhang waren – entgegen der gängigen Meinung der Orientierungsmusteranalyse – nicht nur Aussagen relevant, die Ausdruck atheoretischen Wissens waren, sondern ebenso das theoretische Wissen der Akteure. Denn sich gerade als Soziologin oder Soziologe einer Soziologin gegenüber zu positionieren, macht es unvermeidbar und erhellend, im Sinne eines Fachdiskurses theoretisches Wissen einzusetzen. Die Frage, welche Art von theoretischer Positionierung das ist, also das Wie, sagte mindestens ebenso viel über Grenzziehungen aus wie die Mobilisierung atheistischen Wissens. Denn entgegen der Annahme der dokumentarischen Methode, dass theoretisches Wissen letztlich nur eine allgemein geteilte Ausprägung annehmen kann, wird hier die These aufgestellt, dass auch der Einsatz theoretischen Wissens – zumindest in diesem Untersuchungskontext – von Differenzierungen und unterschiedlichen Sinnkonstruktionen geprägt ist.

3.2 ENTWURF EINES EMPIRISCHEN ZUGANGS ZUR UNTERSUCHUNG DER SOZIOLOGIE

3.2.1 Das theoretische Sampling

Zur Grundlegung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie gehört auch, einen adäquaten Analysezugang zu entwickeln. Das Sampling stellt uns vor besondere Herausforderungen, besonders in Hinblick auf den fragmentierten Charakter der Soziologie.

Im Folgenden wird das theoretische Sampling für die Soziologie erläutert. Zunächst erfolgt die Festlegung, dass insbesondere die Art von Soziologie für die Untersuchung interessant ist, die in akademischen Kontexten erzeugt wird, also disziplinäres Wissen und nicht Wissen, das in Think Tanks oder Beratungseinrichtungen entstanden ist. Disziplinen zeichnen sich nach Stichweh (1994) dadurch aus, dass sie

„1) ‚typischerweise‘ über einen hinreichend homogenen Kommunikationszusammenhang von Forschern [verfügen] – eine ‚scientific community‘; 2) [über] einen Korpus wissenschaftlichen Wissens, der in Lehrbüchern repräsentiert ist [...]; 3.) eine Mehrzahl je gegenwärtig problematischer Fragestellungen; 4) einen ‚set‘ von Forschungsmethoden und paradigmatischen Problemlösungen; 5) eine disziplinspezifische Karrierestruktur und institutionalisierte Sozialisationsprozesse, die der Selektion und ‚Indoktrination‘ des Nachwuchses dienen.“ (Stichweh, 1994, S. 17)

Diese Art von Wissen, die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und das Schaffen eines lehrbaren Korpus wissenschaftlichen Wissens wird in der Regeln in akademischen Institutionen erzeugt, das bedeutet im deutschen Fall in Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Die Sampleauswahl orientierte sich dementsprechend an Personen, die in diesen Organisationen tätig waren.

Nach welchen Kriterien diese Personen jedoch ausgewählt wurden, wird im weiteren Verlauf geklärt. Es soll zunächst darum gehen, die Charakteristika der Soziologie als Disziplin zu ermitteln. Dazu werden – in Anlehnung an die Grounded Theory – theoretische Ansätze und empirische Befunde als „sensibilisierende Konzepte“ (Kelle, 2011, S. 251) für die Fallauswahl herangezogen. So wurden neben theoretischen Aspekten auch verfügbare Daten über die deutsche Soziologie und explorative Interviews zurate gezogen. In einem zweiten Schritt werden unterschiedliche Analysedimensionen für das theoretische Sampling abgeleitet, die eine Fallauswahl und -kontrastierung erlauben.

Die Soziologie – Eine endlose Karawanserei?

Bereits die Definition des Fachs Soziologie ist eine Herausforderung für die Operationalisierung der Soziologie in Deutschland. Wer oder was ist Soziologie? Wer gehört dazu, wer nicht? Die Soziologie ist eine hoch ausdifferenzierte und in sich wenig kohärente Disziplin (Whitley, 1984b; Lammers, 1974; Abbott, 2001; Klein, 1996). Wie generalisierungsfähig also sind Aussagen über die Soziologie? Andrew Abbott hebt in seinem Werk „The Chaos of Disciplines“ den heterogenen Charakter der Soziologie hervor. Die Soziologie besteht aus einer Vielzahl unterschiedlicher Fachgebiete und Theorieströmungen:

„The discipline is rather like a caravansary on the Silk Road, filled with all sorts and types of people and beset by bandit gangs of positivists, feminists, interactionists, and Marxists, and even by some larger, far-off states like Economics and the Humanities, all of whom are bent on reducing the place to vassalage. The inhabitants put up with occasional rule by these gangs and pay them tribute when necessary, but when somebody more interesting comes along, they throw off the current overlords with little regret.“ (Abbott, 2001, S. 6)

Den interstitiellen und synthetischen Charakter der Soziologie hebt auch Julie Thompson Klein (1996) hervor. Die Identität der Soziologie sei synthetisch, da die Soziologie sich durch eine Offenheit gegenüber Ideen anderer Disziplinen und durch einen relativ losen Interessenzusammenhang auszeichne. Darüber hinaus sei sie interstitiell, sie versuche also entstehende Lücken mit anderen Sozialwissenschaften „aufzufüllen“ (Klein, 1996). All dies führe zu verschwommenen Außengrenzen und zu einer eher (zwangsläufig) interdisziplinären Praxis der Soziologie. Was also Soziologie ist und wann sie ihre Grenzen erreicht, wann etwas in den Wissenskanon der Soziologie aufgenommen wird, ist als wenig definiert anzusehen.

Dies stellt die Bündelung der Soziologie in Kategorien vor Herausforderungen. Gesucht sind Strukturierungsmomente der Soziologie, die sich über unterschiedliche Kontexte als stabil erweisen, sowie maximale Unterschiede innerhalb der Disziplin, anhand derer unterschiedliche Definitionen dessen, was Soziologie ausmacht, verhandelt werden.

Für eine theoretische Unterscheidung unterschiedlicher Analyseebenen macht Kaldewey (2013) folgenden Vorschlag:

Tabelle 6: Dimensionen eines integrativen Wissenschaftsbegriffs¹¹

Semantische Ebene der Wissenschaft	Differenzierung von Diskursen, z.B.: Methodendiskurse Theoriediskurse Autonomiediskurse Praxisdiskurse
Operative Ebene der Wissenschaft	Differenzierung von Subsystemen, z.B.: Forschergruppen Disziplinäre Gemeinschaften Epistemische Kulturen Netzwerke, Kollektive, Hybride etc.
Organisationale Ebene der Wissenschaft	Differenzierung von Organisationen, z.B.: Universitäten Akademien Forschungsinstitute Zeitschriften, Verlage

Diese differenzierungstheoretisch inspirierten Dimensionen lassen sich für die vorliegende Arbeit übersetzen in: 1. Die Ordnung der Soziologie in institutio-nell-organisationale Kontexte; 2. Die Ordnung der Soziologie in Subdisziplinen; 3. Die Ordnung der Soziologie in verschiedene Diskursgemeinschaften.

Diese Ebenen sind zunächst als Heuristiken zu verstehen, die sich in der (Forschungs-)Praxis überschneiden. Dennoch erlauben diese Heuristiken, mögli-che Kategorien der Operationalisierung der Soziologie sinnvoll vorzustrukturie-ren. Im Sinne der Grounded Theory wurde zunächst neben einer theoretischen Sensibilisierung eine empirische Sensibilisierung des Feldes vorgenommen, um die Kategorien aus dem Material zu generieren und um zu prüfen, ob diese in der empirischen Analyse nützlich sind. Die Kategorien lassen sich gut mit der von Kaldewey vorgeschlagenen Heuristik vereinbaren und werden im Folgenden er-läutert.

11 Kaldewey, 2013, S. 152.

Zunächst wird die unterschiedliche institutionell-organisationale Ordnung der Soziologie in den Blick genommen. Ebenso wird geprüft, inwieweit sich diverse Forschungsfelder, also Subdisziplinen, für das theoretische Sampling der Soziologie eignen. Als Letztes wird die Soziologie als Bündelung verschiedener Schulen, also Diskursgemeinschaften, betrachtet. Am Ende des Kapitels wird ein Schema entworfen, das ein Prinzip zeigt, wie die Fälle gemäß dem theoretischen Sampling für die Soziologie ausgewählt werden können.

Ordnung der Soziologie nach institutionell-organisationalen Kontexten

Hilfreich für die Auswahl der Untersuchungseinheiten innerhalb des soziologischen Feldes in Deutschland ist das Forschungsrating für Soziologie, das der Wissenschaftsrat zwischen den Jahren 2004 und 2007 durchgeführt hat (Wissenschaftsrat, 2008b; 2008a; Neidhardt, 2006). Das Rating war eine Pilotstudie, die am Fach Soziologie durchgeführt wurde, um die Forschungsleistungen in Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen „vergleichend zu bewerten, um die Einrichtungen bei strategischen Entscheidungen zu unterstützen und durch mehr Transparenz den Wettbewerb zu fördern“ (Wissenschaftsrat, 2008b, S. 9). Für die Operationalisierung des Fachs wurde eine Bewertungsgruppe eingesetzt, die aus insgesamt 16 Fachvertretern und -vertreterinnen der Soziologie bestand und deren Mitglieder von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und den großen Forschungsorganisationen vorgeschlagen wurden. Die Soziologie wurde auf zwei Ebenen operationalisiert: die Einteilung der Soziologie in Teilbereiche, um das Fach thematisch von anderen Fächern abzugrenzen, und in unterschiedliche Forschungseinheiten, z.B. in organisationale Einheiten (Universitäten, außeruniversitäre Forschungseinrichtungen), in denen soziologische Forschung stattfindet. Diese Orte setzen sich zusammen aus staatlichen und ausgewählten privaten Universitäten sowie von Bund und Ländern gemeinsam geförderten außeruniversitären Forschungseinrichtungen.

Insgesamt reagierten 64 Einrichtungen positiv auf die Anfrage des Wissenschaftsrats und es nahmen 57 Einrichtungen am Rating teil. Interessant ist die hohe interne Fragmentierung der Soziologie auf Ebene der Forschungseinrichtungen. So gab es für Forschungseinrichtungen die Möglichkeit, Subeinheiten festzulegen. Dabei wurden meist sehr kleine Einheiten bestimmt; diese umfassten überwiegend eine Professur und die dazugehörigen Mitarbeiter(innen). Der Wissenschaftsrat erklärte sich diese Differenzierung folgendermaßen: 1. Die Hochschulen würden in der Regel über gewachsene (Instituts- bzw. Seminar-) Strukturen verfügen, die sich an der Lehre orientieren, nicht an der Forschung; eine gemeinsame Identität als Teil einer Einrichtung sei im Fach deshalb häufig

nicht entwickelt. 2. Soziologische Forschung sei nicht selten in mehreren Fakultäten oder Fachbereichen einer Universität angesiedelt, also in verschiedenen disziplinären Kontexten. Von 20 der 54 teilnehmenden Universitäten wurden Einheiten aus zwei oder mehr Fakultäten/Fachbereichen gemeldet. Der Kontakt der soziologischen Professuren untereinander sei auch deshalb häufig locker, die Bereitschaft, gemeinsam eine Forschungseinheit zu bilden, entsprechend gering. 3. Die Mehrzahl der Forschungseinheiten beschäftige sich nach eigenen Angaben nicht nur mit soziologischen Fragestellungen und wende soziologische Methoden an, sondern forsche multidisziplinär. Ein Viertel der teilnehmenden Einheiten schätzte den Anteil der Soziologie an den eigenen Forschungen auf höchstens 50 Prozent. Dies deute darauf hin, dass die Soziologie an ihren breiten Rändern nur unscharf definiert sei, was die Bildung von größeren Forschungseinheiten erschwert haben dürfte. 4. Außerdem hätten bei der Bestimmung der Forschungseinheiten mit Blick auf die vorgestellten Evaluationsergebnisse auch tak-tische Überlegungen eine Rolle gespielt (Wissenschaftsrat, 2008b, S. 18).

Wie das Forschingsrating für Soziologie zeigt, ist die Identifikation mit den übergeordneten Forschungseinheiten gering – das wird an der hohen Anzahl extrem kleiner Forschungseinheiten deutlich, die genannt wurden. Die Soziologie kann demnach als eine stark individualisierte und hoch fragmentierte Disziplin bezeichnet werden, in der jeder sein eigenes Süppchen kocht. Auch im Zuge der Erhebung zeigte sich, dass die Interviewpartner sich in der Regel nicht ausschließlich mit einer einzigen Forschungseinrichtung identifizierten. Zudem zeichneten sie sich aufgrund befristeter Stellen und bestimmter Karrierevorstellungen durch eine relativ hohe Mobilität aus und wurden deshalb meist in mehreren Einrichtungen beruflich sozialisiert. Die institutionelle Verortung wurde in einigen Interviews durchaus thematisiert, insbesondere, wenn es sich um eine langjährige Zugehörigkeit zu einem Institut oder einer außeruniversitären Forschungseinrichtung handelte. Dennoch erschien es für eine Kontrastierung nicht sinnvoll, die Fälle ausschließlich anhand ortsgebundener Kategorien zu differenzieren, wenngleich sie in der Analyse Berücksichtigung fanden. Eine solche Differenzierung war dann von besonderem Interesse, wenn sie von den Interviewten selbst benannt wurde.

Diese Befunde entsprechen im Wesentlichen auch Aussagen der Organisations- und Professionssoziologie, die wissenschaftliche Organisationen als „specific organizations“ bezeichnen (Musselin, 2007). Professionen zeichnen sich durch relativ hohe Freiheitsgrade aus und sind nicht immer mit Organisationszielen kongruent. Im klassischen Sinn sind Professionen „sich selbst verwaltende, in Berufsausbildung und Berufsausübung relativ autonome, durch kollegiale Binnenkontrolle geprägte, korporative Gebilde“ (Pfadenhauer et al., 2010,

S. 364), ihre Aktivitäten sind „legitimately guided by external interests, values, norms and standards, rather than by an internally generated organizational policy“ (Brunsson et al., 2000, S. 734). In diesem Sinn sind wissenschaftliche Organisationen als „incomplete“ (Brunsson et al., 2000, S. 734), also unvollständig zu begreifen.

Ordnung der Soziologie nach Subdisziplinen

Die Wissenschaftsforschung geht von der Annahme aus, dass sich die moderne Wissenschaft zunehmend spezialisiert: „Specialization is a hallmark of modern science.“ (Chubin, 1976, S. 448) Dies zeigt sich zunächst in der Ausbildung diverser Disziplinen und in einem weiteren Schritt in der Ausbildung unterschiedlicher Subeinheiten innerhalb der Disziplinen und an deren Rändern. In der Literatur finden sich zahlreiche Bündelungsversuche, die Subeinheiten der Wissenschaften zu fassen und zu charakterisieren suchen. Chubin (1976) sieht den Unterschied zwischen Disziplinen und ihren Subeinheiten darin, dass Disziplinen und ihre Organisation in bürokratischen Strukturen (z.B. akademische Departments) mit dem Training und der Zertifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen beschäftigt sind. Forschung, die den Anforderungen der „Zertifizierung“ der Disziplin entspricht, trägt jedoch selten zum Wissensfortschritt der gesamten Disziplin bei. Vielmehr findet dieser eher in thematischen Subfeldern statt:

„In short, disciplines form the teaching domain of science, while smaller intellectual units (nested within and between disciplines) comprise the research domain. Within the sociology of science, these units have been termed ‚scientific specialties‘.“ (Chubin, 1976, S. 448)

Die Soziologie zeichnet sich durch eine hohe Fragmentierung und somit auch sehr disperse Subfelder aus, die – je nach Ausrichtung – Nähe zu anderen Disziplinen bzw. interdisziplinären Charakter aufweisen.¹² Diese specialties werden als „microenvironments for research“ (Hagstrom, 1970, S. 93) charakterisiert. „A discipline is composed of clusters of specialties that form the microenvironments where research and communication take place.“ (Klein, 1996, S. 42) Die soziale Dimension der microenvironments drückt sich aus in einer gezielten

12 So weisen beispielsweise die Forschungsfelder Bildungs- und Jugendsoziologie eine große Nähe zur Psychologie und Erziehungswissenschaft auf oder die Frauen- und Geschlechterforschung zu den interdisziplinär angelegten Gender Studies, die sich aus Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften zusammensetzen.

Kommunikation mit einer Gruppe von Individuen, die in der Regel kleiner ist als eine Disziplin. Sie streben innerhalb einer Disziplin Status sowie Ressourcen im Feld an und besetzen wichtige Positionen in professionellen Vereinigungen, Journals und Graduiertenprogrammen (Klein, 1996). Innovationen oder Veränderungen werden meist durch Akteure angeregt, die neu in die Subdisziplin eintreten. So zeichnet sich ein neues Subfeld auch durch die Fluidität ihrer Mitglieder aus bzw. Mitglieder einer Disziplin können auch in mehreren Subdisziplinen präsent sein (Klein, 1996). Aus systemtheoretischer Sicht sind solche Subeinheiten in Spezialgebiete oder Problemfelder als fortschreitender Prozess der Differenzierung innerhalb der Disziplinen zu begreifen (Stichweh, 1994). Diese Spezialgebiete siedeln sich entweder innerhalb oder zwischen Disziplinen an. Sie sind in Anlehnung an Polanyi gemäß einem „Fischschuppenmodell[...]“ (Stichweh, 1994, S. 40) zu verstehen, denn sie decken unterschiedliche Problemfelder ab und überlappen einander.

Nichtsdestoweniger sind Definitionen und Formen der Erfassung von „specialisms“ relativ dispers und variabel.¹³ Klassifikationen finden auf struktureller Ebene statt, beispielsweise mithilfe bibliometrischer Analysen: Die Anzahl der Publikationen in einem bestimmten Fachgebiet gibt Aufschluss über die Entwicklung einer Subdisziplin, und Zitationen werden als formale Manifestationen der Kommunikation zwischen zwei Wissenschaftlern angesehen (Solla Price, D. J., de, 1965). Insbesondere Co-Zitationen weisen auf einen zunehmend kohärenten Wissenskanon hin (Chubin, 1976). Mit der Formierung von Subfeldern ist deshalb immer auch eine Verdichtung der Kommunikation verbunden. Mullins und Mullins (1973) stellen drei Stufen der Gruppenentwicklung fest: Gruppen bis zu 40 Personen in einem Netzwerk, 7 bis 25 in einem Cluster und 20 bis 100 in einer Subdisziplin.

Kadushin (1966; 1968) bezeichnet eine solche Verdichtung als „social circles“. Die Enden dieser Kreise sind lose und schwer definierbar. Jedes Mitglied ist sich in der Regel mancher, jedoch nicht aller Mitglieder bewusst. Meist sind diese auch noch räumlich getrennt und standen oft noch nie in persönlichem Kontakt. Der indirekte Kontakt ist ein wichtiger Aspekt sozialer Kreise. Sie haben auch keine formale Führungsposition, allerdings existieren in den Kreisen zentrale Personen (Crane, 1972). Diese bezeichnet Crane (1972) als „invisible colleges“. Sie sind hilfreich für die Herstellung einer Gruppensolidarität und ei-

13 Für einen Überblick siehe beispielsweise Chubin, 1976 oder Becher et al., 2001, S. 58 ff.

ner gemeinsamen Moral, die laut Crane die Mitglieder der Zirkel motiviert (Crane, 1972, S. 138 f.).¹⁴

Dieser kurze Einblick in theoretische Konzepte, die specialisms oder Subdisziplinen spezifizieren, macht deutlich, dass Subdisziplinen zwar einen wichtigen Teil disziplinärer Entwicklung darstellen, jedoch schwer empirisch zu operationalisieren sind, weil sie so dispers sind und sich an den Rändern teilweise überlappen. Auch in der Empirie zeigte sich, dass eine Einteilung der Soziologie in Subdisziplinen schwierig ist. Als Veranschaulichung soll zunächst wieder das Forschungsrating der Soziologie heranzogen werden: Hier wurden insgesamt 25 Subeinheiten für die Soziologie definiert, welche sich im Großen und Ganzen an den Sektionen der DGS orientieren. Auch diese Differenzierung ist auf empirischer Ebene sehr problematisch. So waren die ersten Interviews wenig erfolgversprechend. Die meisten Interviewten rechneten sich unterschiedlichen Forschungsfeldern zu (so lag meist der Schwerpunkt auf einer oder mehreren Methoden, unterschiedlichen Theorierichtungen und Themen), manche stellten gar keinen Zusammenhang zu den Sektionen der DGS her, da sie nicht in der DGS aktiv waren. Besonders schwierig war die Zuordnung zu Subdisziplinen, wenn es beispielsweise einen Wechsel an einen anderen Lehrstuhl oder einen personellen Wechsel in einer Forschungseinheit gegeben hatte, weil Forschende dann entweder selbst ihren Forschungsschwerpunkt oder mit ihrem Professor den Standort ändern. Im Forschungsrating der Soziologie ließ sich zudem nachweisen, dass zwar eine Unterscheidung in unterschiedliche Fachbereiche der Disziplin und die Abgrenzung zu anderen Bereichen – Publizistik und allgemeine Kommunikationsforschung, Sozialgeschichte, pädagogische Sozialkunde, Sozialpsychologie und Sozialpädagogik (Wissenschaftsrat, 2008b) – sinnvoll und vonnöten war, um das Fach Soziologie zu definieren. Jedoch spielte die oben aufgeführte definitorische Zuordnung bei der Darstellung der einzelnen Forschungseinheiten nur noch eine marginale Rolle, da diese sich meist auf organisatorischer Ebene auf vorhandene Bezeichnungen der Lehrstühle und Abteilun-

14 Whitley unterscheidet zwischen „specialities“ und „research areas“ (Whitley, 1976, S. 472). Für ihn unterscheiden sich die beiden darin, dass Mitglieder einer „research area“ über die Spezifizierung bestimmter Problemdefinition und geeigneter Techniken, um diese zu bearbeiten, übereingekommen sind. „Specialities“ hingegen „are focused on explanatory models and definitions of the phenomena under consideration. Membership of specialties implies commitment to particular types of accounts and preferred ways of formulating the underlying object of concern“ (Whitley, 1976, S. 473). Im Gegensatz zu Crane (1972) unterstellt er, dass keiner dieser Typen zwangsläufig einem Solidaritätsmodell unterworfen ist.

gen beriefen. Ebenso sind gerade auf Ebene der unterschiedlichen Fachgebiete die Übergänge zu anderen Disziplinen fließend, etwa zur Pädagogik oder Psychologie. Darauf lässt auch die Aussage des Wissenschaftsrats schließen, die Soziologie sei an ihren Rändern schlecht definiert und ein Teil der in Deutschland praktizierten Soziologie sei interdisziplinär. Dies erschwert eine empirische Auswahl von Soziologinnen und Soziologen, die sich an Forschungsbereichen und Subdisziplinen orientiert. Obwohl die thematische Zuordnung eine Kategorie für die Auswertung darstellt, kam im Verlauf der weiteren empirischen Konzeptionierung die Frage auf, inwieweit subdisziplinäre Ausdifferenzierungen auf der Ebene der Fallkontrastierung als Merkmal der minimalen und maximalen Unterscheidung dienen können.

Die Ordnung der Soziologie in verschiedene Diskursgemeinschaften

Eine weitere Möglichkeit, die soziale Organisation der Wissenschaft zusammenzufassen, ist sie in sogenannte Diskursgemeinschaften einzuteilen. Der Begriff der Diskursgemeinschaften wird in diesem Kontext mit der Entstehung diverser Schulen in Zusammenhang gebracht:

„A school is characterized by the uncritical acceptance on the part of disciples of a leader's idea system. It rejects external influence and validation of its work. By creating a journal of its own, such a group can bypass the criticism of referees from other areas. [...] In extreme cases [...] such groups forgo the attempt to obtain empirical verification for their ideas altogether.“ (Crane, 1972, S. 87 f.)

Mit der Entstehung unterschiedlicher Schulen (die sich in diversen Methoden- oder Theoriediskursen bündeln lassen) ist auch ein jeweils spezifisches Forschungsparadigma verbunden (Crane, 1972; Kuhn, 2003[1962]). Der Unterschied zwischen einer Schule und einer Solidaritätsgruppe ist schwer zu fassen. In beiden Fällen spielt eine starke Leitfigur eine zentrale Rolle. In ihrem Werk „Theories and theory groups in contemporary American Sociology“ erklären Mullins und Mullins (1973) die Emergenz unterschiedlicher Theorien in der Amerikanischen Soziologie. Sie rekurrieren auf vier analytische Ansätze, soziologisches Gedankengut zu bündeln: „core concepts“; „biography“; „intellectual history“ und „schools of theory“ (Tabelle 7).

Tabelle 7: Analytische Ansätze der Bündelung soziologischen Gedankenguts¹⁵

	Ideas	Persons
Unit	Core concepts	Biographies
System	Intellectual history	Schools of social thought

Sie definieren Theorieschulen folgendermaßen:

„[They are] certain similar theories [that] are written in roughly the same period of time by a limited group of authors. [...] Attempts to make sense of these patterns of rising and falling have resulted in the study of social groups or schools of thought. [...] School analysis is largely the product of a socially and psychologically informed philosophy of science which emphasizes the importance of early training and the acquisition of paradigms.“
(Mullins et al., 1973, S. 11)

Wie strategisch wichtig unterschiedliche Schulen für die Entwicklung der Soziologie sind, wird besonders hervorgehoben (Lepenies, 1981c; Mullins et al., 1973). Nach Lepenies (1981a) ist diese Art der Organisation von Soziologie Teil ihrer kognitiven Identität. Diese zeichnet sich durch „soziologische Orientierungen, Paradigmen, Problemstellungen und Forschungswerkzeuge [...]“ (Lepenies, 1981a, S. I) aus. Die kognitive Identität ist immer eng verschränkt mit der sozialen Identität, also jenen „Institutionalisierungsprozesse[n], durch die das Fach versucht [...], sich organisatorisch zu stabilisieren“ (Lepenies, 1981a, S. I). Erst durch eine Stabilisierung ist die historische Nachhaltigkeit gesichert. Eine historische Identität liegt demnach vor, wenn es den Mitgliedern gelingt, „eine disziplinäre Vergangenheit zu rekonstruieren, auf die sich im Prinzip alle Mitglieder der soziologischen Wissenschaftlergemeinschaft berufen“ (Lepenies, 1981a, S. I) können. Die Rolle identitätsstiftender Symbole stellen Becher und Trowler in ihrem Ansatz der „academic tribes and territories“ heraus (Becher et al., 2001). Sie beschreiben in Anlehnung an den Anthropologen Clifford Geertz Disziplinen als einen „academic tribe“, zu dem die Existenz von Idolen (z.B. Max Weber, Karl Marx, Émile Durkheim), Artefakten und eine eigene Sprache als Distinktionsmerkmal gehören. Der professionellen Sprache und der damit verbundenen Literatur räumen sie einen großen Stellenwert bei der Entstehung einer disziplinären Identität ein. Ebenso haben explizit kulturelle Elemente – „their

15 Mullins et al., 1973, S. 7.

traditions, customs and practices, transmitted knowledge, beliefs, morals and rules of conduct, as well as their linguistic and symbolic forms of communication and the meanings they share“ (Becher et al., 2001, S. 24) – eine wichtige integrierende Funktion. Mit diesem ethnologischen Zugang entwerfen Becher und Trowler eine Disziplin als eine Art Stamm, der über eigene Mythen, Bilder anderer Disziplinen (im Sinne von einer Konstruktion der „Anderen“) und eigene Anerkennungs- und Sozialisationsinstanzen verfügt (Becher et al., 2001).

Wer also einer Disziplin angehören möchte, muss sich zunächst im System bewähren und die Identitätsmechanismen dieser Disziplin anerkennen. Hinsichtlich der Bewährungsmechanismen in wissenschaftlichen Feldern argumentiert Bourdieu strukturkonservativ: Die Logik des Feldes, ihre „*illusio*“, entfaltet ihre Wirkung, um die Spiele mitzuspielen und die Kämpfe mit den Waffen auszutragen, die in diesem Feld eine Rolle spielen. Bewaffnen kann man sich mithilfe unterschiedlicher Kapitalarten. Die erste Art des Kapitals beruht laut Bourdieu auf „weltlicher Macht“, also strategisch günstigen Positionen im universitären System. Diese Positionen bestimmen über die Produktion und Reproduktion wissenschaftlicher Stellen. Die zweite Art des Kapitals bezeichnet er als „rein wissenschaftlich“ und verbindet dies mit „persönlichem Prestige“ der Person, das auf der Anerkennung der „*invisible colleges*“ beruht (Bourdieu, 1998). Andererseits ist das Fortkommen in einem Feld abhängig von dem Habitus der Forschenden. Hier spielen natürlich – wie für Bourdieu kennzeichnend – die Dispositionen mit, die die Einzelnen aus ihrer Primärsozialisation mitbringen. Ebenso ist die Sekundärsozialisation (und hier schließt sich der Kreis zu Becher und Trowler) in dem jeweiligen Feld von großer Bedeutung:

„Diejenigen, die fernab des Feldes, dem sie angehören, ihre Einstellungen erworben haben, andere, als sie das Feld erfordert, laufen deshalb Gefahr, immer verspätet, fehl am Platz, am falschen Platz zu sein, sich unwohl in ihrer Haut zu fühlen, gegen die Schwerkraft, gegen die Zeit anrennen zu müssen, mit all den Folgen, die sich wohl lebhaft ausmalen lassen.“ (Bourdieu, 1998, S. 25)

Auch Schulen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie eine Identität der Zugehörigkeit zu einer Diskursgemeinschaft ausbilden, die über eigene Sozialisationsinstanzen verfügt. Szacki (1981) meint, dass als Schule zunächst jede Art von Gruppe von Soziolog(inn)en gelten kann, die zu einem ähnlichen Thema mit einem ähnlichen Zugang innerhalb einer Universität oder eines Instituts arbeiten. Das Kontrastbeispiel hierzu wären aus seiner Sicht sogenannte „nationale“ Schulen, die alle Soziologinnen umfassen, die innerhalb eines determinierten Kulturaums arbeiten (Szacki, 1981). Meist werden Begriffe wie „soziologischer Theo-

rietyl“, „Doktrin“, „Paradigma“ oder „Gesamtsystem“ mit dem Schulenbegriff gleichgestellt. Umso wichtiger ist die Eingrenzung dessen, was als Schule gelten kann und welche Ausprägungen sie findet. Szacki unterscheidet in Zusammenhang mit dem Schulenbegriff der Soziologie drei Arten von Bedeutungsebenen: die institutionelle, die psychologische und die typologische. Die institutionelle Ebene beschreibt „Interessen, Annahmen, Behauptungen usw., die einer gegebenen Gruppe von Wissenschaftlern gemeinsam sind, innerhalb eines institutionellen Rahmens ausgebildet und abgesichert werden“ (Szacki, 1981, S. 18). Auch Krohn und Küppers (1989) zeigen, wie auf institutioneller Ebene eine Art Identitätsbildung stattfinden kann: auf der Ebene der Forschungsgruppen. Sie argumentieren, dass Forschungsabteilungen eigene „Überzeugungen“ (Gruppenmatrix) und Identitäten ausbilden, und benennen vier Ebenen, die Bestandteil einer Gruppenmatrix sind: die kognitive, die soziale, die emotionale und die reflexive Ebene. Weil die Mitglieder einer Forschungsgruppe miteinander interagieren, wird 1. ein gemeinsamer Denkstil ausgebildet (kognitive Ebene); 2. das Gruppenverhalten stabilisiert (soziale Ebene); 3. das Engagement in der Gruppe verstärkt, desto mehr, je deutlicher gemeinsame Normen und Werte geteilt wurden und je reputationsträchtiger die Gruppe von außen erscheint (emotionale Ebene); 4. eine Gruppenidentität ausgebildet, indem ein eigenes Selbst- und Fremdbild entwickelt wird und sich die Gruppe so von anderen Gruppen abgrenzt (reflexive Ebene). Die Gruppe charakterisiert sich demzufolge durch gemeinsame Überzeugungen. Diese sind einerseits theoretischen und methodologischen Charakters. Andererseits zeichnen sie sich aus durch spezifische Annahmen ihrer inner- und außerwissenschaftlichen Relevanz. Sie schaffen Projektpläne, die als koordinierende Instanz dienen (Krohn et al., 1989, S. 34 ff.). Diese Aspekte können dementsprechend auch unter Punkt 2.3.1.2 eine Rolle spielen, wenn sich, wie bereits aufgeführt, die Mitglieder lange genug in einer Forschungsgruppe befinden.

Jedoch ist daran nicht zwingend das Entstehen einer Schule geknüpft. In diesem Sinn führt Szacki (1981) das zweite Kriterium auf, das auf die psychologische Ebene hinweist, also die Ebene des Zusammenhalts einer Gruppe. Hier geht es stärker um die Bedeutung einer Schule als eine Bezugsgruppe, mit der sich unterschiedliche Mitglieder identifizieren, die jedoch als „invisible colleges“ (Crane, 1972, S. 49) nicht persönlich präsent oder einander bekannt sein müssen. Den Identitätscharakter hebt auch Tiryakian (1981) in seiner Analyse der Rolle hervor, die Schulen für die Entstehung der Soziologie spielen. Er versteht unter einer Schule eine „tatsächlich bestehende Gruppe von Intellektuellen, eine kleine Gemeinschaft von Personen, deren Herkunft und Prägung zeitlich und örtlich lokalisierbar sind“ (Tiryakian, 1981, S. 39). Schulen haben in ihrem Entstehungs-

stadium meist religiösen Charakter und ihre Mitglieder haben gewöhnlich intellektuellen Missionswillen. Schulen suchen für ihre Implementierung Wege, innerhalb der Profession anerkannt zu werden. Das bedeutet auch, dass sie institutionelle Standorte und entsprechende Publikationsorgane schaffen oder Lehrbücher verfassen. Meist verkündet ihr Gründer eine grundlegende Auffassung der Wirklichkeit, die die Mitglieder auf ihren Untersuchungsgegenstand anwenden sollen. Im Umkehrschluss tendieren die Mitglieder dazu, diese Grundeinstellungen empirisch abzusichern. Es ist für das Überleben einer Schule deshalb von erheblicher Wichtigkeit, geeignete Popularisierer und Interpreten der „Botschaft“ zu finden und so größeren Einfluss auf die Disziplin auszuüben. In diesem Sinn konstruiert Tirayakian unterschiedliche Rollentypen, die an der Entstehung von Schulen beteiligt sind: einen Führer und dessen Gefolgschaft, eine kleine Anzahl bedeutender Bekehrter, die der gleichen Generation angehören wie ihr Führer. Ebenso muss eine Gruppe jüngerer Schüler entstehen, die von seinem Geist bereits zu einem frühen Zeitpunkt geprägt wurden und später neue Schüler ausbilden können. Sie ziehen ihre Legitimation aus dem Ausbildungsstatus, den sie beim Gründer der Schule erworben haben. Zu einem späteren Zeitpunkt kleiden sie selbst Schlüsselpositionen in anderen Institutionen, werben Forschungsgelder ein oder besetzen Ämter bei Berufsverbänden. Eine weitere Rolle kann in der des „Helfers“ bestehen. Ein Helfer ist ein treuer Fußsoldat, der der Schule eine Bühne zur Selbstdarstellung bietet. Dies kann ein Zeitschriftenherausgeber, ein Beamter im Staatsdienst oder der Geschäftsführer einer Stiftung sein (Tiryakian, 1981, S. 45). Ein Patron kann auf die gleiche Weise agieren, indem er der Schule gegenüber positiv eingestellt ist. Erfolgreich ist eine Schule nach Tirayakian, wenn sie sich länger als eine Generation in der Disziplin halten kann. Ebenso bedeutsam ist der dynamische Aspekt einer Schule, also dass sich ihre Denkmuster über die Zeit hinweg verändern können. Diese stark kulturoziologisch geprägte Ansicht der sozialen Organisation einer Schule schließt an die Annahmen von Becher und Trowler (2001) an, wie sie bereits oben skizziert wurden.

Das typologische Verständnis einer Schule hingegen orientiert sich weder an den psychologischen noch an der institutionellen Ebene. Es ordnet Theoriegruppen mit ähnlichen Charakteristika einer Schule zu, die auch mit Begriffen wie „Modellen“, „Perspektiven“, oder „Orientierungen“ umschrieben werden (Szałki, 1981, S. 22).

Wichtig ist bei der Betrachtung von Diskursgemeinschaften als Schulen, dass diese idealtypisch zu verstehen sind, sich nicht zwangsläufig aneinander anschließen und die Soziologie nicht lückenlos abbilden. Im Allgemeinen wird an dem Schulenkonzept kritisiert, dass diese Klassifikationen leicht zu Stereotypi-

sierungen wie „*der* Marxismus“ oder „*der* Funktionalismus“ führen können (Szacki, 1981).

In den explorativen Interviews zeigte sich, dass sich die Interviewpartner besonders auf Diskursgemeinschaften wie Schulen, Denkgemeinschaften, Theoriegruppen bezogen, weshalb sich das theoretische Sampling im weiteren Verlauf der Interviewanalyse insbesondere an der theoretischen wie methodologischen Ausrichtung der Interviewpartner orientiert.

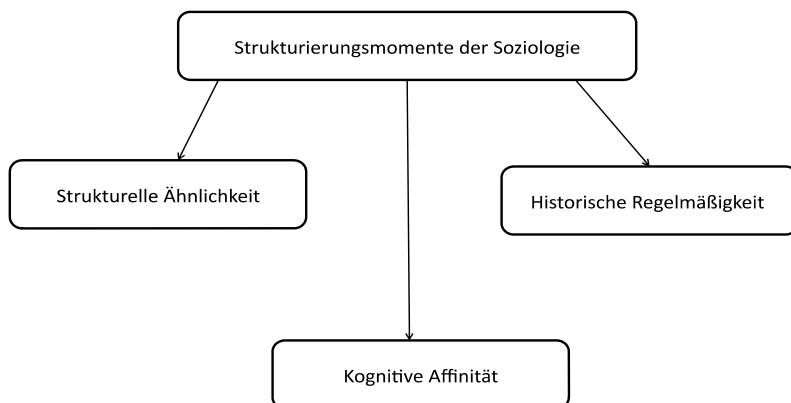
Zwischenfazit

Gesucht sind Strukturierungsmomente der Soziologie, die sich über den organisationalen Kontext wie auch den thematischen Kontext als stabil erweisen und geeignet sind, um eine maximale und minimale Kontrastierung der Fälle herzustellen. Gezeigt wurde, dass Bündelungsversuche hinsichtlich der Darstellung der Soziologie um die Definition von Subeinheiten kreisen, was sich insbesondere aus der fragmentierten Struktur der Disziplin ableitet. Vor allem die deutsche Soziologie wird, im Gegensatz zu anderen nationalen Soziologien wie z.B. der französischen, als besonders dispers beschrieben (Lepenies, 1981c).

Auch die Ergebnisse des Forschungsratings der Soziologie verdeutlichen, dass sich die Disziplin in Deutschland durch eine hohe Fragmentierung auszeichnet. Forschungseinheiten wurden weitestgehend aus einer Professur gebildet, die Kontakte zwischen den Lehrstühlen werden das deutsche System betreffend als relativ gering betrachtet. Die Ergebnisse der ersten explorativen Interviews zeigen, dass zwar die institutionelle Struktur und Anbindung nicht zu vernachlässigen ist, jedoch ebenso die räumliche Mobilität der Soziolog(inn)en eine Rolle spielt.

Zudem ging aus den explorativen Interviews hervor, dass eine Einteilung in Forschungsfelder, die sich an die Sektionen der DGS anlehnt, keine sinnvolle Strukturierung erlaubt. Das ergibt sich daraus, dass sich die Mehrheit der Befragten mehr als einem Forschungsfeld zuordnet und dass im Verlauf der wissenschaftlichen Karriere häufig Wechsel zu anderen Forschungsfeldern vorkommen. Als erfolgversprechend für eine Strukturierung hat sich die kognitive Affinität erwiesen, weil sich Soziolog(inn)en einer bestimmten Denkrichtung zuordneten.

Aus den Ausführungen in den vorhergehenden Kapiteln lassen sich deshalb zunächst drei Kriterien für Strukturierungsmomente in der Soziologie ableiten: die strukturelle Ähnlichkeit, die kognitive Affinität und die historische Regelmäßigkeit (Abbildung 2).

Abbildung 2: Strukturierungsmomente der Soziologie

Die Soziologie erweist sich als strukturell ähnlich beschaffen, da ihre Teilbereiche über übergreifende Merkmale wie einen homogenen Kommunikationszusammenhang zwischen Forschenden sowie ein Korpus wissenschaftlichen Wissens, ein Set an bestimmten Forschungsmethoden und eine disziplinspezifische Karrierestruktur und institutionalisierte Sozialisationsprozesse verfügen (Stichweh, 1994, S. 17). Sie ist in Form diverser Forschungseinrichtungen und -institute langfristig institutionalisiert (Schäfers, 1995; Lepenies, 1981a; 1981b). Dies reicht jedoch zu einer Fallauswahl und Fallkontrastierung nicht aus, sondern bestimmt zunächst die Begrenzung der Soziologie auf einen akademischen Rahmen. Es hat sich in den vorhergehenden Ausführungen gezeigt, dass insbesondere eine kognitive Affinität in Form von Schulen oder Denktraditionen Bindungskräfte entfalten kann. Lepenies (1981a) hat dies mit der kognitiven Identität der Soziologie benannt. Für eine Fallauswahl und Fallkontrastierung muss jedoch im weiteren Verlauf bestimmt werden, welche Art von Schulen, Diskursgemeinschaften oder Denktraditionen sich für die Analyse eignet. Als dritter Punkt soll zudem die historische Regelmäßigkeit hervorgehoben werden. So ist die Analyse einer Debatte besonders dann interessant, wenn sie nicht singulär vorkommt, sondern sich im Verlauf der Zeit wiederholt. Sie hat sich über einen längeren Zeitraum in ihrer Fragestellung als stabil erwiesen und eine „historische Identität“ (Lepenies, 1981a, S. I) entwickelt. Abbott spricht in diesem Zusammenhang von fraktalen Zyklen (Abbott, 2001, S. 22), in denen sich innerdisziplinäre Debatten in unterschiedlichen Generationen zu einem gewissen Grad wiederholen und aufeinander Bezug nehmen. Diese Debatten bilden Dichotomien aus und stehen einander damit gegenüber. Sein Beispiel für eine solche Debatte

ist die zwischen „Social Structure“ und „Culture“ (Abbott, 2001, S. 13). Wie wir bereits in Kapitel 2 sehen konnten, hat auch die Debatte um die Grenzen zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand eine historische Regelmäßigkeit, da sie sich in unterschiedlichen Epochen in diversen Varianten wiederholt und bis zum heutigen Tag nicht abgeschlossen wurde.

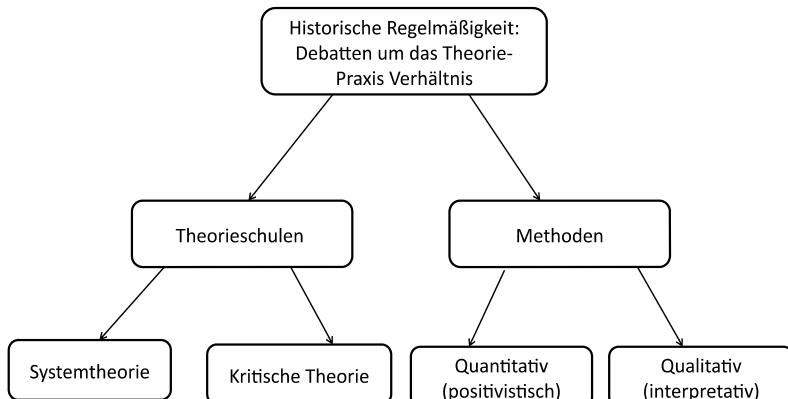
Wie jedoch werden die einzelnen Fälle ausgewählt, in denen sich Soziolog(inn)en zu dem Verhältnis von Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand äußern? Wie bereits beschrieben, erweisen sich Diskursgemeinschaften in diesem Zusammenhang als interessante Alternative, da sie institutionelle, historische und identitäre Aspekte miteinander verbinden. Sie wurden in dem hier vorliegenden Fall als soziologische Schulen, Denk- oder Theorietraditionen spezifiziert. Hier muss vorab konstatiert werden, dass eine solche Unterscheidung zunächst nur heuristisch und idealtypisch vorgenommen werden kann. Nichtsdestoweniger ist der Ansatz fruchtbar, epistemologische Grundorientierungen der Forschenden in Form einer Zuordnung zu Theoriegruppen oder Schulen in die empirische Konzeption der Arbeit aufzunehmen. Diese sind bisweilen, jedoch nicht zwingend mit Orten verknüpft, an denen Soziologie betrieben wird (z.B. Systemtheorie mit der Universität Bielefeld). Dieser Ansatz bietet also einerseits die notwendige Offenheit für die weitere Auswahl von Interviewpartnern, vereint jedoch trotz allem wichtige Aspekte für die weitere Analyse. Eine Form der groben Strukturierung und Kontrastierung unterschiedlicher Schulen in der Soziologie ist zunächst die Unterscheidung zwischen Theorie- und Empirieschulen (Kaldewey, 2013).¹⁶ Abbott dichotomisiert hier einerseits in Methodendiskurse, die er „fractal distinctions“ (Abbott, 2001, S. 10) nennt und die quantitativ oder qualitativ ausgeprägt sind und unterschiedlichen Paradigmen folgen, grob gesagt, dem positivistischen und dem interpretativen Paradigma.¹⁷ In Hinblick auf die Theorieschulen sei auf das historische Kapitel verwiesen, in der sich die kritische Theorie (Habermas) und die Systemtheorie (Luhmann) gegenüberstanden, die beide innerhalb der deutschen Soziologie viel betrieben werden.

16 Kaldewey jedoch nennt diese in Anlehnung an Luhmann Methoden- und Theoriediskurse (Kaldewey, 2013, S. 148).

17 Abbott (2001) hat auch hier berechtigerweise noch einmal differenziert, und zwar in quantitative fractal distinctions, die eher interpretativ und eher positivistisch geprägt sind, und qualitative fractal distinctions, die interpretativ wie auch positivistisch geprägt sein können. Für die Auswahl des Samples sei es jedoch bei der groben Unterscheidung quantitativ und qualitativ belassen, da eine genauere Überprüfung dessen, was die einzelnen Interviewpartner mit den Methoden verbinden, erst durch die Analyse der Interviews zum Vorschein kommt.

Ein theoretisches Sampling kann deshalb folgendermaßen aussehen (Abbildung 3):

Abbildung 3: Theoretisches Sampling der Soziologie



Die Fälle wurden so ausgewählt, dass sie maximal kontrastieren, jedoch innerhalb der Fallauswahl vergleichbar sind. Maximal kontrastierende Fälle im Sinne von Theorieschulen sind auf der einen Seite Repräsentant(inn)en der Systemtheorie, auf der anderen Seite Vertreter(innen) der kritischen Theorie. Hinsichtlich der Methoden wurden einerseits Interviewpartner(innen) ausgewählt, die ein stark quantitatives Paradigma vertreten. Auf der anderen Seite wurden Forschende befragt, die qualitative Forschung betreiben. Natürlich ist klar, dass sich Theorie- wie auch Methodenausrichtung überschneiden können. Es wurde deshalb angestrebt, Personen zu gewinnen, die sich durch eine überwiegende Orientierung in die eine oder die andere Richtung auszeichneten. Um Stereotypisierungen zu vermeiden, wird davon ausgegangen, dass auch innerhalb unterschiedlicher Theorieorientierungen unterschiedliche Ausprägungen bestehen.

3.2.2 Die Datenbasis

Wie bereits in der Grounded Theory konstatiert, bildet das theoretische Sampling eine Orientierung, die die Konversation zwischen Theorie und Empirie anregt. Dennoch kann das theoretische Sampling nur als grobe Richtschnur und nicht als strenges Vorgehen der Auswahl dienen, da es sonst dem Prinzip der Offenheit der Grounded Theory entgegenwirken würde. Zudem gilt auch hier, dass sich kaum eine Soziologin oder ein Soziologe einem einzigen Paradigma zuordnen

lässt, wobei auch hier letztlich wichtig war, wie sich die Interviewpartner(innen) zum Zeitpunkt des Interviews positionierten.

Zudem ist klar, dass bei jeder Erhebung in einem gewissen Maß eine Selbstselektion stattfindet. So konnten eher Personen gewonnen werden, die sich für das Thema der Arbeit interessierten und möglicherweise selbst in der außersozialen Praxis aktiv waren. Forschende, die dieses Thema als Randthema wahrgenommen, waren meist nicht zu einem Interview bereit. Glücklicherweise konnten auch solche Personen gewonnen werden, die dem Thema kritisch gegenüberstanden, weshalb das Sample im Ganzen als ausgewogen gelten kann.

Die Interviews wurden in drei Erhebungswellen geführt. Jede Erhebungswelle wurde dazu genutzt, die empirischen und theoretischen Grundlagen der Arbeit miteinander in Verbindung zu setzen und die Auswahl der Interviewpartner(innen) ggf. zu modifizieren. Ebenso wurden ca. 25 Interviews in zwei Erhebungswellen in den USA, überwiegend in Ivy League-Universitäten, geführt. Diese wurden zwar nicht aktiv in die Analyse eingebunden, da dies den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Sie beeinflussten jedoch das Hintergrundwissen um unterschiedliche nationale Soziologien und Formen der Grenzziehung. Insgesamt wurden sie als Bereicherung empfunden.

Bei der Auswahl der Interviewpartner(innen) wurde darauf geachtet, dass bei diesen bereits eine Hauptsozialisation im Wissenschaftssystem erfolgt war und eine akademische Karriere angestrebt bzw. bereits erreicht wurde. Die Interviews werden also auf der Ebene der Post-Docs, Juniorprofessor(innen) und Professor(innen) angesetzt. Es wurden insgesamt 21 Interviews mit Soziologinnen und Soziologen in Deutschland geführt. Davon hatten 14 Personen eine Professur unterschiedlicher Art inne (Vollprofessur, S-Professur, Juniorprofessur, Fachhochschulprofessur). Fünf Personen waren Senior-Researcher auf Post-Doc-Niveau. Zwei Interviewpartner(innen) befanden sich noch in der Qualifizierungsphase.

Die Interviews dauerten zwischen einer Stunde und eindreiviertel Stunden. Diese Unterschiede in der Dauer ergaben sich zunächst aus den zeitlichen Ressourcen der Interviewpartner(innen). Zudem waren es relativ offen geführte Interviews, in denen der Erzählfluss auch immer von der konkreten Person abhing. Das Hierarchiegefälle zwischen der Interviewenden und den Personen, die interviewt wurden, war meist groß, dennoch war die Gesprächsatmosphäre größtenteils kollegial geprägt. Da die Interviewerin aus der gleichen Disziplin stammte, bewegte sich das Verhältnis eher auf der Ebene der Co-Experten (Bogner et al., 2005b). In manchen Fällen wurde sogar eine Frage an die Interviewerin zurückgegeben, mit der Begründung, dass sie ja die Expertin für das Theorie-Praxis-Verhältnis der Soziologie sei und nicht der bzw. die Befragte. In anderen Inter-

views wurde die Interviewerin zusätzlich als normative Komplizin (Bogner et al., 2005b) in die Sinndeutungen der Interviewpartner einbezogen. In diesen Fällen war es besonders wichtig, die innere Distanz zu dem bzw. der Interviewten zu wahren. Diese Art der Interviews zeichnete sich dadurch aus, dass die Interviewten sich in einer sehr offenen und wenig formellen Sprache äußerten. Die Interviewerin wurde also gleichermaßen als Vertraute angesehen, vor der es keine Sprachetikette zu wahren galt. Dahingegen zeichneten sich andere Interviewpartner genau durch das Gegenteil aus: Namen von Kolleg(inn)en wurden nicht direkt genannt, Meinungen eher zurückhaltend geäußert. Hier wurde der Interviewerin möglicherweise die Rolle einer potenziellen Kritikerin (Bogner et al., 2005b) zugeschrieben. Dennoch wurden fast alle Interviews auf einer freundlichen und offenen Basis geführt.

Zudem spielten Geschlechter- und Altersunterschiede für die Gesprächsführung eine Rolle,¹⁸ wobei der Altersunterschied meist als dominanter wahrgenommen wurde als der Geschlechtsunterschied. So wurde mit Bemerkungen wie „als ich in Ihrem Alter war“ eindeutig auf Vergangenes hingewiesen und durch den Vergleich die Distanz zwischen dem eigenen Lebensabschnitt und dem der Interviewerin deutlich gemacht.

Weil die Interviewten als Soziolog(inn)en einen professionellen Blick auf die Interviews hatten, wurden sogenannte „naive“ Fragen der Interviewerin nicht gleichfalls „naiv“ beantwortet, sondern aus der Perspektive des Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin – es kommt also einmal mehr die Metaperspektive von Soziolog(inn)en auf die Soziologie zum Tragen. Die Metaperspektive bzw. disziplinäre Nähe zu der Interviewerin äußerte sich zudem in Fragen zum Leitfaden oder zur Auswertungstechnik der Arbeit. Dieses Oszillieren zwischen unterschiedlichen Ebenen in den Interviews stellt Momente der Selbstbeschreibung dar, die in der Auswertung in besonderer Weise berücksichtigt wurden.

Der Leitfaden zielt darauf ab, Semantiken und Rhetoriken der Selbstbeschreibung der Soziolog(inn)en zu erfassen und deren Grenzziehungen herauszukristallisieren. Der Leitfaden unterteilte sich in unterschiedliche Frageblöcke: Zunächst sollten die Forschenden beantworten, wie sie zur Soziologie und zu ihrem Forschungsthema gekommen waren. Darauf folgten in der Regel Ausführungen zur Biografie der Interviewpartner(innen), die mal ausführlicher und mal knapper ausfielen. Die Eingangsdarstellung wurde als besonders relevant angesehen. Ebenso wurde das Verständnis von „guter“ Soziologie erfasst und nachgeforscht, ob nach Meinung der Interviewten ein besonderer Auftrag der Soziologie in der Gesellschaft bestünde. Diese Frage wurde meist sehr kontrovers be-

18 Siehe dazu auch die Ausführungen von Lamont (1994).

antwortet. Diese Momente waren für die Interviewführung wie auch für die Auswertung sehr erhellend, da gerade die Kontraste und die Reibungsmomente der diversen Selbstbeschreibungen Konflikte bei den Grenzziehungen deutlich machten. Um eine sogenannte „Leitfadenbürokratie“ zu vermeiden und narrative Momente zu erzeugen, wurden im Interview besonders Themen weiterverfolgt, die die Befragten von sich aus ansprachen.

4 Empirische Analyse: Grenzen in der Soziologie

Die Auswertung erfolgte gemäß den Prinzipien der Orientierungsmusteranalyse. Alle Interviews wurden zunächst anonymisiert und dann in Auswertungssitzungen mit zwei bis maximal vier Personen miteinander kontrastiert. Auf Basis der formulierenden Interpretation wurden ausgewählten Textstellen als Fokussierungsmetaphern identifiziert. Diese Textstellen waren die Grundlage der weiteren Analyse. Um sich dem Text gegenüber fremd zu machen, war es wichtig, als Erstes eine formulierende Feininterpretation vorzunehmen, in der konstatiert wurde, was die Personen geäußert hatten. In einem zweiten Schritt – in der reflektierenden Interpretation – wurden die Textstellen auf die Art und Weise hin untersucht, wie etwas geäußert wurde. Dazu wurde zunächst die Textsorte bestimmt. Obwohl diese in der Praxis nicht immer eindeutig ausfällt, war meist gut erkennbar, an welchen Stellen die Interviewten eine Rhetorik der Rechtfertigung anwandten und somit eher auf theoretisches Wissen zurückgriffen und an welchen Stellen sie sich stärker einem Erzählfluss widmeten, der auf atheoretischem Wissen basierte. Dennoch darf im Kontext des Untersuchungsgegenstandes nicht vergessen werden, dass die Interviewten ein Expertengespräch mit einer „Co-Expertin“ führten und sich die Reflexionsebenen zwischen Erzählung und Meta-Reflexion über die Soziologie meist überschnitten. Es wäre deshalb naiv anzunehmen, dass an bestimmten Textstellen rein atheoretisches Wissen geäußert wird.

Nach eingehender Interpretation einer Focussierungsmetapher oder mehrerer Focussierungsmetaphern wurde der Vergleich mit Textstellen aus den anderen Interviews angestrebt. Hier ging es darum, differierende oder ähnliche Sinnkonstruktionen in Hinblick auf die jeweilige Focussierungsmetapher abzugleichen. Natürlich war dabei auch von Interesse, welche Orientierungsmuster in anderen Interviews ggf. gar nicht zu finden waren. Der Fokus bei der Auswahl der Focussierungsmetaphern lag, wie bereits in Kapitel 2 beschrieben, darauf, wann und

wie die Interviewten Grenzen zwischen Soziologie und ihrem Forschungsgegenstand zogen.

Es wurden insgesamt fünf Gruppenauswertungssitzungen nach der dokumentarischen Methode durchgeführt. Zudem waren die Interviews bereits zu einem früheren Zeitpunkt in mehreren Gruppensitzungen explorativ ausgewertet worden. Da die Ressourcen für Gruppensitzungen begrenzt waren, wurden die Interviews in einer dritten Phase zudem intensiv in Einzelsitzungen ausgewertet. In den Einzelsitzungen wurden die Ergebnisse und Thesen überprüft, die in den Gruppensitzungen erzielt wurden.

Die Ergebnisse werden im Folgenden in der Analyselogik der dokumentarischen Methode dargestellt. Zunächst werden zu den ausgewählten Interviewpassagen die formulierende Feininterpretation und dann die reflektierende Interpretation dargestellt. Am Ende jedes Abschnitts werden die Interviewpassagen vergleichend gegenübergestellt, um Orientierungsmuster abzuleiten. Die Analyse ist in folgende Abschnitte gegliedert: Zunächst steht das Verhältnis der Interviewten zur Soziologie selbst im Fokus. Hier ging es um die Themen: 1. Der Weg zur Soziologie; 2. Die Motivation für Soziologie; 3. Die Aufgabe der Soziologie; 4. Die Wertneutralität der Soziologie. Danach wird das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand behandelt. Dies gliedert sich in die Punkte: 1. Der öffentliche Auftrag der Soziologie; 2. Verantwortung gegenüber der Praxis; 3. Risiken im Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis.

Viele der Fragenblöcke wurden bereits im Leitfaden abgehandelt. Um den Blick nicht auf das Thema „Anwendung der Soziologie in der Praxis“ oder „Verhältnis zwischen Soziologie und Praxis“ zu verengen, wurden auch allgemeinere Deutungsfragen zur Motivation für das Betreiben von Soziologie gestellt. Die Absicht war, implizite Sinnkonstruktionen der Interviewten zu erfassen und dadurch tiefere Erkenntnisse zu erlangen.

Ob jedoch auf die eine oder die andere Frage ausführlich in Form atheoretischen Wissens (Beschreibung oder Erzählung) bzw. theoretischen Wissens (Argumentation, Bewertungen) eingegangen wurde, variierte von Interview zu Interview. Obwohl gerade das theoretische Wissen in der dokumentarischen Methode als „institutionalisierte“ Aussagen gewertet wird, die wenig über die inneren Orientierungen des Interviewten aussagen (Nohl, 2012), sind im Kontext dieser Arbeit auch solche Passagen für die Auswertung besonders wertvoll. Hier wird der Argumentation von Ullrich (1999) gefolgt, der gerade Passagen, die der Erklärung bedürfen, besondere Bedeutung zuweist. Nohl schreibt dazu mit Bezug auf Schütze (1987):

„[D]er Informant [trägt] in den argumentativen und bewertenden Teilen narrativer Interviews vor allem der Kommunikationssituation und dem Gesprächscharakter des Interviews selbst Rechnung, denn er expliziert und theoretisiert hier ja gegenüber der Interviewerin Motive und Gründe seines eigenen Handelns oder nimmt zu diesem evaluativ Stellung. Argumentationen und Bewertungen haben daher ‚einen starken inhaltlichen Bezug zum Gegenwartsstandpunkt des Erzählers‘.“ (Nohl, 2012, S. 42)

Da es sich bei der Interviewsituation um Gespräche zwischen Personen mit demselben Fachhintergrund handelt, waren Passagen, die mit theoretischem Wissen angereichert waren, durchaus keine Seltenheit. Besonders instruktiv sind vor allem die Passagen, die zeigen, in welcher Weise unterschiedliche Erklärungsmuster zum Einsatz kamen. Denn hier werden gerade jene „Sollbruchstellen“ deutlich, die darauf hinweisen, dass es möglicherweise einen inneren oder äußeren Konflikt in der Selbstbeschreibung gibt. Zudem zeigt die Analyse solcher Passagen deutlich, dass in Hinblick auf die Theorie-Praxis-Vorstellungen der Soziologie ja gerade keine institutionalisierten Umgangsformen existieren, wie bereits in Kapitel 2.1 zum Ausdruck kam.

Viele der Interviews waren auch von inneren Widersprüchen und Ambivalenzen geprägt, was die Selbstbeschreibungen betraf. Auch diese Momente wurden in der Analyse erfasst und reflektiert. Dennoch musste im Sinne der Auswertung und der Weiterentwicklung des Arguments die Orientierungsmuster selektiert und gebündelt werden, was dem Reichtum der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Im Luhmann'schen Sinn muss man auch hier Komplexität reduzieren und sich über die Auswahl vieler diverser Möglichkeiten immer jeweils für ein Orientierungsmuster und eine semantische Deutung der Sinnzuschreibungen entscheiden. Die Gruppendifiskussionen haben in konstruktiver Weise den Horizont geöffnet, doch auch hier musste von den vielen Deutungsangeboten, die kamen, letztlich die plausibelste und konsistenteste Deutungsweise ausgewählt werden. Es sei also hier dem Leser bzw. der Leserin ans Herz gelegt, die Selektion der Deutungen mit Wohlwollen zur Kenntnis zu nehmen. Im Sinne der Logik einer wissenschaftlichen Arbeit sei er oder sie aber auch dazu eingeladen, diese Deutungen kritisch zu betrachten und mögliche andere Betrachtungsweisen in die weitere Debatte einzubringen.

Die Darstellung der Auswertung kann in dieser Arbeit nicht die vollständige analytische Arbeit abdecken, die im Rahmen der Interviewanalyse erbracht wurde. Es werden im Folgenden besonders markante und kontrastierende Interviewpassagen (Focussierungsmetaphern) vergleichend dargestellt und in Anlehnung an die dokumentarische Methode ausgewertet. Die Interviews wurden im Vorfeld umfassend anonymisiert, um eine Rückverfolgung der Personen weitge-

hend auszuschließen. Da das Feld der Soziologie – insbesondere in Anbetracht der Tatsache, dass die Arbeit über Peers sich auch an dieselben Peers richtet – nicht sonderlich groß ist, wurden ebenso weitere Namen und Studien- bzw. aktuelle Arbeitsorte anonymisiert und in eckigen Klammern mit „Name der Person“ oder „Name des Ortes“ gekennzeichnet. Auf die Praxis, die Ortsnamen mit Namensäquivalenten zu ersetzen, wurde bewusst verzichtet, da dies einerseits zu Verwirrung und Spekulationen führen könnte. Andererseits zeichnen einzelne Universitäten oder Lehrstühle sich durch eine Spezifik aus (theoretisch, methodisch), die nicht durch ein Äquivalent ersetzt werden kann.

In der Auswertung wird grundsätzlich in der männlichen Person geschrieben. Ob die Personen letztlich weiblich oder männlich waren, spielt aus Gründen der Anonymisierung keine Rolle. Denn andernfalls wäre es theoretisch auch möglich, aufgrund der Aussagen, des Geschlechts und der Stellung auf die Person zu schließen. Dieses Vorgehen wird als unkritisch empfunden, da Geschlechterunterschiede in Hinblick auf das Theorie-Praxis-Verhältnis der Personen keine prioritäre Stellung in der Fragestellung hatten.

Nach der Darstellung der einzelnen Textblöcke und der Abstrahierung der damit verbundenen Orientierungsmuster wird in einem zweiten Schritt eine weitere Abstraktion vorgenommen, um Typen zu bilden und übergeordnete Sinnstrukturen und Schlussfolgerungen zu identifizieren. Hier wird explizit Anschluss an die Erkenntnisse aus dem Kapitel zur Theorie gesucht. Am Ende des Kapitels werden die Ergebnisse in einem abschließenden Fazit reflektiert.

Die Interviews wurden in Anlehnung an die „Richtlinien der Transkription: Talk in Qualitative Research“ (siehe Tabelle 8) transkribiert. Das Hörersignal des Interviewers (//mhm//) wurde auch in diesen Interviews verwendet, obwohl diese nicht rein biografisch waren. Sie enthielten jedoch viele narrative Passagen. Zudem wurde der einfache Bindestrich (-) nicht nur bei Wortabbruch, sondern auch bei Abbruch einer Formulierung bzw. eines Satzes verwendet, wenn danach eine neue Formulierung ansetzte.

Tabelle 8: Richtlinien der Interviewtranskription¹

L	Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel
(.)	Pause bis zu einer Sekunde
(2)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert
<u>Nein</u>	betont
Nein	laut (in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers/der Sprecherin)
°nee°	sehr leise (in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers/der Sprecherin)
.	stark sinkende Intonation
;	schwach sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
viellei-	Abbruch eines Wortes
oh=nee	Wortverschleifung
nei::n	Dehnung, die Häufigkeit von : entspricht der Länge der Dehnung
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription, schwer verständliche Äußerungen
()	unverständliche Äußerungen, die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerung

1 Nach Bohnsack et al., 2013a, S. 399 f.

((stöhnt))	Kommentar bzw. Anmerkungen zu parasprachlichen, nichtverbalen oder gesprächsexternen Ereignissen; die Länge der Klammer entspricht im Falle der Kommentierung parasprachlicher Äußerungen (z.B. Stöhnen) etwa der Dauer der Äußerung
@nein@	lachend gesprochen
@(.)@	kurzes Auflachen
@(3)@	3 Sek. Lachen
[...]	Markierung von Auslassungen von Interviewtext
für biografische Interviews zusätzlich	//mhm// Hörsignal des Interviewers, wenn das „mhm“ nicht überlappend ist
Groß- und Kleinschreibung	Hauptwörter werden groß geschrieben, und bei Neuansetzen eines Sprechers/einer Sprecherin am Beginn eines L („Häkchens“) wird das erste Wort mit Großbuchstaben begonnen. Nach Satzzeichen wird klein weitergeschrieben, um deutlich zu machen, dass Satzzeichen die Intonation anzeigen und nicht grammatisch gesetzt werden.
Zeilenummerierung	Zum Auffinden und Zitieren von Transkriptstellen ist es notwendig, eine durchlaufende Zeilenummerierung zu verwenden.

4.1 DAS VERHÄLTNIS ZUR SOZIOLOGIE

4.1.1 Viele Wege führen zur Soziologie (Der Weg zur Soziologie)

Die Eingangsfrage der Interviews wurde als zentral angesehen. Auf diese Frage sollten die Interviewten antworten, „wie sie eigentlich zur Soziologie gekommen“ seien bzw. was ihre Motivation dafür war, Soziologie zu studieren. In den Antworten ergab sich eine Bandbreite an Orientierungsmustern, die die Wahl des Studienfachs und dementsprechend auch der Soziologie beeinflussten. Interes-

santerweise gab es kaum Interviewpartner, die die Soziologie von Anfang ihres Studiums an als ihr primäres Fach im Visier hatten – und nun aber erfolgreich, teilweise auf Lehrstühlen, vertreten sind. Diese Aussagen ließen sich über diverse Soziologiegenerationen hinweg gleichermaßen finden. Das Hineinschlittern in die Soziologie selbst mag zunächst nichts Bahnbrechendes beinhalten. Denn möglicherweise stellt dies nichts Ungewöhnliches für Fächer der Geistes- und Sozialwissenschaften dar. Dennoch steht auf den zweiten Blick eine interessante Aussage hinter der Beobachtung: Zunächst bedeutet das Hineinschlittern in die Soziologie eine Unkenntnis darüber, was das Fach genau repräsentiert. Es könnte mitunter auch an der Fragmentierung, der Diversität sowie der Themenbreite des Faches liegen, dass im Vorhinein wenigen klar ist, um was es in der Soziologie eigentlich geht.

Analyse ausgewählter Interviewsequenzen

Interview T1, Zeile 4–29

4 I Sie sind ja auch Soziologe. Wieso haben Sie Soziologie als Ihr primäres
5 Fach gewählt?
6 T1 Ahm, ich hab interessanterweise Politikwissenschaft angefangen zu studie-
7 ren, in [Name der Stadt] damals, das war eine Diplomstudiengang, und ahm
8 im Hauptfach Politikwissenschaft, und Soziologie hatte ich im ersten Neben-
9 fach, und Neuere und Neueste Geschichte im zweiten Nebenfach ahm ge-
10 wählt und ahm ich hab eigentlich (2) also ich hatte keine klare Vorstellung
11 davon, was Soziologie is, ja ehrlich gesagt, als ich das angefangen habe, ir-
12 gendwas mit Gesellschaftswissenschaft. aber ich hatte eine klare Vorstel-
13 lung davon, was Politikwissenschaft is, und dass das relativ nahe an der
14 Praxis von politischer im weitesten Sinne Gestaltung gesellschaftlicher Ver-
15 hältnisse is und das hat mich eigentlich interessiert. und dann hab ich im
16 Studium gemerkt, dass ahm sozusagen die gesellschaftlichen Verhältnisse zu
17 verstehen, und von da ausgehend das Potenzial zur Veränderung oder Ge-
18 staltung überhaupt erst ermessen zu können, dass man dafür eigentlich die
19 Soziologie braucht und die Politikwissenschaft fand ich extrem technisch,
20 institutionalistisch, ahm auch sehr pragmatisch in ner Weise, ja, das hat
21 mir- also da hab ich gar nich das gefunden, was ich gesucht habe. und dann
22 hab ich - im Studium selber hab ich angefangen, obwohl ich jetzt meine Fä-
23 cherkombination beibehalten habe, sehr viel mehr Soziologie zu studieren,
24 bin in die Soziologie dann gerutscht sozusagen, war da auch HiWi und Tu-
25 tutor, habe da zwei Profs kennengelernt, die ich faszinierend fand ahm einem

26 *bin ich dann später hier in [Name des Ortes] wieder begegnet, als ich hier
27 berufen war und genau von da bin ich dann so in die Soziologie reingekom-
28 men während des Studiums und genau, dann hab ich eben meine Dissertati-
29 on dann nachher in [Name des Ortes] auch im soziologischen Feld gemacht.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Studienwahl (Z. 4–10)

Im ersten Abschnitt geht der Interviewte auf die Frage ein, die ihm die Interviewerin gestellt hat. Er verweist auf die irrtümliche Annahme, dass Soziologie sein „primäres“ Fach war. Er stellt klar, dass er „interessanterweise“ Politikwissenschaft im Hauptfach gewählt hatte und Soziologie nur als Nebenfach.

Thema: Vorstellung von Soziologie (Z. 10–15)

Im Weiteren geht er darauf ein, dass er zunächst „keine klare Vorstellung“ von Soziologie hatte, damals sei Soziologie für ihn „irgendwas mit Gesellschaftswissenschaft“. Daraufhin geht er auf sein Hauptfach, die Politikwissenschaft, ein. Hier betont er, dass er von ihr eine „klare“ Vorstellung hatte. Er führt aus, was ihn besonders an der Politikwissenschaft gereizt hat, nämlich dass diese aus seiner Sicht nah an der „Praxis von politischer im weitesten Sinne Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse“ war. Genau das, meint er, habe ihn „interessiert“.

Thema: Vorstellung Soziologie und Grenzziehung zu Politikwissenschaft (Z. 15–21)

Erst mit der Zeit hat er dann gemerkt, dass er die Soziologie „braucht“. Denn nur diese scheint geeignet, zunächst die „gesellschaftlichen Verhältnisse zu verstehen und das „Potenzial für Veränderung“ abzuschätzen. Im Folgenden spricht er über die Politikwissenschaft, die ihm dann sehr „technisch“ und „institutionalistisch“ vorkam und die nicht das war, was er „gesucht“ hatte.

Thema: Weiterer Karriereverlauf (Z. 21–29)

T1 beschreibt, dass er daraufhin zwar nicht sein Studium gewechselt, aber „sehr viel mehr“ Soziologie studiert hat. Er legt zudem dar, dass er bereits als Studierender in der Soziologie angestellt war und zwei Professoren für ihn wichtige Figuren waren. So sei er dann in die Soziologie „gerutscht“. Zudem weist er auf seinen jetzigen Karrierestatus hin – Professor – und stellt heraus, dass er außerdem auch im „soziologischen Feld“ promoviert hat.

Reflektierende Interpretation

Thema: Studienwahl (Z. 4–10): Erzählung

T1 reagiert auf die Frage, wie er eigentlich zur Soziologie gekommen sei, mit einer Gegendarstellung. Er bezieht sich zu Anfang auf die Politikwissenschaft, zeigt damit also auch eine deutliche Distanzierung zwischen Soziologie und Politik. Mit dem Wort „interessanterweise“ markiert der Interviewte gleich zu Anfang, dass es nicht selbstverständlich ist, sondern eine Besonderheit („interessant“), dass er zunächst Politikwissenschaft studiert hat.

Thema: Vorstellung von Soziologie (Z. 10–15):

Beschreibung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus einer Bewertung

T1 geht in seiner Äußerung zunächst in die Defensive: Der Zusatz „ehrlich gesagt“ deutet fast auf eine Rechtfertigung hin, mit der er seine Unkenntnis darüber schildert, was Soziologie ist. Er verstärkt dies rhetorisch mit dem lapidaren Ausdruck „irgendwas mit Gesellschaftswissenschaft“ und distanziert sich damit auch von der Soziologie, wie er sie zum damaligen Zeitpunkt erfahren hat. Mit der Äußerung, dass er eine „klare Vorstellung“ (im Interview stimmlich betont) von Politikwissenschaft hatte, macht er eine Dramaturgie auf, mit der er eindrucks- voll den Unterschied zwischen Soziologie und Politikwissenschaft markiert. Er drückt in diesem Zusammenhang auch eine Wertung aus, denn gerade hier schildert er, dass ihn eben genau diese Vorstellung von Politikwissenschaft, die er hatte, auch interessiert habe. Mit der Beschreibung, was ihn interessiert hat, nimmt er auch Stellung zu seinen Motiven für ein Studium: Es ging ihm um die Gestaltung politischer und, wenn auch rhetorisch etwas abgeschwächt, gesellschaftlicher Verhältnisse.

Thema: Vorstellung Soziologie und Grenzziehung zu Politikwissenschaft

(Z. 15–21): Bewertung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Erzählung

T1 schwenkt nun in seiner Dramaturgie um: Denn die von ihm zunächst aus Unkenntnis stiefmütterlich behandelte Soziologie bekommt im weiteren Verlauf eine prominente Rolle: Er „braucht“ die Soziologie, um „die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verstehen, um von da ausgehend das Potenzial zur Veränderung oder Gestaltung überhaupt erst ermessen zu können“. Hier rudert er wieder einen Schritt zurück. Denn es geht ihm nun nicht mehr primär um Gestaltung, sondern um das Verstehen und um Potenziale der Veränderung. Diese Aussage im Zusammenhang mit Soziologie ist interessant, da sie in diesem Kontext ein Alleinstellungsmerkmal der Soziologie darstellt, ohne das eine solche Leistung nicht möglich wäre. Er fertigt damit eine Selbstbeschreibung der Soziologie an, indem

er sich auf die Exklusivität des Gegenstands bezieht und eine Sicht auf den Gegenstand formuliert, die man mit keiner anderen Disziplin hat. Soziologie wird als eine Wissenschaft konstruiert, mit der die Gesellschaft im Ganzen verstanden und das Potenzial der Veränderung abgeschätzt werden kann. Hier zieht er auch eine klare Grenze zur Politikwissenschaft. In der Bewertung fallen Begriffe wie „technisch“, „institutionalistisch“ und „pragmatisch“, die alle in diesem Kontext negativ konnotiert sind und im Widerspruch zur Sichtweise der Soziologie stehen. Er beschreibt sich selbst als jemanden, der in der Politikwissenschaft auf der Suche nach etwas war, was er dort nicht gefunden hat. Damit deutet er an, dass er schon vor seinem Studium eine gewisse Absicht zur Veränderung der Gesellschaft hatte, wie er zudem im ersten Absatz bereits verdeutlicht hat. Aus den Ausführungen ist ebenfalls zu erkennen, dass er lediglich die Politikwissenschaft und nicht sein zweites Nebenfach „Neuere und Neueste Geschichte“ als Objekt der Grenzziehung gewählt hat. Das lässt vermuten, dass er die Politikwissenschaft als der Soziologie vergleichbarer einstuft als das Fach Geschichte.

Thema: Weiterer Karriereverlauf (Z. 21–29):

Erzählung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus einer Bewertung

Es ist letztlich konsequent, wenn T1 nun die Geschichte weiter ausführt. Nachdem er seinen Standpunkt klar gemacht hat, weist er darauf hin, dass er dann sehr viel mehr Soziologie studierte, ohne das Studium seiner beiden anderen Fächer abzubrechen. In diesem Abschnitt hebt er zudem die Rolle der professionalen Sozialisation für seinen weiteren Karriereverlauf in der Soziologie hervor. Zunächst in seiner Rolle als HiWi und Tutor und dann über die Bekanntschaft zweier „faszinierender“ Professoren. Interessant ist in diesem Abschnitt eine weitere Aussage: Er konstatiert, dass er durch ein intensives Studium in die Soziologie rein „gerutscht“ ist. Nach diesen vielen absichtsvollen Schritten im Vorfeld wirkt der Ausdruck „hineinrutschen“ defensiv und zufällig.

Interview T11, Zeile 4–72

4 I Zuerst hätte ich mal ein paar biografische Fragen, und zwar würde mich
5 interessieren, wie Sie eigentlich zur Soziologie gekommen sind?

6 T11 Wie die Jungfrau zum Kinde, aber ich hab zunächst mal nicht Soziologie
7 studiert, so- sondern ich hab zunächst Jura studiert, äh ich ähm (2) zu Jura
8 bin ich gekommen, also (2) oh Gott, lange Geschichte irgendwie, also ich
9 bin- ich bin ein Kind sozusagen ähm des sogenannten roten Jahrzehnts
10 der 70er-Jahre, ähm das heißt ähm ich bin äh in den 70er-Jahren soziali-
11 siert worden, ältere Brüder, die sozusagen so die- die Spätzünder der 68er

12 waren, äh bin dann- bin sehr frühzeitig mit 13, 14 Jahren äh politisch sehr
13 aktiv gewesen. [...] ich bin also in einer extrem politisierten, auch konfron-
14 tativen äh äh Atmosphäre als Jugendlicher aufgewachsen, hab mich politi-
15 sch engagiert. es gab dramatische Ereignisse. äh zwei Mitschüler aus
16 meiner Klasse und einer aus der Parallelklasse äh sind in den Terrorismus
17 auch geraten, äh haben auch jemand umgelegt, äh gehörten der Bewegung
18 2. Juni an, äh und die waren dann auf einmal aus unserer Klasse ver-
19 schwunden, äh und dann waren die im Gefängnis. dann kam die Isolations-
20 haft und das haben wir alles mitbekommen und das führte dazu, dass viele
21 von uns ähm ähm ähm also Jura studiert haben, äh wir wollten Rechtsan-
22 wälte werden und äh so. ähm also ich hatte das Gefühl, dass ich äh über
23 die Gesellschaft alles weiß, was ich wissen muss, äh äh und hab da- war
24 daher nicht auf den Gedanken gekommen, Sozialwissenschaften zu studie-
25 ren, sondern dachte, ähm dass die Revolution eher Rechtsanwälte braucht
26 und hab das dann eben auch studiert, äh und hab dann aber auch- war
27 dann auch in einer sehr bewegten und ähm linken bis linksradikalen Szene
28 in meiner Studentenzeit und hab dann auch Anwälte kennengelernt bis hin
29 zu Otto Schily damals, ähm die- die das Profil so hatten, das mir so vor-
30 schwebte als junger Mann und hab dann gesehen, dass das keine Existenz
31 ist, die ich führen wollte, äh weil aus meinem- aus meiner- aus meiner- aus
32 meiner Sicht heraus sozusagen es notwendig gewesen wäre, eine Art von
33 bürgerlicher Doppelexistenz aufzubauen mit einem bürgerlichen- mit einer-
34 mit einer bürgerlichen Existenz, ähm ähm (2), die äh- die- die- die gewis-
35 sermaßen den Lebensunterhalt sichert, integriert in die bürgerliche Ge-
36 schäftswelt etc., wo man Verträge abschließt etc. und einer anderen Seite,
37 wo man dann politisch riskante Dinge tut usw. das wollte ich nicht, hatte
38 das Gefühl, (holt Luft) hatte aber auch das Gefühl, ich muss jetzt irgendwie,
39 wenn ich- wenn- hab das dann abgebrochen, hatte das Gefühl aber, ich
40 brauche auch meinen Eltern gegenüber, ehrlich gesagt ich brauch's nicht,
41 hätte vielleicht- ich hätte vielleicht äh eine- eine Auszeit nehmen können ir-
42 gendwie so, hab aber das Gefühl gehabt, ähm ich müsste gleich mit ner Al-
43 ternative kommen. und die nächstliegende Alterna- nächstliegende Alterna-
44 tive war die, auf das zurückzukehren, von dem ich meinte voller Arroganz,
45 dass ich es sowieso schon kann, nämlich Gesellschaftslehre, Soziologie
46 usw. [...] dann merkte ich aber natürlich, das waren so bestimmte Eindrü-
47 cke, damals in meiner Studienzeit war das vor allen Dingen [Name der
48 Person], der war damals noch Marxist //I: hm// später ist er dann Grüner
49 geworden, später ist er dann Neoliberaler geworden, äh als er dann nach
50 [Name des Ortes] ging. damals war er marxistisch orientiert, auch selber

51 *erklärtermaßen marxistisch orientiert, ähm und da hab ich dann gelernt, äh*
52 *dass ich sozusagen ein dummer arroganter @(.)@ überheblicher junger*
53 *Mann war, [...] äh dass da noch ein ziemlicher Abstand war und es noch ne*
54 *Menge zu lernen gab. so- so bin ich in die Soziologie gekommen, ähm und*
55 *äh gewissermaßen aus ner Verlegenheit heraus, ja, äh aus einer- aus einer*
56 *starken politischen Motivation heraus, äh weil ich über- über mehr als ein*
57 *Jahrzehnt, 15 Jahre lang, äh sozusagen und vielleicht sogar noch länger,*
58 *also stark einem bestimmten linken politischen Milieu auch verhaftet war*
59 *und äh auch im Laufe meines Soziologiestudiums ähm war ich eigentlich-*
60 *wollt ich eigentlich nicht äh Soziologe werden, sondern äh woll- also ei-*
61 *gentlich wollte ich dann Journalist werden und nur der Zufall hat dazu ge-*
62 *führt, ähm dass ich nicht äh sozusagen eine Karriere bei Spiegel gemacht*
63 *habe etc., [...]. das heißt um ein Haar, ja, um ein Haar wär' ich in den*
64 *Journalismus, wenn das- es war dann ein bisschen frustrierend, dass es ir-*
65 *gendwie nicht geklappt hat, äh und auch dann war es wiederum, also sonst*
66 *wär' ich einfach im Journalismus gelandet, [...]. und äh und dann war es*
67 *bisschen der Zufall, dass nach dem- nach dem Diplom und nach dem Fehl-*
68 *schlag, [...] ähm äh dass ich dann äh so ne- so einen Bezug also zu so einer*
69 *Uni-Stelle kriegte, ja, äh und dann hatte ich auf einmal- und- und dann-*
70 *und zuerst als Hilfskraft usw. usf. dann war auf einmal der Kontakt da, äh*
71 *der- der Kontakt war auch schon vorher da, aber dann gab's so auf einmal*
72 *Opportunities, ja, und dann bin ich reingekommen.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Studienwahl (Z. 4–29)

Gleich im ersten Satz reagiert der Befragte auf die Frage mit dem Ausdruck „Wie die Jungfrau zum Kinde“. Er fährt fort, dass er zunächst Jura studiert habe. Er wählte dieses Fach, da er eine sehr politisierte Jugend hatte und selbst „politisch sehr aktiv gewesen“ ist. Insbesondere nimmt er Bezug auf Ereignisse in seiner Schule und auf politische Aktivitäten seiner Klassenkameraden. Da er sich selbst, was Gesellschaft angeht, als sehr erfahren eingestuft hat, war für ihn ein Studium der Sozialwissenschaften nicht interessant. Hier nimmt er expliziten Bezug auf die vermeintliche Notwendigkeit der Revolution und geht auf einige Vorbilder wie Otto Schily ein.

Thema: Selbstbeschreibung Lebensführung (Z. 29–39)

Hier beschreibt der Interviewte, dass ein Anwaltsleben nicht seiner Lebensvorstellung entsprochen hätte, da dieses zu sehr in der „bürgerlichen Geschäftswelt“ verankert sei, was letztlich zum Abbruch des Studiums führte.

Thema: Vorstellung Soziologie (Z. 39–54)

Als „nächstliegende Alternative“ wird dann die Gesellschaftslehre in Betracht gezogen. Der Interviewte ging von der Vorstellung aus, dass es sich hier um Fächer handelt, die er sowieso schon beherrschte. Während des Studiums änderte sich diese Einstellung, auch durch den Kontakt mit bestimmten Vorbildern in der Disziplin. Hier beschreibt sich der Interviewte im Rückblick mit einem Lachen als „dummen arroganten überheblichen jungen Mann“.

Thema: Weiterer Karriereverlauf (Z. 54–72)

Er schließt seine Ausführungen damit, dass seine Wahl der Soziologie „aus ner Verlegenheit“ heraus erfolgte. Er begründet diese Wahl mit einer starken „politischen Motivation“, schließt jedoch sofort an, dass er ursprünglich Journalist werden wollte und es nur dem „Zufall“ und einem „Fehlschlag“ zu verdanken sei, dass er dann eine Stelle an der Universität bekam. Weitere „Opportunities“ folgten, durch die er dann in die Soziologie „reingekommen“ ist.

Reflektierende Interpretation

Thema: Studienwahl (Z. 4–29):

Erzählung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Begründung

T11 leitet seine Erzählung mit einer Redensart ein. Diese Redensart steht dafür, zu etwas unverhofft oder ohne eigenes Zutun zu kommen. Er distanziert sich damit von einer absichtsvollen Auswahl seines Studienfachs Soziologie. Zunächst begründet er in einer biografischen Erzählung, die mit einer Zuordnung zu einer Generation und ab dem Jugendalter beginnt, seine Studienfachauswahl Jura. Er greift in seiner Begründung auch auf seine frühe Sozialisation zurück, die nicht erst mit dem Studium einsetzte, sondern mit seiner Kindheit als eines von mehreren Geschwistern und seiner politisierten Schulzeit begann. Er beschreibt, wie insbesondere diese intensiven persönlichen Erfahrungen ihn dazu veranlasst haben, Jura zu studieren, und dass diese Studienwahl in enger Verbindung zu seiner Weltanschauung stand. Er betont, dass er Jura nicht primär aus Interesse studiert hat, sondern, weil er Jura „brauchte“, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen: die Revolution. Seine Studienfachwahl wird also als Mittel zum Zweck begründet. Entscheidend ist der Bezug zu einem radikal linken Milieu, in

dem er sich während seiner Studierendenzeit bewegte, und zu bekannten Persönlichkeiten, die ihn beeindruckten.

Thema: Selbstbeschreibung Lebensführung (Z. 29–39):

Erzählung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Begründung

Hier fertigt er nun eine Selbstbeschreibung an, wie er sich sein Leben als Ideal vorgestellt hat, und distanziert sich von eben diesem Bild. Er beschreibt sich selbst als radikalen Menschen, der, seinen Idealen verpflichtet, nicht mit Kompromissen leben möchte. Das hätte aus seiner Sicht ein Leben bedeutet, das er als „bürgerliche Doppelexistenz“ beschreibt: auf der einen Seite ein bürgerliches Leben führen und auf der anderen Seite „politisch riskante Dinge“ tun. Diese Selbstbeschreibung als moralisch integren und politisch kompromisslosen Menschen setzt er dann konsequent fort, indem er schildert, dass er das Studium abgebrochen hat.

Thema: Vorstellung Soziologie (Z. 39–54):

Begründung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Erzählung

Diesen Abschnitt beginnt T11 mit einer sehr starken Form der Begründung. Im Zentrum steht hier die Erläuterung, weshalb er auf die Soziologie gekommen ist. Denn der Abbruch des Studiums scheint ihn unter Zugzwang gesetzt zu haben. Während dieser Begründung bricht er immer wieder ab, fängt neu an und bildet keinen vollständigen Satz. Das deutet auf eine innere Zerrissenheit hin, die er möglicherweise immer noch mit dieser Entscheidung verbindet. Das Studium der Soziologie scheint er demnach nicht aus Interesse, sondern aufgrund einer günstigen Gelegenheit ergripen zu haben – entsprechend wird die Soziologie als „nächstliegende Alternative“ beschrieben, also in gewissem Sinn wie Jura als Mittel zum Zweck. Der Zweck war jedoch ein anderer: Der war nicht die Revolution, sondern die Notwendigkeit, möglichst schnell eine Alternative zu finden, die wenig Aufwand erfordert. Von dieser Einstellung distanziert er sich in seiner Erzählung mehrfach, indem er auf sich als „arroganten jungen Mann“ rekurriert. Auch hebt er die Rolle von Vorbildern hervor.

Thema: Weiterer Karriereverlauf (Z. 54–72):

Begründung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Erzählung

Auch in diesem Abschnitt fällt auf, dass der Interviewte im Modus der Begründung verbleibt, wenn er von seinem weiteren Karriereverlauf spricht. Er argumentiert hier, dass er während seines Studiums nicht vorhatte, Soziologe zu werden. Das betont er mehrmals in seinen gesamten Ausführungen. Es ist eine doppelte Ablehnung der Soziologie: zunächst zugunsten des Jurastudiums und dann

zugunsten seines Berufswunsches, in den Journalismus zu gehen. In beiden Fällen war die Soziologie eher der „Notnagel“, Soziologie aus „Verlegenheit“. In seiner Selbstbeschreibung spielt zudem seine „starke politische Motivation“ eine herausragende Rolle. Auch diese erwähnt er mehrmals. Dennoch erscheint es, als wären die von ihm erdachten Alternativen wie Jura und Journalismus jeweils für ihn passender als die Soziologie. Er bezeichnet seine Ablehnung an der Journalistenschule als „Fehlschlag“. Wie T1 umschreibt auch T11 seinen Zugang zur Soziologie als „dann bin ich reingekommen“ und zwar über unterschiedliche „Opportunities“. In seiner Selbstbeschreibung wählt er die Soziologie aufgrund von Möglichkeiten und aus Verlegenheit.

Interview T2, Zeile 18–51

18 T2 *[...] also insofern ist das ne Frage, die man sich immer wieder stellen muss
19 ähm, ich hab mir natürlich auch schon ahm gestellt, warum Wissenschaftler,
20 eigentlich muss man sagen, ja ahm ahm, vielleicht erstmal warum Soziologe,
21 oder wie Soziologe oder so was äh:mm (2). also ich (2) es ist ne gute Fra-
22 ge, warum eigentlich das, also ich kann nur sagen, dass es schon relativ
23 früh war bei mir und das mag mit familiären Verstricktheiten äh zusammen-
24 hängen, das war sozusagen eine problematische Familiensituation und äh
25 äh äh, da hab ich mich immer so ein bisschen rausgenommen und ähh bin
26 sozusagen in die Beobachterposition und bin dann abgedrifft und äh äh äh
27 äh da hat sich irgendwie ein grundsätzliches Interesse an äh äh, an so Fra-
28 gen wie wie wie ist denn dieses soziale Zusammenleben @2)@ äh organi-
29 siert, irgendwie herausgebildet. ähm, (2) am Anfang war das noch nicht mal
30 die Soziologie, sondern es war es eher die Anthropologie, also also die Eth-
31 nologie, ich dachte die ist noch viel allgemeiner als die Soziologie, dass es
32 halt sich immer auf die restlichen Kulturen äh äh bezieht und äh dann
33 hab ich auch Ethnologie angefangen und parallel äh war noch die Soziolo-
34 gie aber als Nebenfach die Soziologie nur und äh dann musst ich aber er-
35 fahren, dass äh äh dass (2) in der Ethnologie, zumindest wo ich war, das
36 war damals in [Name der Stadt], äh äh die an Verallgemeinerungen über-
37 haupt kein Interesse hatten, ja. //I: hm// da gings um den einzelnen Stamm
38 und wat weiß ich, das war für mich äh äh sowas von uninteressant und
39 gleichzeitig, zur gleichen Zeit hab ich dann Theorieseminare in der Soziolo-
40 gie besucht und da wars genau anders rum in gewisser Weise nur Generali-
41 sierungen und so. und irgendwann war dieses Spannungsverhältnis nicht
42 mehr auszuhalten, sodass ich diese Ethnologie gekippt hatte und dann bin
43 ich in die Soziologie gegangen und hab dann stiefmütterlich eigentlich die*

44 *Politikwissenschaft dazu genommen, dachte auch immer, das ist eine Binde-*
45 *strichsoziologie ähhh, die Politikwissenschaft, dem war nicht so @ (3) @*
46 *ähm, da ging es stärker um ah normative Fragen auch noch noch ahm und*
47 *öweniger um so um - ich bin dann sehr früh in die empirische Forschung*
48 *reingekommen über unterschiedliche Forschungsprojekte, DFG-Projekte*
49 *ähmm also als Hilfskraft, ob das nun Transkribierarbeiten waren oder die*
50 *Teilnahme an Interpretationssitzungen, das ist eigentlich, was ich heute*
51 *auch noch so ein bisschen mache.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Studienwahl (Z. 18–34)

Der Interviewte hebt hervor, wie wichtig es sei, sich zunächst zu fragen, warum er sich für die Soziologie interessiert. Er begründet das mit seinem familiären Hintergrund, in der er aufgrund einer „problematischen Familiensituation“ immer wieder in die „Beobachterposition“ „abgedriftet“ ist. Hier hat sich sein Interesse dafür entwickelt „wie denn dieses soziale Zusammenleben organisiert ist“. Er stellt klar, dass er anfangs jedoch überwiegend in der Ethnologie verankert war.

Thema: Grenzziehung Soziologie – Ethnologie – Politikwissenschaft (Z. 34–47)

Im Anschluss stellt er heraus, dass seine Vorstellung von Ethnologie nicht dem entsprach, was er in seinem Studium vorfand. Er war viel stärker an Verallgemeinerungen interessiert, als dies in der Ethnologie verhandelt wurde. In der Soziologie hat er die Erfahrung gemacht, dass es dort nur um „Generalisierungen“ geht. Aufgrund eines empfundenen Spannungsverhältnisses zwischen den beiden Fächern wechselt er in die Soziologie und nimmt „stiefmütterlich“ die Politikwissenschaft hinzu, in der es jedoch stärker um normative Fragen geht.

Thema: Weiterer Studienverlauf (Z. 47–51)

Er stellt dar, dass die qualitative Sozialforschung, die er als studentische Hilfskraft kennenerlernte, auch heute noch sein Schwerpunkt ist.

Reflektierende Interpretation

Thema: Studienwahl (Z. 18–34):

Erzählung mit der Hintergrundkonstruktion einer Beschreibung

T2 begründet sein Interesse, ähnlich wie T11, aus seiner persönlichen Biografie heraus. Dennoch setzt er nicht, wie T11, eine Selbstbeschreibung eines politisierten Jugendlichen ein. Vielmehr rekurriert er auf die „Beobachterposition“, die er aufgrund familiär schwieriger Situationen eingenommen hat. Er beschreibt, wie

er durch ein solches „Abdriften“ eine Außenposition gegenüber seiner Familie eingenommen hat. Diese Außenposition abstrahiert er dann, indem er über die Außenposition in der Familie auf das Interesse an Außenpositionen in der Gesellschaft kommt, also daran, wie „gesellschaftliches Zusammenleben organisiert ist“. Dies ist eine Selbstbeschreibung, die er ausgehend von seinem Interesse an grundsätzlichen Fragen darstellt. Doch auch er findet, wie die anderen Interviewteilnehmer, nicht sofort seinen Weg zur Soziologie. Seine Studienfachwahl fällt zunächst auf die Ethnologie, in der er seine Interessen vertreten glaubt.

Thema: Grenzziehung Soziologie – Ethnologie – Politikwissenschaft (Z. 34–47): Erzählung mit der Hintergrundkonstruktion einer Beschreibung

T2 zieht nun eine deutliche Grenze zwischen Soziologie und Ethnologie. Soziologie wird hier stark mit „Verallgemeinerungen“ in Zusammenhang gebracht, Ethnologie mit dem „einzelnen Stamm“. Er fertigt eine Selbstbeschreibung an, die die Soziologie mit der Qualität der Verallgemeinerung auszeichnet. Er betreibt auch Grenzarbeit zur Politikwissenschaft. In einem ersten Schritt entgrenzt er sie zunächst, indem er sie als „Bindestrichsoziologie“ bezeichnet. Der zweite Aspekt in der Grenzarbeit sind – im Gegensatz zur Soziologie – die „normativen Fragen“. Es fällt auf, dass er hier den Satz abbricht und seinen Gedanken nicht weiter ausführt.

Thema: Weiterer Studienverlauf (Z. 47–51): Erzählung

In seiner biografischen Erzählung führt er die Geschichte fort. Er verfolgt seinen Weg zur Soziologie, auf dem er sich für die empirische Sozialforschung entscheidet, die er bis heute betreibt.

Interview T8, Zeile 4–31

- 4 I [...] Ähm wie sind Sie eigentlich zur Soziologie gekommen?
- 5 T8 Ich ähm wollte eigentlich ursprünglich ähm Lehramt Sozialkunde und Religion machen //I: hm// ich hab' angefangen, Theologie zu studieren in [Name der Stadt] und da mir klar war, weil ich bin Katholik, das äh Zölibat wär' nix so richtig für mich gewesen, und ähm da dacht' ich, na ja, wie kann ich Theologie studieren und ne Berufsperspektive haben, na ja gut, dann werd' ich Lehrer //I: hm// und da war die Idee, also ich muss gestehen, dass die Theologie im Zentrum stand //I: hm// und die Soziologie kam dazu als Möglichkeit, dann Sozialkundelehrer zu werden. und als ich dann anfing, Soziologie zu studieren, das ging relativ schnell, war mir klar, also ich hab' Theologie und Soziologie studiert und hatte irgendwie relativ viel Philoso-

15 *phie gemacht, dann kam irgendwie so ne Hegel-Geschichte da rein, dass ich*
16 *sehr viel Hegel las und dachte na ja, Hegel ist ja eigentlich Soziologie //I:*
17 *hm// und ähm dann hatte ich ein bisschen Probleme, was äh äh so die dog-*
18 *matische Struktur der Theologie betraf und dann hab' ich die Soziologie*
19 *aufgegeben und hab' dann, ähh die Theologie aufgegeben und nur noch auf*
20 *die Soziologie (geguckt). [...] ähm na ja das ist schon klar durch die Theo-*
21 *logie, mich hat eigentlich ähm die verständnis- und orientierungswissen-*
22 *schaftliche Seite der Soziologie interessiert //I: hm// also so ein bisschen so*
23 *ne Durkheim-Frage, gibt es irgendeine Art von Wissenschaft, die aus unse-*
24 *rer gesellschaftlichen Existenz heraus Ideen unseres Lebens ableiten kann*
25 *und das hat mich eigentlich immer interessiert. Also die Soziologie als so ne*
26 *Art von indirekter Ethik, als ne Art und Weise, auch aus empirischen Grund-*
27 *lagen her Lebensweisen und Möglichkeiten von Lebensweisen zu verstehen.*
28 *also mich hat weniger interessiert ähm am Anfang zu sagen, ich will irgend-*
29 *wie spezifische Phänomene //I: hm// entschlüsseln, sondern mich hat*
30 *schon immer diese Orientierungsfunktion an der Soziologie interessiert, die*
31 *natürlich auch nah an der Theologie ist.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Studienwahl (Z. 5–20)

T8 beschreibt, dass er zunächst Sozialkunde und Religion auf Lehramt studieren wollte. Das Lehramt ließ das Studium der Theologie mit einer Berufsperspektive zu, ohne später im Zölibat leben zu müssen. Die Soziologie sah er zunächst als Ergänzung zur Theologie. Dann beschreibt er, wie er über die Philosophie zur Soziologie gekommen ist und dass er auch zunehmend „Probleme“ mit der „dogmatischen Struktur“ der Theologie hatte und deshalb nur noch auf die Soziologie fokussiert hat.

Thema: Vorstellung Soziologie (Z. 20–31)

T8 beschreibt, dass ihn – ursprünglich getrieben von der Theologie – besonders die orientierungswissenschaftliche Seite der Soziologie interessiert hat. Er beschreibt die Soziologie als eine Art von indirekter Ethik, aus „empirischen Grundlagen her Lebensweisen und Möglichkeiten von Lebensweisen zu verstehen“. Das interessiert ihn an der Soziologie stärker als „irgendwie spezifische Phänomene“. Er stellt die Theologie mit der Soziologie gleich, indem er sagt, dass „diese Orientierungsfunktion“ „auch nah an der Theologie ist“.

Reflektierende Interpretation

Thema: Studienwahl (Z. 5–20):

Erzählung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Begründung

Wie die vorherigen Interviewpartner schildert auch T8, dass sein ursprünglicher Fokus nicht auf der Soziologie lag. Wie bei T11 werden auch hier zwei Hindernisse geschildert, die die Soziologie als nächstgelegene Alternative scheinen lassen, um die eigenen Vorstellungen an das Studienfach zu erfüllen. Zunächst musste T8 aufgrund des Zölibats auf eine Hilfskonstruktion ausweichen – Lehramt Sozialkunde und Theologie –, um die Aussicht zu haben, von der Theologie leben zu können. Die Soziologie wurde dann ergänzend zur Theologie gewählt, um den Berufswunsch umzusetzen. Dann jedoch kam ein zweites Hindernis, das wiederum eine Entscheidung hervorrufen musste. T8 kam mit der „dogmatischen Struktur“ der Theologie nicht zurecht, weshalb er sich dann vollends auf die Soziologie konzentrierte. Im Gegensatz zu T1 oder T2 führt er dann jedoch keine Grenzziehung, sondern eine Entgrenzung der Soziologie durch: Zunächst vereinnahmt er die Philosophie durch die Soziologie durch den Ausspruch „Hegel ist ja eigentlich Soziologie“. Durchaus hätte das auch anders herum geschehen können: Soziologie ist ja eigentlich Hegel, also Philosophie. Er entscheidet sich für die erste Variante und inkorporiert damit auch sein Interesse an der Philosophie in die Soziologie.

Thema: Vorstellung Soziologie (Z. 20–31):

Begründung mit der Hintergrundkonstruktion im Modus der Beschreibung

Diese Entgrenzung setzt er nun im weiteren Verlauf fort: Denn auch hier begründet er sein Interesse an der Soziologie durch die Theologie. Dabei rekurriert er auf die verständnis- und orientierungswissenschaftliche Seite der Soziologie. Seine Selbstbeschreibung verweist bereits auf seine Motivation, Soziologie zu betreiben. Diese begründet er zunächst mit einem soziologischen „Schwerpunkt“: Émile Durkheim und der „Durkheim-Frage“. Damitbettet er sein Interesse direkt in einen Kontext der großen Soziologen ein. Stark grenzt er sich von einem anderen Interesse in der Soziologie ab, nämlich spezifische Phänomene zu „entschlüsseln“. Er bezieht sich auf die Theologie, indem er die Soziologie als eine Art „indirekte Ethik“ beschreibt und deren Orientierungsfunktion betont, also die normative Frage, wie man aus „unserer gesellschaftlichen Existenz heraus Ideen unseres Lebens ableiten kann“.

Orientierungsmuster „Weg zur Soziologie“ oder Soziologie in the making

Der Weg zur Soziologie als Weg der Umwege

Es zeigte sich in der Analyse der Focussierungsmetaphern, dass keiner der Interviewten vor dem Studium die Absicht besaß, den Schwerpunkt auf die Soziologie zu legen. Auch verdeutlichte die Analyse, dass kein Interviewpartner eine konkrete Vorstellung davon besaß, was Soziologie sein könnte.² Soziologie war vielmehr oft zweite oder dritte Wahl und wurde verknüpft mit Vorstellungen einer bestimmten Lebensführung oder politischen Einstellung bzw. stellte eine Alternative zum ursprünglichen Berufswunsch dar. Alle vier Interviewten beschreiben, wie sie letztlich aufgrund von „Opportunities“ in die Soziologie „hineingerutscht“ sind, und zwar über eine Beschäftigung als studentische Hilfskraft oder später im Anschluss durch die Anstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter.

Soziologie als variables Konzept der Selbstbeschreibung

Die Soziologie zeichnet sich also durch eine *Interpretationsoffenheit* aus: Die Begründungen für die Wahl des Studiums fielen jeweils unterschiedlich aus. Von Abgrenzung bis hin zu Enttäuschung in Hinblick auf die erstgewählten Studienfächer – die Wahl der Soziologie kam aus ganz unterschiedlichen Gründen zustande. Der Orientierungsrahmen, der sich durchgängig in den Interviewpassagen gezeigt hat, kann als *Interpretationsoffenheit der Soziologie* bezeichnet werden.

Diese Interpretationsoffenheit speiste sich eben nicht aus konkreten Vorstellungen die Soziologie betreffend, sondern aus persönlichen Interessen, die bereits vor dem Studium bestanden. Die Soziologie ist so gesehen ein flexibles Konzept, das in unterschiedlicher Weise mit diversen Selbstbeschreibungen gefüllt wurde. Diese beinhalteten Grenzziehungen wie auch Entgrenzungen zu anderen Fächern. Begründet werden diese mit unterschiedlichen semantischen Konstruktionen, die kognitiv-epistemische wie sozial-politische Argumentationsmuster umfassen.

Eine Selbstbeschreibung, die sich an kognitiv-epistemischen Charakteristika orientiert, führt Argumente an, die sich auf die Soziologie als Disziplin und auf ihre Wissenseigenschaften beziehen. Die Anforderungen an die Soziologie wa-

2 In weiteren, hier nicht analysierten Interviews wurde der Weg in die Soziologie als „aus der Not geboren“ (T9) bzw. als eine Mischung aus „Verlegenheit und Gelegenheit“ (T7) dargestellt.

ren insbesondere, dass Aussagen abstraktionsfähig und „generalisierbar“ sein sollten. T2 konstruiert in diesem Zusammenhang eine Außenposition, die er als Beobachtungsmoment für die Soziologie geltend macht. T2 betreibt Grenzarbeit zur Ethnologie und zur Politikwissenschaft, die ihm als zu detailreich und zu „normativ“ erscheinen. Der Weg zur Soziologie ist im Fall von T2 als Orientierungsmuster zu sehen, das sich als „Konstruktion von Außenpositionen und deren Generalisierbarkeit“ beschreiben lässt. Auch T8 bewegt sich mit seinem Orientierungsmuster „Soziologie als indirekte Ethik“ auf der kognitiv-epistemischen Ebene, indem er hier letztlich eine Entgrenzung zur Theologie betreibt und die „Ethik“ der Theologie zu einer „indirekten Ethik der Soziologie“ umfunktioniert. Normative Aspekte, die ja auch durchaus bei der Theologie zu finden sind, spielen hier jedoch bereits hinein, und zwar im Rückgriff auf die „orientierungswissenschaftliche Seite der Soziologie“. T8 ist wie T2 weniger an der Spezifik einzelner Phänomene interessiert. Auch ihm geht es um Generalisierungen einer Soziologie als Verständnis- und Orientierungswissenschaft.

Die Selbstbeschreibungen von T1 und T11 orientieren sich hingegen stärker an sozial-politischen Kriterien für die Wahl der Soziologie. Ausschlaggebend sind weniger disziplinäre Charakteristika als eine Sinnkonstruktion einer „Soziologie als Potenzial gesellschaftlicher Veränderung“. Sozial-politische Aspekte spielen in der Selbstbeschreibung eine zentrale Rolle, da die Soziologie überwiegend in Zusammenhang mit gesellschaftlich-politischer Veränderung stehen wird. Dennoch wird diese Rolle in der oben genannten Sinnkonstruktion zunächst zurückgenommen. Denn nicht die gesellschaftliche Veränderung, sondern das Potenzial gesellschaftlicher Veränderung ist für T1 relevant. Potenziale aber führen erst in einem zweiten oder dritten Schritt, vielleicht auch niemals zu realer gesellschaftlicher Veränderung. Im Gegensatz dazu ist bei T11 die Wahl des Fachs Soziologie – obwohl als letzte aller Möglichkeiten – in der Rhetorik stark von einer „politischen Motivation“ geprägt. Soziologie wird in diesem Zusammenhang also als dritte Möglichkeit gesehen, sich politisch auszudrücken – in einer langen Rangfolge von Jura bis hin zum Journalismus.

Um den Orientierungsrahmen der Interpretationsoffenheit der Soziologie zu systematisieren, kann also zusammengefasst werden, dass die Selbstbeschreibungen sowohl von kognitiv-epistemischen Elementen geprägt waren als auch von sozial-politischen. Das, was die Interviewten mit der Soziologie als Disziplin verbanden, war geprägt von biografischen Erlebnissen, persönlichen Erwartungen und verwehrten Chancen. So ist eine biografische Sinnkonstruktion in Hinblick auf den Weg zur Soziologie als „Sociology in the making“ zu interpretieren. Die Interpretationsoffenheit der Soziologie, die aus theoretischer Sicht auf die mangelnde kognitive Konsolidierung des Fachs zurückzuführen ist, bietet al-

so einen breiten Fundus unterschiedlicher Sinnkonstruktionen. Dieser ermöglicht den Weg zur Soziologie, anders als bei anderen Fächern oder Berufen, die nicht in der Form offenstanden. Die analytische Unterscheidung zwischen epistemisch-kognitiven Aspekten der Selbstbeschreibung und sozial-politischen deutet darauf hin, dass sich die Doppelstruktur der Soziologie bereits in der Auswahl des Fachs zeigt: Eine stärkere Orientierung auf ein „Innen“ der Soziologie, also die Disziplin selbst, zeigt sich in der Angabe von epistemisch-kognitiven Sinnkonstruktionen. Eine Orientierung auf ein „Außen“ in Hinblick auf die Gesellschaft und das Veränderungspotenzial zeigt sich in sozial-politischen Kriterien der Sinnkonstruktionen.

Wie sich an diesem Analyseabschnitt gezeigt hat, gab es aus biografischer Sicht also weder eine übergreifende Identitäts- oder Sinnkonstruktionen „der“ Soziologie noch gab es Bekundungen, dass man schon früh ausschließlich die Soziologie als Betätigungsfeld im Blick gehabt habe. Vielmehr war der Weg zur Soziologie geprägt von Umwegen und Abgrenzungen zu dem, was die Interviewten nicht wollten. Die Soziologie bot aufgrund ihrer Interpretationsoffenheit einen geeigneten Rahmen, in den eigene Sinnkonstruktionen eingefügt werden konnten.

4.1.2 Die Motivation für Soziologie

Die Frage „Motivation für Soziologie“ wurde meist ergänzend zu den biografischen Fragen gestellt. Wie wir im ersten Auswertungsabschnitt gesehen haben, sind bereits aus der Studienfachwahl implizite Motivlagen für das Studium der Soziologie abzuleiten. Dennoch wird hier noch einmal bewusst zwischen dem *Weg zur Soziologie* und der *Motivation für Soziologie* unterschieden, nicht zuletzt, um abzugleichen, ob es möglicherweise Unterschiede zwischen der Rekonstruktion der biografisch orientierten Orientierungsmuster gibt und der Motivlage, die die Interviewten für die Soziologie angeben, mit der sie aktuell arbeiten. Die Motivlage für die Soziologie wurde je nach Verlauf der Interviews direkt oder indirekt erfragt. So wurden die Interviewpartner(innen) beispielsweise mit einer offenen Frage dazu aufgefordert, zu beschreiben, welche Art von Forschung sie betreiben und warum. Dies ließ Rückschlüsse auf Sinnkonstruktionen über die eigene Arbeit in der Soziologie – ihre Motivation für Soziologie – zu.

Analyse ausgewählter Interviewabschnitte

Interview T6, Zeile 99–150

99 I Ähm Sie haben grade vorhin auch gesagt, die Art der Soziologie, die Sie betreiben,
100
101 T6 L ja
102 I wie würden Sie denn die Art der Soziologie beschreiben, die Sie betreiben?
103 T6 Also es kommt draufan. Wollen Sie's von außen nach innen oder von innen
104 nach außen beschrieben haben, aber also von außen nach innen gesehen
105 ähm, man würde zunächst mal sagen ist im Bereich der sogenannten qualita-
106 tiven Sozialforschung, ähm aber ich würd' da so nicht ansetzen. //I: hm//
107 also ich würd' anders anfangen und sagen, wa- was ist ganz eindeutig, ich
108 äh seh mich in der sogenannten verstehenden Soziologie, also würd' ich
109 Weber, Schütz ganz brav, ja, äh und dann kommen eben Verunreinigungen
110 rein, aber das ist wieder was anderes, aber so das, die Logik ist die verste-
111 hende Soziologie, die- der theoretische Ansatz, an dem ich auf Teufel komm
112 raus festhalte, ist Handlungstheorie. also ich lass da gar nicht mit mir ver-
113 handeln, äh ich sag auch immer ich versteh' zum Beispiel Systemtheorie ein-
114 fach nicht, ja, ich versteh sie nicht, ähm die meisten Menschen denken, dies
115 sei eine boshafte Bemerkung von mir und glauben nicht, dass ich's wirklich
116 nicht versteh', ich versteh' aber nicht, was die macht. ähm so und dann
117 würd' ich die Forschung und bei mir ist sehr sehr wichtig, also ich mach'-
118 bei mir geht's immer um die Vermittlungs- Ver- um irgendeine Verbindung von
119 theoretischer Überlegung und empirischer Arbeit, ja und äh von der For-
120 schung her würd' ich mich nie der qualitativen Sozialforschung zuwenden,
121 sondern was- was wir machen ist interpretative Sozialforschung [...] also
122 interpretative Sozialforschung ähm datenerhebungstechnisch ist das einfach
123 Ethnografie, was- was ich ganz wesentlich mache, also nicht nur, aber äh
124 meistens ist es- sind es ethnografische Designs, [...], ähm also es heißt, ein-
125 fach würd' ich grundsätzlich ein- äh ein- eine Mischung aus Beobachtung, aus
126 mit Leuten reden, aus- die Dinge aus dem Feld sich angucken //I: hm// ja
127 das ist [Name der Person] ähm, die ist- die kommt aus der Quanti-Ecke und
128 ähm die sagt immer, das sei ne ziemlich wilde Art, wie- wie- wie wir so diese
129 Methoden miteinander, weil mir ist das wurscht, ja, mir geht's einfach drum,
130 ich will irgendwas wissen und dann nehm' ich irgendwas, was ich metho-
131 disch brauchen kann, aber ich- ich- mich interessiert die Methode nicht an
132 sich, ja. aber man muss die- die Methoden natürlich können, das ist klar.
133 ähm das ist die Datenerhebungsseite und äh auf der andern Seite äh die Da-

134 *tenauswertung äh ist eindeutig bei mir äh normalerweise mit normalen Da-*
135 *ten hermeneutisches Vorgehen, äh mit ganz ganz wenig Aufweichungen [...]*
136 *das heißt keine phänomenologische Philosophie, ja, nicht schwer verständ-*
137 *liche Dinge, sondern äh ne methodische Herangehensweise, äh Dinge zu be-*
138 *trachten, ja und äh ich sag immer das hilft gegen Betroffenheitslyrik. wenn*
139 *man so arbeitet wie wir, ja und ganz nah an den Feldern ist //I: hm// äh und*
140 *sich da drauf einlässt und de- dezidiert affirmativ, wir sind dezidiert unkri-*
141 *tisch, ja wir sind immer auf der Seite von unsren Forschungssubjekten, aber*
142 *wir helfen ihnen nicht, also wir sind nicht emanzipativ, gar nicht, ja //I:*
143 *hmhm//wir gucken kalt lächelnd zu wie jemand ertrinkt, wenn sie so wollen,*
144 *wie in diesem Zen-Beispiel, ja, wo der- Sie kennen das, geht ein Zen-Mönch*
145 *einen Fluss entlang, im Fluss äh treibt ein Mann und ruft verzweifelt ich er-*
146 *trink, ich ertrinke und der Mönch sagt, es tut mir leid, ich kann dir nicht hel-*
147 *fen, ja, ja, wir können dir nicht helfen, nichts //I: hm// äh aber wir sind sehr*
148 *affirmativ //I: hm// ähm und damit man dann nicht anfängt, Betroffenheitslyr-*
149 *ik zu produzieren, ja und so, da hilft die Phänomenologie als strenge- als*
150 *strenge Methode der Datenreinigung so würd' ich das mal sagen, ja.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Situierung in der eigenen Disziplin (Z. 103–116)

Zunächst macht T6 eine Innen-Außenbeschreibung der Soziologie auf. Er beschreibt sein Vorgehen von innen nach außen, indem er sich selber in der versteckten Soziologie und in der Handlungstheorie verortet und sich von Ansätzen wie der Systemtheorie radikal abgrenzt.

Thema: Beschreibung der eigenen Forschung (Z. 116–133)

Seine Forschung beschreibt T4 als eine Verbindung zwischen theoretischen Überlegungen und empirischer Arbeit. Sein Fokus liegt hier weniger auf einer stringenten Methode, sondern darauf, dass er „irgendwas wissen“ will und dann „irgendwas“ nimmt. Diesen Teil bezeichnet er als die Datenerhebungsseite.

Thema: Grenzziehung zum Untersuchungsgegenstand (Z. 133–150)

Die andere Seite bezeichnet er als die Datenauswertung. Hier bezieht er sich strikt auf das hermeneutische Vorgehen „mit ganz wenigen Aufweichungen“. Diese hilft ihm, gegen „Betroffenheitslyrik“ anzukommen. Dann erläutert er, dass er sich ganz nah am Feld befindet und welches Verhältnis er zu seinen Forschungssubjekten hat. Er bemüht dann eine Parabel, um sein Verhältnis deutlich zu machen.

Reflektierende Interpretation

Thema: Situierung in der eigenen Disziplin (Z. 103–116):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Zunächst macht T6 eine eigene Heuristik auf, in der er eine äußere und eine innere Argumentationsschicht definiert. Die äußere Schicht wird als sein methodischer Zugang, die qualitative Sozialforschung, definiert. Den inneren Kern stellt für ihn die „verstehende Soziologie“ dar. Dieses Bild verstärkt er, indem er soziologische Schwergewichte wie Max Weber oder Alfred Schütz anführt. Zudem scheint dies zunächst ein reiner Kern zu sein, zu dem „Verunreinigungen“ kommen. Hier definiert er seinen Zugang über „reine“ Soziologen, die auch als Klassiker der Disziplin bezeichnet werden können. Dann legt er eine weitere Situierung fest: Er beschreibt sich als Handlungstheoretiker. Auch diese Aussage unterstreicht er, indem er betont, dass er in diesem Punkt „nicht mit sich verhandeln“ lässt. Er grenzt sich von der Systemtheorie ab, wofür er kognitive Gründe aufführt („ich versteh aber nicht, was die macht“).

Thema: Beschreibung der eigenen Forschung (Z. 116–133): Argumentation mit der Hintergrundkonstruktion einer Beschreibung und einer Bewertung

T6 geht genauer auf die Definition seiner eigenen Forschung ein. Interessant ist in diesem Abschnitt, dass er sich in Hinblick auf seine vorhergehenden Aussagen widerspricht. Während er sich im ersten Abschnitt noch der qualitativen Sozialforschung zugeordnet hat, differenziert er hier zwischen qualitativer und interpretativer Sozialforschung. Unter Letztere fasst er vor allem die Ethnografie und die Methode, mit der er vorgeht. Er zeichnet eine Grenze zwischen quantitativer und qualitativer Forschung, wobei er die vermeintliche Sauberkeit der Methoden thematisiert. Im Gegensatz zu seiner Situierung in der Soziologie, die als rein und auch akkurat bezeichnet werden kann, positioniert er sich hier viel stärker auf der Seite seiner eigenen Interessen, der sich dann die Methode unterzuordnen hat. Deutlich wird das insbesondere durch den Satz „weil mir ist das wurscht, ja, mir geht's einfach drum, ich will irgendwas wissen und dann nehm' ich irgendwas, was ich methodisch brauchen kann, aber ich- ich- mich interessiert die Methode nicht an sich“. Hier kommt sein Hauptinteresse an der Soziologie zum Vorschein: Es ist nicht primär ein methodisches, sondern es geht um die Umsetzung eines Interesses, einer Wissenslücke, die er in Bezug auf bestimmte Phänomene hat.

Thema: Grenzziehung zum Untersuchungsgegenstand (Z. 133–150):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Beschreibung

Nach einer ausführlichen Schilderung seines epistemologischen Zugangs im ersten Abschnitt und seines methodischen Zugangs im zweiten Abschnitt geht es nun um seine Datenauswertung. Er wendet viel Energie auf, diese im Detail zu beschreiben. Zwei Dinge stechen hervor: Wie im ersten Abschnitt rekuriert er auf die „Reinheit“, jetzt in Bezug auf die Auswertungsmethode. Er trennt zwischen Erhebung und Auswertung, da diese im Gegensatz zur Erhebung nicht beliebig ist, sondern ein hermeneutisches Vorgehen mit „ganz wenigen Aufweichungen“. Die Rahmung, die dieses hermeneutische Vorgehen erfährt, ist die Vermeidung von „Betroffenheitslyrik“. T6 beschreibt dies ausführlich. Zunächst ist für ihn Betroffenheitslyrik etwas, von dem man sich distanzieren sollte. Sie entspricht wissenschaftlichen Standards nicht. Wichtig ist für ihn die erfolgreiche Distanzierung von dem Untersuchungsgegenstand, denn gerade die Form der Forschung, die er betreibt, scheint zunächst mit wenig Distanz verbunden zu sein, da sie „dezidiert unkritisch“ und „immer auf der Seite“ der Forschungssubjekte ist. Diese Distanz erzeugt er rhetorisch über zwei Formen: 1. Über die Negation jeglicher Hilfe für die Forschungssubjekte. Er rekuriert auf eine sehr eindringliche Parabel über einen Mönch, der einen Menschen ertrinken lässt, obwohl dieser nach Hilfe ruft. Er konstruiert dementsprechend eine Außenperspektive, die eine Distanzierung von einer Innenperspektive schafft, die er durch die affirmative Haltung in seiner Forschung einnimmt. 2. Über die „Phänomenologie als strenge Methode“, die die Daten von einer eigenen möglichen Betroffenheit reinhalten soll.

Interview T4, Zeile 3–30

- 3 I [...] zu den Zielen [...] Ihres Forschungsprogramms, und warum Sie diese
4 Ziele [...] verfolgen?
- 5 T4 (2) Das ist eine große Frage @(.@), also das eine ist natürlich, dass man im
6 innertheore- innerwissenschaftlichen Diskurs das beantworten kann, und
7 wenn man sich da die Soziologie anschaut, dann gibt's halt wenige, die
8 wirklich [Name des Bereichs] erforschen. [...] also normalerweise haben
9 sie entweder die [Name des Bereichs]-forscher oder die [Name des Be-
10 reichs]-forscher, und die Idee hier ist eigentlich, ahm das ebend hier immer
11 wieder zu verbinden, und das wär ebend (.) und daraus ergeben sich ganz
12 viele wissenschaftliche Forschungslücken ◊im Prinzip◊. (Seufzt) ahm das
13 wär die eine Definition, die andere Definition ist, wenn man Leibniz ernst
14 nimmt und sagt, wir machen problemorientierte Grundlagenforschung, dann

15 *sind das natürlich schon auch Themen, die gesellschaftlich relevant sind,*
16 *und praktisch in diesem großen Bereich von [Name des Bereichs] und dem*
17 *großen Bereich von [Name des Bereichs] haben wir dann schon eher den*
18 *Fokus auf Fragen da, wo es hapert. [...] also die Fragen, wo man sagt, das*
19 *ist so das untere Ende der Sozialhierarchie und die muss man halt lösen.*
20 *man kann natürlich auch eine andere Logik haben, die muss man auch lö-*
21 *sen, die Probleme, aber das ist so ein bisschen unser Zugang dazu. (3) und*
22 *äh, insofern würd ich schon sagen, dass viele unserer Projekte erstmal nicht*
23 *unbedingt anwendungsorientiert sind, sondern eher grundlagenorientiert*
24 *sind, aber bei der Problemauswahl, also bei der Fragestellung (4) wir dann*
25 *eher Ressourcen darauf verwenden, wo wir meinen, da gibt's ein Problem,*
26 *was es zu lösen gibt oder nich. [...] die Idee ist eigentlich, man will Aufklä-*
27 *rung betreiben und man will gestalten. und äh (2) ehrlicherweise war das*
28 *immer @meine Motivation@, warum ich Soziologie studiert habe, und inso-*
29 *ffern passte das dann mit dem [Name der Organisation] einfach gut, weil das*
30 *das ist, was man machen soll, aufklären und gestalten.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Situierung in der Soziologie (Z. 5–23)

T4 differenziert in der Beschreibung des Forschungsprogramms in einen „innerwissenschaftlichen“ Diskurs und in „problemorientierte Grundlagenforschung“. Mit diesen Zugängen sind unterschiedliche Fragen verbunden.

Thema: Beschreibung der eigenen Forschung (Z. 23–27)

T4 beschreibt die eigene Forschung und inwieweit die betreffenden Projekte dem einen oder anderen Zugang entsprechen. Hier bringt er zudem eine dezidierte Definition dessen, was die Ziele der Forschung sind.

Thema: Motivation Soziologie (Z. 27–30)

T4 beschreibt konzise seine Motivation für Soziologie.

Reflektierende Interpretation

Thema: Situierung in der Soziologie (Z. 5–23):

Argumentation mit der Hintergrundkonstruktion einer Begründung

T4 eröffnet, wie T6, seine Situierung mit einer Heuristik. Diese differenziert wie T6 zwischen einem Innen und einem Außen, die als eine Dialektik eingeführt werden. Rhetorisch schafft er Distanz zu der Beschreibung des innerwissenschaftlichen Diskurses, indem er mit seinen Ausführungen in der dritten Person („man“) bleibt. Zudem bleibt er im Konjunktiv: „das wär die eine Definition.“

Der Einsatz des Wortes „natürlich“ zeigt an, dass diese erste Definition diejenige ist, die als selbstverständlich gilt. In der Dramaturgie wird nun eine Spannung aufgebaut, was denn die andere Definition sein könnte. Diese wird im Indikativ formuliert: „die andere Definition ist“. Dies deutet an, dass das die für ihn relevante Definition ist. Im weiteren Satzverlauf bezieht er sich auf Leibniz: „wenn man Leibniz ernst nimmt“. Der Name hat Gewicht; immerhin ist Leibniz einer der wichtigsten Universalwissenschaftler des 17. Jahrhunderts. „Problemorientierte Grundlagenforschung“ wird also mit einem „großen“ Namen begründet und legitimiert. Denn es würde im Umkehrschluss all diejenigen diskreditieren, die „Leibniz“ nicht ernst zu nehmen. Hier zieht der Interviewte eine Grenze zwischen einer „innerwissenschaftlichen“ Definition und einer anderen, die sich auf problemorientierte Grundlagenforschung bezieht. Problemorientierte Grundlagenforschung speist sich aus einem lebensweltlichen Problembezug und zwar „da wo es hapert“.

Thema: Beschreibung der eigenen Forschung, (Z. 23–27):

Argumentation mit der Hintergrundkonstruktion einer Begründung

Im weiteren Verlauf setzt der Interviewte seine Ausführungen zu seiner eigenen Forschung in Bezug. Auffallend ist die lange Pause inmitten seiner Ausführungen. Er positioniert sich auf der Seite der Grundlagenforschung. Die Projekte, die er macht, sind also „nicht unbedingt anwendungsorientiert“. Hier betreibt er klassische Grenzziehung zwischen anwendungsorientierter Forschung und Grundlagenforschung. Er verbindet diese Forschungstypen, indem er die Fragestellung als etwas bezeichnet, wo „wir meinen, da gibt es etwas zu lösen oder nicht“, sie ist auf normativen Annahmen begründet. Dieses Vorgehen in der Problemauswahl jedoch problematisiert er nicht, weil es letztlich zu der von ihm vorgebrachten Argumentation zu problemorientierter Grundlagenforschung passt, die allem voran mit Leibniz argumentiert und begründet wurde. Er geht damit zwar einerseits auf Distanz zu einer möglichen Anwendung, andererseits lässt er Raum für lebensweltliche, normative Zugänge zum Forschungsgegenstand, die in dieser Form dann auch nicht weiter begründungsbedürftig scheinen.

Thema: Motivation Soziologie (Z. 27–30):

Erzählung mit dem Hintergrundmodus einer Begründung

Hier geht er auf die Motivation ein, Soziologie zu betreiben, und zwar als Aufruforderung: „Das ist es, was man machen soll: aufklären und gestalten.“ Hier zeichnet er ein Bild einer nach außen gerichteten Soziologie, die aufklärend und gestaltend wirken soll. Er bezieht sich auf seine vorhergehenden Aussagen, in

denen er auf seinen Zugang zu Forschungsfragen eingeht: Es sind Fragen, „die muss man halt lösen“.

Interview T10, Zeile 761–778

761 I *Gehört [...] diese Vermittlung der Forschungsergebnisse an die Praxis im weitesten Sinne zu den Aufgaben eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin?*

764 T10 *Nach meinem Verständnis schon. Das ist der Grund, wieso ich Wissenschaft mache. Ich will nicht nur die Gesellschaft verstehen, ich will auch wieder in die Gesellschaft hineinwirken. Ich bin ja selber Teil der Gesellschaft. Für mich war immer schon klar, dass das ein Teil davon ist. Wie stark ich da hineinwirke, und wie viel meiner Energie und Aufmerksamkeit auf diesen Aspekt gerichtet ist, versus Verstehen und ein selbstreferenzielles Wissenschaftssystem mit am Leben zu erhalten, das ist eine Sache, wo man gucken muss, an welcher Stelle der Karriere oder des Lebens was ansteht. Aber grundsätzlich, finde ich, gehört das in jedem Fall dazu. Und ich würde mich freuen, wenn es auch institutionell und infrastrukturell stärker gefördert würde, dass wir das machen. Es müssen ganz bestimmt nicht alle partizipativ forschen, aber zu lernen, wie man sich verständlich ausdrückt, auch Menschen außerhalb der Wissenschaft verständlich zu machen, wieso die Arbeit relevant ist und wieso es auch für die Gesellschaft wichtig ist, dass Menschen Wissenschaft machen, ist glaube ich ganz wichtig.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Motivation für Wissenschaft (Z. 764–772)

In diesem Abschnitt beschreibt T10 seine Motivation für Wissenschaft und Möglichkeiten der Umsetzung dieser Motivation.

Thema: Orientierung Wissenschaft (Z. 772–778)

T10 macht deutlich, dass er es grundlegend gutheißen würde, wenn ein solches Verständnis in der Wissenschaft vorherrschen würde.

Reflektierende Interpretation

Thema: Motivation für Wissenschaft (Z. 764–772):

Argumentation mit der Hintergrundkonstruktion einer Beschreibung

Ähnlich wie T4 begründet auch T10 seine Motivation für Soziologie mit einer sozial-politischen Orientierung. T10 bezieht sich jedoch in seiner Begründung zunächst nicht auf die Soziologie, sondern auf die Wissenschaft im Allgemeinen.

Die Argumentation, die T10 vorbringt, unterscheidet sich maßgeblich von der von T4. Die Motivation wird nicht mit einer prominenten Person begründet, sondern mit der Stellung, die T10 in Bezug auf seinen Untersuchungsgegenstand einnimmt: Er ist selber Teil der Gesellschaft und will deshalb die Gesellschaft nicht nur verstehen, sondern auch in sie hineinwirken. Des Weiteren macht er die Limitierungen eines solchen Hineinwirkens nicht von epistemologischen Faktoren abhängig, wie das bei T6 der Fall war, sondern von strategischen Faktoren der Karrieregestaltung in der Wissenschaft. Ebenfalls angeführt werden institutionelle Aspekte für die Förderung eines Hineinwirkens in die Gesellschaft, die bislang unzureichend ist. T4 nimmt eine Grenzziehung zwischen „Hineinwirken in die Gesellschaft“ und einem „selbstreferenziellem Wissenschaftssystem“ vor.

Thema: Orientierung Wissenschaft (Z. 772–778):

Argumentation mit der Hintergrundkonstruktion einer Beschreibung

T10 zeichnet ein breites Bild von Wissenschaft. Ihm geht es insbesondere darum, die Relevanz von Wissenschaft für die Bevölkerung erkennbar und verständlich zu machen. Damit verbunden sieht er einen Lernprozess, den die Wissenschaftler durchlaufen müssten.

Orientierungsmuster „Die Motivation für Soziologie“

Die Interviewabschnitte zeichnen sich überwiegend durch den Texttyp der Argumentation aus. Es wurde in den einzelnen Textpassagen vermehrt auf theoretisch-legitimatisches Wissen zurückgegriffen. Im Allgemeinen zeigte sich auch hier die Interpretationsoffenheit der Soziologie, nämlich dadurch, dass die Interviewten der Soziologie unterschiedliche Eigenschaften zuordneten. Auch machten sie, wie im Abschnitt zuvor, sowohl kognitiv-epistemische als auch sozial-politische Dimensionen in den Selbstbeschreibungen geltend. Während T10 und T4 ähnliche Selbstbeschreibungen anfertigten, indem sie angeben, eine Soziologie betreiben zu wollen, die „aufklärt und gestaltet“, war dieses Thema in der Selbstbeschreibung von T6 nicht relevant. Seine Beschreibung der Soziologie legte den Schwerpunkt überwiegend auf epistemisch-kognitive Argumente. Er distanzierte sich von möglicher „Betroffenheitslyrik“, die mit einem Soziologieverständnis einhergehen kann, das auf „Helfen“ ausgerichtet ist.

Die Reinheit der Beschreibung und die Vermeidung von Betroffenheitslyrik

In der Selbstbeschreibung von T6 dominiert das Prinzip der „Reinheit“ – er bezieht sich in seiner Semantik mehrmals auf mögliche „Verunreinigungen“. Diese

Reinheit trifft einerseits auf seine Situierung innerhalb der Soziologie zu und andererseits auf die Methode der Datenauswertung (Phänomenologie als Datenreinigung). Interessanterweise gilt das Gebot der „Reinheit“ nicht unbedingt für die Problemwahl. Er begründet diese weder mit einer wissenschaftlichen Methode noch anhand wissenschaftlicher Kriterien. Vielmehr möchte er das untersuchen, was ihn interessiert. Der lapidare Ton, in dem er die Problemauswahl beschreibt („weil mir ist das wurscht, ja, mir geht's einfach drum, ich will irgendwas wissen und dann nehm' ich irgendwas, was ich methodisch brauchen kann“), deutet darauf hin, dass er keinerlei Rechtfertigungzwang und damit verbunden Selbstvergewisserungsrhetorik darin sieht. Die dahinterliegende „professional ideology“ einer „science for science sake“ kann diese Forschung begründen, die an intrinsischen Interessen ausgerichtet ist. Wissenschaft ist also nicht an einer Rhetorik der Nützlichkeit, sondern an der Freiheit der Forschung orientiert und bewegt sich ganz in einem selbstreferenziellen Rahmen der Wissenschaft, also im „Innen“.

Die gestalterische Kraft der Soziologie

Ganz anders verhält es sich mit T4, der sich in der problemorientierten Grundlagenforschung situiert. Diese Situierung bringt eine Selbstvergewisserungsrhetorik in der Selbstbeschreibung mit sich. Dies zeigt sich einerseits darin, dass er eine Rhetorik der Autorität einsetzt: „wenn man Leibniz ernst nimmt“. Andererseits wird deutlich, dass er sich immer wieder auf die eigene „Wissenschaftlichkeit“ rückbezieht, in Form der Leibniz-Referenz und der Aussage, dass ja überwiegend Grundlagenforschung betrieben werde. Durch diese Form der Selbstbeschreibung, die als Legitimierungsrhetorik zu bezeichnen ist, stellt T4 epistemische Autorität her, um die Art der Forschung, die er betreibt, zu legitimieren: „aufklären und gestalten“. Denn die Motivation für die Art der Forschung, die T4 betreibt, orientiert sich weniger an einer epistemisch-kognitiven Rhetorik einer selbstreferenziellen Wissenschaft als an einer sozial-politischen. Im Gegensatz zu T6 wählt T4 die Forschungsfragen nach seinen eigenen Kriterien der sozialen Problemwahrnehmung, also danach, „wo es hapert“.

T10 richtet sich mit seiner Motivation, die er als „Hineinwirken in die Gesellschaft“ beschreibt, am stärksten an einer Selbstbeschreibung aus, die sich an sozial-politischen Kriterien orientiert. Auffallend ist, dass diese Selbstbeschreibung von wesentlich weniger Rechtfertigungzwang gekennzeichnet ist als die von T4. Ein Hineinwirken in die Gesellschaft entspricht der Rolle eines Wissenschaftlers und ist damit auch legitim. In dieser Selbstbeschreibung geht es weniger darum, ein Hineinwirken in die Gesellschaft über ein „Innen“ zu legitimie-

ren. Faktoren, die zu einer Einschränkung dieses „Hineinwirkens“ führen, sind strategischer Natur.

Innen- und Außenorientierung als Grenzziehung zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft

Alle Interviewten konstruierten eine Innen- und eine Außenperspektive. Das „Innen“ war jeweils stellvertretend für einen Kern. Dieser Kern wurde von T6 als eine reine Soziologie dargestellt, die sich über die Klassiker als verstehende Soziologie beschreibt. Auch T10 nimmt diese Beschreibung vor, er definiert das „Innen“ im Sinne einer selbstreferenziellen und verstehenden Soziologie. T4 definiert ein „Innen“, das er als „innerwissenschaftlichen Diskurs“ bezeichnet. Die Grenzziehungen zwischen Innen und Außen wurden jeweils unterschiedlich vollzogen.

1) Prinzip der Exklusion oder das Reinheitsprinzip

Wie T6 die Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft zieht, kann mit der Erfüllung eines „Reinheitsprinzips“ umschrieben werden. Er weist auf die Gefahr einer „Betroffenheitslyrik“ hin, die er scharf von seiner Ansicht von echter Wissenschaft abgrenzt. Diese Betroffenheitslyrik kann, wie bereits erwähnt, nur durch strenge Kontrolle in der Datenauswertung vermieden werden. Die eigene Betroffenheit, also die eigene Normativität und Empathie, darf die Wissenschaft nicht verunreinigen. In Anlehnung an Gieryn wird hier von einer Grenzziehung nach dem Prinzip der Exklusion gesprochen. Im Gegensatz zu Gieryn, der mit dem Prinzip der Expulsion operiert, wird hier bewusst von Exklusion gesprochen: Alles, was nicht zur „reinen“ Soziologie gehört, muss bereits im Forschungsprozess ausgeschlossen werden. Denn es geht nicht nur darum, unterschiedliche Lager aus der Soziologie auszuschließen, was Gieryn als Expulsion beschreiben würde. Ziel ist zudem, die Innengrenzen in Hinblick auf die Doppelstruktur zu stärken und jegliche Verunreinigung durch eigene Werturteile zu vermeiden, also zu exkludieren. Diese rhetorische Grenzziehung zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand mag sich auch aus der Methode begründen: Dadurch, dass T6 mit der Ethnografie sehr nahe am Gegenstand („sehr affirmativ“) ist, scheint für ihn die Grenzziehung zwischen Wissenschaft und dem Untersuchungsgegenstand in Form der Exklusion besonders vital.

2) Prinzip der Inklusion: Grundlagen- und Anwendungsorientierung als legitime Forschungsorientierung

Im Fall von T4 ist eine Trennung zwischen grundlagen- und anwendungsorientierter Forschung als eine Hilfskonstruktion anzusehen, um die eigene Forschung zu legitimieren und als zulässige Forschung in einem wissenschaftlichen Kanon zu kennzeichnen: Sie ist zugleich grundlagen- und problemorientiert. Dies ist eine Art von Grenzarbeit, die im Folgenden als Prinzip der Inklusion bezeichnet werden soll. Im Gegensatz zum Prinzip der Exklusion geht es in diesem Fall darum, unterschiedliche Prinzipien der Wissenschaft als legitim gelten zu lassen.

Auch die Grenzarbeit von T10 kann mit dem Prinzip der Inklusion umschrieben werden. Der Unterschied zu T4 ist jedoch, dass diese Form der Grenzarbeit mit wesentlich weniger Selbstvergewisserungsrhetorik verbunden ist. Inklusion wird nicht an vermeintlich wissenschaftliche Kriterien gebunden, sondern an die Forderung einer stärkeren institutionellen und infrastrukturellen Förderung. In Hinblick auf die Soziologie selbst wird also eine Selbstbeschreibung vorgenommen, die keiner innersoziologischen Selbstvergewisserungsrhetorik bedarf.

Deutlich wird aus diesen Ausführungen, dass die Art und Weise, wie Grenzarbeit betrieben wird und wie diese aussieht, immer stark von der Selbstbeschreibung und Positionierung der Interviewpartner abhängt. Denn auch wenn T6 und T10 beide nach dem Prinzip der Inklusion verfahren, sind die Begründungsmuster und Zugänge doch unterschiedlich. Auch konnte hier herausgearbeitet werden, dass die Frage nach der wissenschaftlichen Problemauswahl bei T6 und T4 nicht mithilfe wissenschaftlicher Kriterien begründet wurde. Dabei war die Legitimierungsrhetorik bei T4 wesentlich stärker ausgeprägt als bei T6. Dies lag an der eigenen Positionierung der Personen im Feld der Soziologie. Hat sich also T6 von Anfang an in einem „Innen“ der Disziplin situiert, so hat T4 sich in seiner Selbstdarstellung zunächst außerhalb der Grenze eines innerwissenschaftlichen Diskurses gesehen und deshalb eine andere Art von Grenzarbeit betrieben als T6.

Es zeigt sich, dass sich alle drei Soziologinnen und Soziologen selbst auch als solche definieren. Über unterschiedliche rhetorische Strategien jedoch versuchen sie, Legitimität für ihren Zugang zu Soziologie zu erzeugen, was in unterschiedlichen Strategien der Grenzziehung deutlich wird.

4.1.3 Soziologie ist... oder: Die Aufgabe der Soziologie

Im Folgenden werden Textabschnitte untersucht, in denen die Interviewten nach der Aufgabe der Soziologie gefragt wurden.

Analyse ausgewählter Interviewabschnitte

Interview T3, Zeile 582–607

582 I Denken Sie, dass dieser Praxisdialog zu den Aufgaben von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gehört?
583
584 T3 Ich bin nich so normativ, dass ich das sagen würde. Für mich wü- für mich
585 seh ich das so, ich empfinde das als meine Aufgabe (3) ahm, ich wüsste
586 sonst nich, also, wenn ich jetzt sag mal Physikerin wäre, dann wüsste ich,
587 dass es da wirklich so was wie - wir wollen uns jetzt nicht über Grundlagen-
588 forschung ernsthaft streiten - aber da wüsste ich, dass Grundlagenforschung
589 - das is entweder richtig auf dem Stand des Wissens oder nich, das gibt's in
590 den Sozialwissenschaften nicht, es gibt immer Tausende von Zugängen, es
591 gibt nicht richtig oder falsch. ich kann nicht – ich kann einen – ich kann jetzt
592 latourische Zugänge zu STS irgendwie verbessern, oder ich kann die Luh-
593 mann'sche Theorie zur Kommunikation nehmen und irgend- irgendwas zu-
594 fügen. das ändert dann aber nichts zu dem diversen Stand sozialwissen-
595 schaftlichen Wissens zu dem Thema (1) Kommunikation zum Beispiel, es än-
596 dert nichts an der Diversität, an der Vielstimmigkeit, an äh an der Kakaofo-
597 nie. das wird auch immer so bleiben. und ich glaube, ich persönlich kann
598 sozusagen dem Steuerzahler und der Steuerzahlerin, für mich ganz - aber
599 das ist wirklich nur für mich individuell, dem könnte ich nicht erklären, wa-
600 rum ich jetzt ahm an der Verbesserung sag mal von Luhmanns Theorie ar-
601 beiten müsste partout oder irgendwelche anderen Gedankenexperimente
602 machen.(3) ich seh das so, ich weiß, wir brauchen ne Philosophie, die also
603 sicherlich nich in der Regel ne- äh - nen engen Zugang zur Praxis hat, wir
604 brauchen das sicherlich, wir brauchen Kunst, wir brauchen alles Mögliche,
605 die explizit nicht praxisorientiert sind und die explizit (2) sozusagen spiele-
606 risch und was weiß ich an die Dinge ran gehen, aber(2) ich bin nich sicher,
607 ob wir Soziologie als Grundlagenforschung brauchen, ehrlich gesagt.

Formulierende Feininterpretation

Thema: Aufgabe der Soziologie (Z. 582–597)

In diesem Abschnitt erläutert T3, dass er den Praxisdialog als seine Aufgabe empfindet. Hier grenzt er die Soziologie von der Physik ab und kontrastiert diese Art des Wissens mit der des sozialwissenschaftlichen Wissens, das er als dispers und fragmentiert beschreibt.

Thema: Soziologie als Grundlagenforschung (Z. 597–607)

Dann folgt die Erläuterung, dass T3 es mit Blick auf den Steuerzahler nicht als legitim ansieht, dass diese Art von Wissenschaft selbstreferenziell ausgeübt wird.

Reflektierende Interpretation

Thema: Aufgabe der Soziologie (Z. 582–597): Argumentation

Im ersten Abschnitt betont T3 mehrere Male, dass seine Aussage nicht für die gesamte Disziplin zutrifft, sondern dass er eine solche Normativität lediglich auf der persönlichen Ebene beansprucht. Er geht auf die Naturwissenschaften ein und betreibt Grenzarbeit zu den Sozialwissenschaften: Das in den Naturwissenschaften generierte Wissen (Beispiel Physik) ist anderer Art als das der Sozialwissenschaften. Das Wissen in den Naturwissenschaften ist im Gegensatz zu den Sozialwissenschaften entweder wahr oder unwahr, was auch seiner Definition von Grundlagenforschung entspricht. Rhetorisch also unterscheiden sich Sozial- und Naturwissenschaften im Grad des Wahrheitsgehalts des Wissens. Die Argumentation erinnert an Whitleys Ansatz, der die Sozialwissenschaften als „fragmented adhocracies“ (Whitley, 1984a; Whitley, 1984b) bezeichnet.

Thema: Soziologie im Dienst der Praxis (Z. 597–607): Argumentation

In diesem Abschnitt führt T3 die Argumentation zurück auf die Frage der Praxisbezogenheit der Soziologie. In diesem Punkt geht er in seiner Begründung außengeleitet vor. Es geht um die Legitimation der Forschung vor dem Steuerzahler. Hier zweifelt T3 zudem den Status der Soziologie als Grundlagenwissenschaft an, da ein solcher vor dem Steuerzahler nicht zu rechtfertigen ist. Obwohl er diesen Status anderen Disziplinen und Bereichen zugesteht, nimmt er letztlich eine Entgrenzung der Soziologie vor, indem er konstatiert, nicht sicher zu sein, ob „wir eine Soziologie als Grundlagenforschung brauchen ehrlich gesagt“.

Interview T5, Zeile 311–341

311 T5 (3) Erfolgreicher Transfer wäre (2), wenn ich etwas herausfinde ahm und -
312 ok das wär ein sehr erfolgreicher Transfer, sehr erfolgreicher Transfer wäre
313 @(.)@ ich finde etwas über die Mechanismen heraus, und das wird tatsächlich
314 von Verantwortlichen entweder in der Organisation, in der Gesell-
315 schaft, im Staat, übernommen und ahm tatsächlich dann daraus ne Policy
316 abgeleitet und die dann implementiert. //I: hm// das wär sehr erfolgreich. er-
317 folgreich finde ich auch schon allein Aufklärung. ähm, die - das kann teil-
318 weise auch schon sehr erfolgreich sein, wenn einfach das was ich gefunden

319 *hab - wenn die Leute das in ihren Gedanken das berücksichtigen, oder oder*
320 *wissen, warum manche Dinge so sind, wie sie sind, dass das nicht zufällig,*
321 *gottgegeben oder ähnliches ist, sondern dass da bestimmte Strukturen da-*
322 *hinter sind, dass da bestimmte Akteure dahinter stecken, die Entscheidungen*
323 *und Entwicklungen beeinflusst haben. sprich der Aufklärungsgedanke ist mir*
324 *im Grunde auch sehr wichtig, das is auch ein Bereich, weniger in dem neuen*
325 *Projekt, da bin ich noch nicht so drin, sondern hier in meinem ahm etablier-*
326 *ten Gebiet, was ich häufig beforsche, ahm, wo es mir einfach darum geht,*
327 *ahm, dass manche Dinge ahm nach dem neuesten Stand der Wissenschaft*
328 *gesehen werden. gutes Beispiel: ahm schadet es den Kindern, wenn sie län-*
329 *ger gemeinsam unterrichtet werden? keine Ahnung, es gibt 70 Studien, wo-*
330 *von 69 Studien sagen, das ist nicht der Fall. und eine Studie, die wird dann*
331 *immer hochgezogen, aber mir ist es dann irgendwie wichtig ahm zum Bei-*
332 *spiel rüberzubringen, ich sag das jetzt fiktiv, aber es gibt so und so viele*
333 *Studien, ahm die allesamt das zeigen, dass es kein Problem is, es is in an-*
334 *dern Ländern kein Problem is, dass es gang und gäbe is. ähnlich is, das is*
335 *jetzt nich mein Forschungsfeld, aber inwieweit schadet es - weil es jetzt grad*
336 *aktuell is- inwieweit schadet es einem Kind, wenns in der Krippe is. und*
337 *ahm, da find ich das auch wichtig, dass man ein Stück weit Aufklärungsar-*
338 *beit macht und sagt, es gibt wenige Hinweise, dass das schadet, sonst hätten*
339 *keine Ahnung, 97% aller Schweden nen Vollknall, ist aber nicht so. //I: hm//*
340 *insofern ahm ist die Aufklärung für mich eine der - auch eine der vornehm-*
341 *sten Aufgaben der Soziologie an sich.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Erfolgreicher Wissenstransfer (Z. 311–323)

T5 definiert sehr erfolgreichen wie auch erfolgreichen Wissenstransfer. Sehr erfolgreicher Wissenstransfer äußert sich in der konkreten Umsetzung von Forschungsergebnissen in der Praxis, erfolgreicher Wissenstransfer in der „Aufklärung“ der Gesellschaft.

Thema: Soziologie als Aufklärung (Z. 323–341)

T5 beschreibt die Relevanz des Aufklärungsgedankens für die eigene Arbeit. Diese definiert er überwiegend über empirische quantitative Forschung als eine der „vornehmsten Aufgaben der Soziologie an sich“.

Reflektierende Interpretation

Thema: Erfolgreicher Wissenstransfer (Z. 311–323):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Beschreibung

Für T5 ist Wissenstransfer gleichbedeutend mit der Umsetzung seiner Forschungsergebnisse in der Praxis. Erfolgreich jedoch ist für ihn „schon allein Aufklärung“. Er konstruiert bei seiner Definition ein Rationalitätsgefälle zwischen der Soziologie und der Praxis (Beck et al., 1989a, siehe auch Kapitel 2.1). Hier also wird die Selbstbeschreibung gleichzeitig auch zu einer Fremdbeschreibung der Gesellschaft: Es geht darum, die „Leute“ aufzuklären, dass bestimmte Dinge nicht „gottgegeben“ sind. Semantisch steht dahinter ein klassischer Aufklärungsbegriff (Religion vs. rationales Wissen). Der Interviewte verweist damit auf den Sonderstatus soziologischen Wissens, das die „Leute“ missioniert.

Thema: Soziologie als Aufklärung (Z. 323–341):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Beschreibung

In diesem Abschnitt betreibt T5 Grenzarbeit zu anderen Formen des Wissens über Gesellschaft: In den Themengebieten, die er beforscht, ist es wichtig, auf dem „neuesten Stand der Wissenschaft“ zu sein. Seine Argumentation bezieht sich überwiegend auf empirische Arbeiten. Aufklärung bedeutet für ihn, wissenschaftliche Studien in ihren Kontext einzuordnen und das Wissen weiterzugeben. Daraufhin kommt er zu einer Art Resümee: dass diese Art der Aufklärung „eine der vornehmsten Aufgaben der Soziologie“ ist. Die Rhetorik, die er wählt, ist sehr eindringlich, womit er seiner Aussage besonderes Gewicht gibt. Gleichzeitig hebt er jedoch hervor, dass dies nicht die einzige Aufgabe der Soziologie ist. Wie T3 beansprucht er für seine Aussage keine allgemeine Gültigkeit, sondern spricht nur von sich persönlich.

Interview T1, Zeile 37–82

37 I Was ist denn Ihrer Meinung nach die Aufgabe der Soziologie?
38 T1 Ähm (.) hab ich glaub schon so'n bisschen angedeutet, mittlerweile würde
39 ich das auch als- deutlicher sehen als damals, damals war das mehr so intuitiv. ahm, also ich finde schon äh, dass ne Aufgabe äh der Soziologie ist,(1)
40 Gesellschaft zu beobachten und die Beobachtungen ja - [Name der Person]
41 hat gerade einen schönen Artikel dazu in der Hauszeitschrift der Soziologie
42 geschrieben, also - obwohl ich da'n bisschen von ihm abweiche, also der
43 sagt ja, man solle die Beobachtungen der Leute beobachten und schauen al-
44 so was denken eigentlich Menschen über Gesellschaft, über soziale Bezie-
45 hungen, soziale Verhältnisse, soziale Zusammenhänge, ähm wie reflektieren
46

47 sie sie, wie verhalten sie sich praktisch gegenüber Dritten und äh sozialen
48 Institutionen usw. ähm und meines Erachtens ist aber jetzt nicht nur die Be-
49 obachtungen der Handelnden ähm ne Aufgabe der Soziologie, sondern ähm
50 ich würde da ergänzen, dass die Soziologie eigentlich auch ähm (1) kritisch
51 infrage stellt das Gewordene ähm, ob das ähm sozusagen alternativlos is, ja,
52 oder ob das notwendig so gekommen is, oder ob's eher zufällig so gekom-
53 men is, oder wie es kam, ja, dass das, was wir heute als gesellschaftliche
54 Verhältnisse erleben auch so geworden is. und dieses Gewordensein, ja?
55 dieses Historische von gesellschaftlichen Verhältnissen und gleichzeitig dar-
56 über auch zu wissen, es gibt Spielräume ja, der Entwicklung gesellschaftli-
57 cher Verhältnisse, ähm, das deutlich zu machen, das herauszuarbeiten, und
58 insofern auch immer Potenziale möglicher Andersartigkeit von Gesellschaft
59 ähm herauszustellen, finde ich ne ganz wichtige zusätzliche Aufgabe der So-
60 ziologie. und da würd ich glaub ich über [Name der Person] in dem Sinne
61 hinausgehen, wenn er sagen würde auch eine kritische Soziologie is eigent-
62 lich die, die die Kritik die's in Gesellschaft an den gesellschaftlichen Ver-
63 hältnissen gibt, ja? von den ganz normalen Leuten, die die beobachtet und
64 dokumentiert

65 I Laha

66 T1 ja, und dann womöglich noch sagt, wie müssten institutionelle Verhältnisse
67 geordnet sein, damit Kritik an der Gesellschaft durch, ja äh, (.) Nichtsozio-
68 loginnen, die er dann „die Leute“ nennt, überhaupt möglich wird. und ich
69 würde denken, dass es- dass die Soziologie zwar keine normative Position
70 einnehmen sollte als Wissenschaft, dass sie sagt, „so oder so müssen gesell-
71 schaftliche Verhältnisse gestaltet sein“, aber über die mögliche Andersar-
72 tigkeit, und über so ne- das is glaub ich so nen Klassiker der kritischen The-
73 orie zu sagen, es gibt unrealisierte Potenziale in dieser Gesellschaft, ja?
74 ähm und die aufzuzeigen, und wie die dann von den Leuten selbst gestaltet
75 werden, das glaube ich auch sollte die Wissenschaft tunlichst den Leuten
76 überlassen, ja? aber zu sagen, es gibt Unrealisiertes, also es gibt Mögliches,
77 was in dieser Gesellschaftsverfasstheit möglich wäre, ja? und es muss
78 nich(2) zehn Prozent Arme geben ja, oder es muss nich so ungleiche Turns
79 of Trade ähm zwischen globalem Norden und Süden geben, ja? und es muss
80 nich äh ständig weitergehen mit dem Klimawandel, ja? das finde ich wichti-
81 ge Potenzialitäten, die aufgezeigt werden können durch soziologische Be-
82 obachtung.

Formulierende Feininterpretation

Thema: Die zusätzliche Aufgabe der Soziologie (Z. 38–60)

In diesem Abschnitt legt T1 dar, wie er die Aufgabe der Soziologie einschätzt. Er kontrastiert diese Position mit der Meinung eines Fachkollegen und geht gleichzeitig darüber hinaus. Er weist der Soziologie die Aufgabe zu, „Potenziale möglicher Andersartigkeit“ der Gesellschaft herauszuheben.

Thema: Soziologie und ihre Normativität (Z. 60–82)

Im nächsten Abschnitt differenziert er seine Aussage weiter. Es geht ihm darum, die Soziologie gegen eine normative Position abzugrenzen. Er argumentiert mit der kritischen Theorie, die er für seine Position einer Soziologie der Potenzialitäten bemüht.

Reflektierende Interpretation

Thema: Die zusätzliche Aufgabe der Soziologie (Z. 38–60): Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Zunächst fällt an diesem Abschnitt auf, dass er von unzähligen Satzbrüchen geprägt ist. T1 bricht immer wieder ab und setzt neu an. Diese Satzstruktur beinhaltet viele unterschiedliche Argumentationsstrukturen und Legitimierungsansätze für die eigene Position. Angefangen mit der Einleitung, die einen Kontrast aus früher (=intuitiv) und heute (=stärker argumentativ) bildet. Hier bezieht er sich zunächst auf die Position eines Fachkollegen, dessen Meinung er teilt: Soziologie als Beobachtung der Gesellschaft und der Beobachtungen „der Leute“. Diese Person wird einerseits als „Verbündeter“ dargestellt, von dem sich T1 dann andererseits abgrenzt. Diese Abgrenzung ist jedoch mit vielen „ähms“ und sehr vorsichtig formuliert. Hier wie auch im weiteren Verlauf werden Parallelen zur Frankfurter Schule sichtbar, die das, was geworden ist, ebenfalls infrage stellt. Es ist jedoch ebenso eine große Geschichte über die Gesellschaft und die gesellschaftlichen Verhältnisse, denn die Frage ist, ob die Soziologie beurteilen kann, inwiefern das „Gewordene“ zufällig, alternativlos oder notwendig so geworden ist. Hier weist der Interviewte der Soziologie einen großen Erklärungswert für gesellschaftliche Verhältnisse zu, ohne dies wiederum kritisch selbst infrage zu stellen. Diese „Potenziale möglicher Andersartigkeit“ benennt er dann als wichtige zusätzliche Aufgabe der Soziologie. Wie T5 argumentiert er, dass dies nicht die einzige ist. Diese Art der Positionierung ähnelt den Aussagen von T5. Denn auch T5 ist auf die Aufdeckung möglicher Andersartigkeit von Gesellschaft eingegangen, die er dann mit „Aufklärung“ definiert. Doch es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen den beiden Darstellungen. T1 legt seine Position wesentlich theoretisch fundierter und auch zögerlicher dar. Diese theo-

retische Argumentation kann als eine Hilfskonstruktion bezeichnet werden, die die eigene Position innerhalb eines disziplinären Referenzrahmens durch soziologische Theorien legitimieren soll.

Thema: Soziologie und ihre Normativität (Z. 60–82):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Beschreibung

In diesem Abschnitt betreibt T1 Grenzarbeit zu seiner eigenen normativen Position. Seine Aussage zeigt die Zerrissenheit des normativen Anspruchs, den T1 durch seine gesellschaftliche Kritik äußern möchte (Armut, Klimawandel), aber auch die Grenze, die die Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand einzuhalten hat. Für die Grenze wird in diesem Abschnitt über die normative Position argumentiert, die die Soziologie als „Wissenschaft“ nicht einnehmen darf. Auch hier sind die Satzkonstruktionen zerrissen und es wird eine mögliche Kritik an Normativität bereits antizipiert und in die Argumentation einbezogen. T1 rekurriert auf zwei Hilfskonstruktionen: den disziplinären Referenzrahmen, der eine normative Kritik an Gesellschaft möglich macht (die kritische Theorie), und die sich daraus ableitende Soziologie der Potenzialitäten. Soziologie bleibt damit – wie auch bei T5 – mit einem Sonderstatus behaftet, der sich durch ein Rationalitätsgefälle zwischen soziologischem Wissen und anderem Wissen auszeichnet. Man kann von einer Soziologie im Wissensmodus sprechen: Die Soziologie stellt Reflexionswissen zur Verfügung, aber kein Wissen für mögliche Handlungen. Denn was sie tun sollen, das hat die Soziologie dann „tunlichst den Leuten“ zu überlassen. Es wird also ein starker Kontrast aufgemacht zwischen Gestaltung der Gesellschaft und Wissen über eine mögliche Andersartigkeit von Gesellschaft.

Interview T6, Zeile 161–177

- 161 I [...] da gibt es ja vielleicht auch unterschiedliche Ansichten innerhalb der
162 Soziologie?
- 163 T6 Falsche und richtige. [...] die Falschen sind die, die meinen, sie müssen helfen oder wollen helfen oder können helfen //I: hm// das ist, wenn- wenn- dann machen Soziologen schlechte Sozialarbeiterei. also ich bin da sehr entschieden schon immer gewesen, ähm und da bin- da seh ich mich wirklich in einer guten Tradition sagen wir mal von der Chicago School //I: hm// Robert E. Park, ja, äh @(.)@ ich- ich bin kein verdammter Sozialarbeiter //I: hm// äh ich hab- ich tret- die Soziologie hat nicht die Aufgabe, äh die Welt zu verbessern //I: hm// sie hat die Aufgabe, sich anzusehen wie die Welt funktioniert, was die Leute tun, ne und manchmal machen Leute ganz

172 *komische Dinge //I: hm// und manchmal will man helfen und dann stellt man*
173 *fest, die Helferei war eigentlich das Gegenteil von dem, was man wollte*
174 *oder äh die Leute sind nicht so wie man sie sich's vorgestellt hat oder was*
175 *auch immer. Also ich halt das für eine- für einen unglaublichen Vorteil un-*
176 *seres Faches, eben nicht diese Verpflichtung zu haben, da muss aber am*
177 *Ende was rauskommen.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Was nicht Aufgabe der Soziologie ist (Z. 163–170)

In diesem Abschnitt legt T6 seine Position dar, welche Aufgabe die Soziologie nicht hat: Sie soll nicht die Welt verbessern.

Thema: Die Aufgabe der Soziologie (Z. 170–177)

Im nächsten Abschnitt hingegen definiert er, welche Aufgabe die Soziologie hat: „sich anzusehen wie die Welt funktioniert“.

Reflektierende Interpretation

Thema: Was nicht Aufgabe der Soziologie ist (Z. 163–170):

Bewertung mit dem Hintergrundmodus einer Argumentation

Interessant ist in diesem Abschnitt, wie rigoros T6 zwischen den „Richtigen“ und den „Falschen“ trennt. Hier weicht er deutlich von den vorsichtigen und nur individuelle Gültigkeit beanspruchenden Selbstbeschreibungen der anderen Interviewpartner zur Aufgabe der Soziologie ab. Diese Einteilung in richtig und falsch setzt sich weiter fort. Wie bereits in Abschnitt 4.1.1.2.1 argumentiert T6 auch hier mit dem Antiorientierungsmuster einer „helfenden Soziologie“. Soziologie wird also scharf gegen Sozialarbeit abgegrenzt. Auch hier zeigt sich, vielleicht in seiner stärksten Ausführung, das Orientierungsmuster der Soziologie im Wissensmodus. Der Handlungsmodus, in den die Soziologie durch „Helfen“ kommen könnte, wird radikal zurückgewiesen. T6 begründet dies selbstreferenziell, indem er sich in einer Theorietradition verortet. Diese Verortung ist symbolträchtig: Die Chicago School als frühe soziologische Schule, die starke Grenzarbeit zwischen sozialreformatorischen Bewegungen (vertreten beispielsweise durch Jane Addams) und der universitären Soziologie (allen voran vertreten durch Robert E. Park) betrieb. Der Bezug auf eine „wirklich gute Tradition“ unterstreicht hier die Legitimität seines Arguments. Die Purifikation, die die universitäre Chicago School von den sozialreformatorischen Ansätzen betrieben hat, wird hier indirekt auch auf T6 übertragen. Dies wird sogar noch gesteigert durch den Ausruf „ich bin kein verdammter Sozialarbeiter“. Hier schwingt deutlich Emotionalität mit. Dann geht T6 wieder vom Persönlichen ins Allgemeine:

Die Soziologie hat nicht die Aufgabe, die Welt zu verbessern. Das Statement, das er hier abgibt, ist also zunächst ausschließend; es beschreibt die Aufgabe, die die Soziologie nicht hat.

Thema: Die Aufgabe der Soziologie (Z. 170–177):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Im Gegensatz dazu geht T6 in diesem Abschnitt auf die Aufgabe der Soziologie ein, die bereits mehrfach in den Interviewpassagen angeklungen ist: die Beobachtung der Gesellschaft. Wieder kommt hier das Motiv des Helfens auf. Es scheint, als hätte T6 bereits negative Erfahrungen in der Hinsicht gemacht, weil er angibt, dass „man helfen möchte“, dies aber zum genauen Gegenteil führen kann, also zu nicht-intendierten Nebeneffekten. Hier wird neben einer Ablehnung der Soziologie im Handlungsmodus eine Angst vor einem falschen Agieren deutlich, die sich durch „falsche“ Hilfe ergeben kann. Letztlich zeigt sich das auch in dem Abschlussstatement, da die Soziologie eben nicht auf eine Handlung verpflichtet ist.

Orientierungsmuster „Die Aufgabe der Soziologie“

In der Analyse der Interviewsequenzen kam deutlich zum Vorschein, wie unterschiedlich 1. die Interviewpartner die Aufgabe der Soziologie definiert haben, 2. wie sie diese rhetorisch begründet und 3. welche Reichweite sie ihrer Argumentation zugewiesen haben. Die Interpretationsoffenheit der Soziologie spiegelt sich in den unterschiedlichen Selbstbeschreibungen. Zudem zeigt sich auch hier der Doppelcharakter der Soziologie dadurch, dass ihr unterschiedliche Zwecke zugewiesen wurden: von einer Anwendung in der Gesellschaft bis hin zu einer selbstreferenziellen Disziplin.

Soziologie im Dienst der Praxis

T3 stellt die Soziologie klar in den Dienst der Praxis. Dies lässt sich unter anderem durch seine Biografie erklären, die sich durch eine anwendungs- und projektbezogene Karriere auszeichnet:

„Ich habe nie ein zentrales Theorieinteresse entwickelt. Für mich waren Theorien immer mehr Tools, um Muster zu erkennen, um reale Entwicklungen einzuschätzen, um Defizite aufzudecken, aber ich würde nicht sagen, dass ich je ein großes Interesse an einer theoretischen Weiterentwicklung hatte. Das hat sich nie entwickeln können aus Perspektive dieser Projekte, die ich hatte.“ (T3, Z. 69–74).

Daraus ließe sich die Argumentation ableiten, dass Soziologie als Grundlagenforschung im Sinne einer theoretischen Weiterentwicklung nicht unbedingt im Fokus liegt und Karriereverläufe und Sozialisationsprozesse Einfluss auf die Definition der Aufgabe der Soziologie nehmen können. Die Aufgabe der Soziologie wird auf der sozial-politischen Ebene begründet, und zwar mit der Legitimation vor dem Steuerzahler. Der Soziologie wird in Hinblick auf ihren epistemologischen Status eine Sonderstellung zugesprochen: Die rhetorische Grenze verläuft zwischen Naturwissenschaften und Soziologie. Den Naturwissenschaften wird die Produktion von „hartem“ Wissen attestiert (und somit auch von sinnvoller Grundlagenforschung) und der Soziologie die Produktion von „weichem“ Wissen, das unverbunden nebeneinander steht.

Soziologie als Aufklärung

T5 und T1 verbindet, dass sie die Aufgabe der Soziologie in der Aufklärung sehen. Beide führen die klassischen Argumente der Aufklärung ins Feld, dass die Wissenschaft „die Leute“ mit rationalem Wissen missioniert. Sie unterscheiden sich aber in der Art und Weise, wie sie den Aufklärungsgedanken darstellen. Während T1 eine starke Selbstvergewisserungsrhetorik nutzt, um seine Position durch einen disziplinären Referenzrahmen zu legitimieren, argumentiert T5 stärker über eigene Vorlieben und die Autorität empirisch angeleiteter Forschung als „neuesten Stand der Wissenschaft“. Diese Autorität legitimiert auch die entsprechenden Implikationen, die eine solche Aufklärung mit sich bringt. Dahingegen betont T1 den Begriff der Normativität. Normativität relativiert er, indem er das von der Soziologie produzierte Wissen als „Potenziale möglicher Andersartigkeit“ darstellt.

Soziologie als handlungsentlastete und selbstbezügliche Disziplin

T6 konstruiert die Soziologie als eine handlungsentlastete Disziplin. Hier grenzt er sich von einem Helferbegriff ab („Sozialarbeiterei“) und schreibt der Soziologie eine beobachtende Rolle zu. Im Gegensatz zu den anderen Darstellungen relativiert er seine Aussagen nicht mit einer individuellen Perspektive, sondern bedient sich einer Rhetorik der Allgemeinheit („die Soziologie“). Die Aufgabe der Soziologie wird in diesem Kontext in einer beobachtenden Perspektive verortet. Auch T1 bedient sich einer solchen Rhetorik, wenn er von der soziologischen Community im Allgemeinen spricht:

„Also ich glaub, der der Konsens- also Gesellschaft zu beobachten und ne Dauerbeobachtung von Gesellschaft zu etablieren, ähm methodisch angeleitet und gesichert, intersubjektiv nachvollziehbar, reproduzierbar und so weiter, das ist sicherlich n Konsens. Aber

schon also also an dieser Frage wie öffentlich soll die Soziologie sein und wie stark soll sie sich positionieren //hm// als eine die- und sei es nur- zur Kenntnis gibt, welche Möglichkeiten einer alternativen Gestaltung bestünden, in Bezug darauf unterscheiden sich die Positionen in der Soziologie sehr stark. //hm// Ahm und ich glaub es gibt schon nicht wenige Kollegen und Kolleginnen, die sagen, äh Soziologie lebt eigentlich davon, dass sie in ner gewissen Weise auch selbstbezüglich is, //hm// ja, also als Wissenschaft hat sie ihre eigenen Wissenschaftskriterien äh und sie lebt zum Beispiel auch nicht davon, dass sie jetzt jedem auf der Straße verständlich is, ja? //hm// Ähm, sondern, sie hat sozusagen ne ne äh (1) Funktion in in der Selbstbeschreibung von Gesellschaft, und da muss sie möglichst reflektiert sein ja und möglichst ahm dann auch wissenschaftliche Fortschritte- o()o und ahm ob man das jetz in ne breitere Öffentlichkeit spielen kann oder nich, is dann kein zentrales Kriterium für die Güte von Soziologie als Sozialwissenschaft.“ (T1, Z. 84–99)

Individuum vs. Disziplin

Auffallend ist, dass die Interviewpartner in den meisten Fällen keine allgemeingültige Aussage zur Aufgabe der Soziologie treffen. Die Aussagen werden rhetorisch als ausschließlich eigene Meinung dargestellt und damit auch individualisiert. Das oben stehende Zitat kontextuiert diesen Umstand recht anschaulich. T1 äußert sich ähnlich wie T6, dass die Aufgabe der Soziologie in der „Dauerbeobachtung der Gesellschaft“ besteht. Diese Positionierung im „disziplinären Konsens“ mag ein Grund dafür sein, dass sich T6 in seiner Äußerung zur Aufgabe der Soziologie allgemein und nicht individualisiert positioniert. Im Gegensatz dazu sind insbesondere T3 und T1 sehr zurückhaltend in ihren Aussagen: T3 betont mehrmals explizit, dass dies seine Meinung ist. T1 wiederum kontrastiert seine Feststellungen mit denen eines Fachkollegen und grenzt sich von diesen ab. Auch T5 macht klar, dass sein Statement nur für ihn gilt, indem er betont, dass Aufklärung für ihn eine der wichtigsten Aufgaben der Soziologie ist. Die Selbstbeschreibungen werden also rhetorisch so formuliert, dass sie nicht einen Konsens oder eine dominante Selbstbeschreibung der Soziologie widerspiegeln. Im Gegenteil: Es zeigte sich eine gewisse Zurückhaltung, die fast schon ängstlich besetzt ist, Aussagen für die gesamte Disziplin zu treffen. Dies spiegelt sich auch in obigem Zitat wider: Soziologie als Dauerbeobachtung der Gesellschaft, methodisch abgesichert und intersubjektiv nachvollziehbar – das entspricht Kriterien der Soziologie als Wissenschaft. Diese Zuordnung zum Wissenschaftssystem ist konsensfähig. Die Rolle der Soziologie in der Öffentlichkeit – sei es im Sinne einer Soziologie im Dienst der Öffentlichkeit oder einer Soziologie als Aufklärung, befindet sich jedoch nicht im disziplinären Kern. Es ist also zu vermuten, dass gerade diese Positionierung auch eine Positionierung am Rand der Soziologie bedeutet und dass sich T3, T5 und T1 deshalb in der Reichweite und

Vorsicht ihrer Aussagen zurückhalten. Sie beschreiben hier folglich nicht *die* Aufgabe der Soziologie, sondern *eine* Aufgabe der Soziologie, die in ihrer Darstellung auf individuellen Meinungen beruht und mehr oder weniger autoritäts- bzw. legitimierungsbedürftig ist. Was sich hier also beobachten lässt, ist eine Ausdifferenzierung der Selbstbeschreibungen auf unterschiedlichen Ebenen: einer individuellen und einer disziplinären Ebene. Diese Ausdifferenzierung veranschaulicht die Uneinigkeit oder auch Unsicherheit, mit der Soziolog(inn)en es zu tun haben, wenn sie Aussagen über die Disziplin treffen.

Soziologie im Wissensmodus

Zudem wird in den Selbstbeschreibungen eine Grenzziehung zwischen einer Soziologie im Handlungsmodus und einer Soziologie im Wissensmodus deutlich. Diese Selbstbeschreibung beinhaltet gleichzeitig eine Fremdbeschreibung dessen, wie die Interviewpartner ihren Untersuchungsgegenstand definieren, und dementsprechend auch dessen, wie weit die Soziologie in ihren Analysen gehen darf. Präzisiert wird dies insbesondere in den Aussagen von T1, T5 und T6. T6 distanziert sich deutlich von einer Soziologie, die handelnd in das soziale Geschehen eingreift und die er abwertend als „schlechte Sozialarbeiterei“ bezeichnet. In einem zweiten Schritt macht er klar, dass gerade die Soziologie nicht die Verpflichtung habe, handelnd tätig zu werden. Auch T1 und T5 machen deutlich, dass das Wissen der Soziologie durchaus einen gewissen Einfluss auf „die Leute“ haben kann, jedoch letztlich nicht als Handlung selbst wirksam werden darf („das soll die Soziologie tunlichst den Leuten überlassen“). Die Soziologie kann also mit T1, T5 und T6 als eine Wissenschaft beschrieben werden, die im Wissensmodus, jedoch nicht im Handlungsmodus ihre Legitimität findet.

4.1.4 Soziologie und Werte – ein schwieriges Verhältnis oder: Von der Wertneutralität der Soziologie

Bereits im historischen Problemaufriss (Kapitel 2.1) wurde erläutert, wie zentral die Frage nach dem Werturteilsstreit frühe Debatten in der Soziologie prägte. Deshalb wurde in den Interviews direkt nach der Wertneutralität der Soziologie gefragt. Dies lenkt das Interview klar in eine Richtung und zielt auf einen inner-disziplinären Diskurs ab, mehr noch, auf eine disziplinäre Selbstbeschreibung – umso klarer konnte dadurch zwischen den Interviews kontrastiert werden. Im Folgenden werden drei Interviewabschnitte miteinander verglichen, die unterschiedliche Positionierungen in Hinblick auf die „Wertneutralität der Soziologie“ enthalten.

Analyse ausgewählter Interviewabschnitte

Interview T8, Zeile 470–516

470 I Ähm ich würd' auch ganz gerne noch mal auf das äh Stichwort ähm wert-
471 neutrale Soziologie eingehen, [...] ähm wie- wie ist- wäre neutrale Soziolo-
472 gie zu verstehen, gibt es sie?
473 T8 Na ich finde die Weber'sche Lösung eigentlich immer noch richtig, nämlich
474 die strikte Unterscheidung zwischen dem Wertverhältnis und dem Wertur-
475 teil. //I: hm// also natürlich kann Soziologie ohne ein Wertverhältnis nicht
476 existieren. also wenn sie sozusagen, welches Thema sie anpacken, hat damit
477 zu tun, welche Wertpräferenzen sie als Soziologin oder Soziologe haben, al-
478 so ich mein' ohne dem ist ja irgendwie Quatsch
479 I Ja
480 T8 geht doch nicht. also man- man braucht irgendeine Art sozialmoralischer
481 Sensibilität und diese sozialmoralische Sensibilität ist unterschiedlich bei
482 Soziologinnen und Soziologen, hat auch was mit Generationen zu tun. also
483 die Frage, also sozusagen die sozialmoralische Sensibilität von äh Dahren-
484 dorf, von Scheuch, von Lepsius ist eine völlig andere als von- von mir und
485 Leuten in meinem Alter //I: hm// und das hat etwas mit Werthaltungen zu
486 tun, weil bei uns eher so ne postideologische Dimension ne große Rolle
487 spielt, aber natürlich in der Art und Weise zu forschen, muss man strikt
488 werturteilsfrei sein, //I: hm// sonst kommt man genau, grade jetzt die Bil-
489 dungssoziologie zeigt mir das wunderbar, die ist meiner Ansicht nach zu
490 stark an Werturteilen orientiert, deshalb verliert sie ihre Neutralität.
491 I Hm hm und wie kann man strikt wertneutral forschen?
492 T8 Da gibt's methodische Möglichkeiten, die ähm etwas damit zu tun haben,
493 dass man versucht, also wenn Sie's mal von der quantitativen Seite her an-
494 gehen, wenn Sie große Datenmengen haben, brauchen Sie irgendwelche
495 plausiblen Modelle und Modelle müssen erstmal, quasi können nur sinnvoll
496 entwickelt werden, wenn Sie eine- wenn sie irgendwie ne Werturteilsfreiheit
497 im Herangehen haben, also dass Sie sagen, irgendwie das- will ich dieses
498 Element für- Modell will ich jetzt nicht nehmen, weil's mir nicht gefällt, das
499 führt zu nichts. also die- die Modellfrage können Sie eigentlich, passende
500 Modelle können Sie nur in einer gewissen Haltung der Werturteilsfreiheit
501 benutzen und Sie können auch nicht ähm- also das ist sozusagen die metho-
502 dische Seite und die begriffliche Seite, das hatte ich Ihnen eben schon ange-
503 deutet, die Soziologie ist schon in Gefahr, Ressentiment-Wissenschaft zu
504 sein, indem- Sie verstärken die Ressentiments der Gesellschaft gegen die

505 *Ungleichheit. //I: hm// wir haben sozusagen so viele Leute, die- der Reich-*

506 *tum koppelt sich ab usw. und da ist die methodische Frage, ja, stimmt das*

507 *eigentlich alles und ist- haben wir nicht eher mit 10 % von Doppelverdien-*

508 *erhaushalten zu tun, denen es relativ gut geht. Es ist nicht die Frage von ho-*

509 *hen Kapitaleinkünften, //I: hm// der Reichtum ist eigentlich strukturell der-*

510 *selbe wie vor 30 Jahren, da hat sich nicht viel dran geändert. also solche*

511 *Dinge die können Sie nur in Werturteilsfreiheit klarkriegen und da glaub'*

512 *ich ist eher wieder würd' ich sagen fast wieder eine Werturteilsfreiheitsmen-*

513 *talität wichtig, also un- sozusagen unbekümmter zu sein //I: ja, hm// die*

514 *Soziologie braucht auch, das ist das, was Max Weber die Jugendlichkeit der*

515 *Psy- der Soziologie nennt, das ist so ne Art Unbekümmtheit, das- wenn sie*

516 *das verliert, ist- ist es nicht gut.*

Formulierende Feininterpretation

*Thema: Die Unterscheidung zwischen Wertverhältnis und Werturteil
(Z. 473–490)*

In diesem Abschnitt legt T8 seine Position zur wertneutralen Soziologie dar. Er rekurriert auf Webers Unterscheidung zwischen Wertverhältnis und Werturteil und hebt die Notwendigkeit eines Wertverhältnisses in Form einer sozialmoralischen Sensibilität ebenso hervor wie die einer strikt werturteilsfreien Forschung.

Thema: Möglichkeiten der wertneutralen Forschung (Z. 492–516)

Im nächsten Abschnitt beschreibt er, wie eine wertneutrale Forschung aussehen kann. Diese definiert er über methodische Mittel. „Die begriffliche Seite“ der wertneutralen Forschung wird zunächst über eine Gefahr der Soziologie definiert: Soziologie als „Ressentiment-Wissenschaft“. Indes fordert er eine „Werturteilsfreiheitsmentalität“, die der Soziologie unbekümmerte Forschung erlaubt.

Reflektierende Interpretation

*Thema: Die Unterscheidung zwischen Wertverhältnis und Werturteil
(Z. 473–490): Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung*

T8 nimmt sofort die Erzählleinladung auf, die die Frage nach wertneutraler Soziologie enthält, und argumentiert mit einer disziplinären Referenz: Max Weber. Dabei rekurriert er auf eine Unterscheidung, die dieser getroffen hat, die Unterscheidung zwischen Wertverhältnis und Werturteil. Er bringt damit eine Heuristik in die Argumentation, die in der Soziologie hohe Relevanz besitzt und seine eigene Argumentation unterstützt. Er bezieht sich explizit auf die Soziologie, für deren Forschung es notwendig ist, ein solches Werteverhältnis zum Untersuchungsgegenstand aufzubauen. Er präzisiert seine Aussage durch den Begriff ei-

ner „sozialmoralischen Sensibilität“. Es ist interessant, dass der Begriff der Werte rhetorisch mit dem Begriff der Moral gleichgesetzt wird. Der Duden definiert Moral als sittliche Grundsätze des Verhaltens (Dudenredaktion, 2010). Was jedoch mit „sozialmoralischer Sensibilität“ genau gemeint ist, bleibt im Unklaren. Es ist keine Sensibilität, die übergreifend definiert wird. Vielmehr ist sie an bestimmte strukturelle Kriterien gebunden, er nennt Generation als ein Schlüsselkriterium und beschreibt sich selbst, im Gegensatz zu Dahrendorf oder Scheuch, als Teil einer „postideologischen“ Generation. Dennoch weist er der Soziologie neben einer sozialmoralischen Sensibilität die Notwendigkeit einer strikt werturteilsfreien Forschung zu (Negativbeispiel ist die Bildungssoziologie), die durch die Betonung „strikt“ rhetorisch aufgeladen wird. Er zieht also eine Grenze zwischen dem notwendigen Werteverhältnis von Forschendem zu seinem Untersuchungsgegenstand und einer strikt wertneutralen Forschung.

Thema: Möglichkeiten der wertneutralen Forschung (Z. 492–516):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Die Möglichkeiten einer wertneutralen Forschung benennt er auf Nachfrage zunächst methodisch. Hier kann von einer Purifikationsarbeit gesprochen werden, die eigene Werturteile durch „irgendwelche plausiblen Methoden und Modelle“ vermeiden soll. Dennoch bleibt T8 in der Darstellung, wie das gelingen kann, im Vagen: Das Grundkriterium für die erfolgreiche Entwicklung solcher Methoden und Modelle ist „irgendwie ne Werturteilsfreiheit“. Hier wird jedoch ein Zirkularitätsproblem aufgemacht, das ungelöst bleibt: Passende Modelle können nur auf Basis von Werturteilsfreiheit entwickelt werden. Diese können jedoch nur sinnvoll genutzt werden, wenn Werturteilsfreiheit vorliegt. Ob jetzt also die Modellbildung Werturteilsfreiheit voraussetzt oder die Nutzung der Modelle Werturteilsfreiheit bedingt, bleibt offen. Neben einer methodischen Seite macht T8 auch eine „begriffliche Seite“ auf: die Soziologie als Ressentiment-Wissenschaft. Dieser Begriff ist eindeutig negativ besetzt und bezieht sich darauf, dass die Soziologie die Ressentiments in der Gesellschaft, was Ungleichheit betrifft, verstärken kann und dass sie durch ihre Reichweite einen negativen Einfluss auf die Gesellschaft ausübt. Deshalb fordert er eine „Werturteilsfreiheitsmentalität“ für die Soziologie. Diese Mentalität, im Sinne einer Gesinnung, Haltung oder Überzeugung, ist jedoch wiederum etwas, das normativ geprägt ist. Auch das damit verbundene „unbekümmert“-Sein steht in gewissem Widerspruch zu einer Selbstbeschreibung der Neutralität der Forschung, da Neutralität semantisch auch Disziplin und Selbstkontrolle impliziert, Faktoren, die jedoch in seiner Selbstbeschreibung eine geringe Rolle spielen. Wertneutralität wird hier als „Haltung“ expliziert.

Interview T9, Zeile 266–337

266 I Also das eine wär' eigentlich auch diese- diese Frage nach- nach diesem
267 ganz klassischen Werturteilsstreit //T9: ja// also und Max Weber, wie kann
268 man- äh wie- wie kann man überhaupt diese Frage oder dieses Postulat,
269 //T9: ja// was er eigentlich aufstellt //T9: ja// befriedigend erfüllen, beant-
270 worten?

271 T9 Also erstens noch mal zur empirischen Sozialforschung, zur sogenannten
272 Normalsoziologie, wie das Burawoy nicht abwertend sagen würde, sondern
273 als Basic von all- Bas- ja, Basic für alles andere. äh die ist insofern immer
274 kritisch äh als sie ja mhm zunächst mal äh z- zweifelt an- an allem, was be-
275 hauptet wird und sozusagen gesicherte empirische Kenntnis anstelle der
276 Vermutung setzt.

277 I hm, okay

278 T9 Insofern ist das ne einfache Außenposition //I: hm, ja// äh wie
279 Boltanski sagen würde, nicht. so, das ist erst mal das- die Basis von allem
280 anderen. ähm wie ist das jetzt mit- mit- mit der Wertung der Parteinahme?
281 also jetzt muss man sicher den alten Weber auch mal anschauen, was der
282 getan hat //I: hm// und schauen Sie sich die politischen Schriften an //I: hm//
283 äh also da ist jetzt überhaupt nichts von (2) ähm Nichtparteinahme zu spü-
284 ren. also die Art und Weise wie er mit den Sozialdemokraten umgesprungen
285 ist, mit der Sozialdemokratie seinerzeit, das war natürlich unsäglich, ja
286 //I: hm// er selbst hat das, so wird jedenfalls behauptet, so gelöst, dass er in
287 seinen Vorlesungen als Wissenschaftler auf dem Podest stand und wenn er
288 dann, was üblich war, seine politische Philippika losgelassen hat, trat er
289 vom Podest und sprach sozusagen auf dem Boden

290 I ah ja, okay

291 T9 zu seinen Studierenden,
292 das mach' ich auch manchmal, ja

293 I @(.)@

294 T9 @(.)@ sag' aber, das war- es ist von Weber,
295 oalso ich mache das dann mit seiner Analogie, ja o. So, ich- ich glaube, dass
296 f- folgendes Problem existiert und ich ko- gehe nicht über Boltanski raus im
297 Grunde. äh auf der Basis der einfachen Außenpositionen jetzt der empiri-
298 schen Sozialforschung äh können Sie Aussagen machen über gesellschaftli-
299 che Teilbereiche, aber nicht über Gesellschaft äh in toto. ich behaupte nach
300 wie vor, dass es so was gibt wie Gesellschaft in Gänze, //I: hm// die ist nicht
301 empirisch zu rekonstruieren, das heißt wir sind auf ne Art Ordnungskon-
302 struktion angewiesen, also ne Konstruktion angewiesen von Gesellschaft, wo

303 *wir Bestimmtes stilisieren und akzentuieren und anderes nicht. ähm will man*
304 *Gesellschaft oder Gesellschaftsmodelle, will man etwa ne kapitalistische*
305 *Gesellschaft als kapitalistische Gesellschaft kritisieren, kommt man nicht*
306 *umhin, äh sie theoretisch zu konstruieren. da muss man aber die äh Kon-*
307 *struktionsprinzipien offenlegen, //I: hm// ja und äh im Grunde entspringt*
308 *Wissenschaftlichkeit, also das- das würde für mich, noch ein Satz davor,*
309 *diese Konstruktion gesellschaftlicher Ordnung würde für mich erlauben, ne*
310 *komplexe Außenposition einzunehmen. komplexe Außenposition heißt, ich*
311 *ordne die empirischen Forschungen in einen Zusammenhang ein, äh dessen*
312 *Konstruktionsprinzip, den ich aber kenntlich gemacht habe. //I: hm// ähm so*
313 *und die Wissenschaftlichkeit entsteht aus einem ständigen Ringen zwischen*
314 *den empirischen Forschungen und den Konstruktionen, //I: hm// das ist äh*
315 *ein Prozess, dem sich eigentlich kein Forscher und keine Forscherin entzie-*
316 *hen kann, //I: hm// so sie denn Aussagen machen, die über den gesellschafts-*
317 *lichen Teilbereich rausgehen. so und das ist ein- das ist ne- ne- ne schwierige*
318 *Gratwanderung, die würde aber heißen, dass es die- die vollkommene*
319 *Werturteilsfreiheit letztendlich nicht gibt. ich bin eigentlich sicher, dass es*
320 *dem Weber völlig klar war //I: hm// ähm zumal er ja in ner Weise als politi-*
321 *scher Soziologe agiert hat, der hat ja einen Verfassungsentwurf geschrieben,*
322 *ja, beispielsweise, ja, äh also da ist er sozusagen schon im Bereich der bera-*
323 *tenden*

324 I ↗ja

325 T9 ↗*Soziologie, nicht? äh ich- ich glaube, da- dass man auch Weber*
326 *insofern ernst nehmen muss und das ist ein ständiges Ringen jetzt mit den*
327 *vielen linken Studierenden beispielsweise, die gezielt nach [Name des Ortes]*
328 *kommen inzwischen, dass ne- ne Forschung nicht deshalb besser ist, weil sie*
329 *sich jetzt meinetwegen auf Marx'sche Theorie beruft, //I: hm// ja, dass sie*
330 *nicht deshalb besser ist, weil sie einen kapitalistischen- äh kapitalismuskriti-*
331 *schlen Anspruch hat oder so was, ja, das- das glaube ich nicht und auch äh*
332 *es gibt auch keinen Zusammenhang dergestalt, dass ne öffentliche Soziolo-*
333 *gie ne- ne marxistische Soziologie oder so was sein muss, //I: hm hm// ja?*
334 *Das geht bei uns ein bisschen verloren tendenziell, äh das heißt Weber, das*
335 *Spannungsverhältnis, das muss man- also da wäre ich jetzt sozusagen in der*
336 *aktuellen Debatte in unserem Institut näher an Weber als an manchen sehr*
337 *schnell, vorschnell parteinehmenden Ansätzen.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Einfache Außenpositionen (Z. 271–278)

T9 beschreibt mit Rückgriff auf Michael Burawoy und Luc Boltanski die „Normalsoziologie“ als Soziologie der einfachen Außenpositionen.

Thema: Weber als öffentlicher Soziologe (Z. 278–295)

In diesem Abschnitt beschreibt T9 Max Weber als öffentlichen Soziologen, der selbst Partei genommen hat. Er erläutert, welches Prinzip dieser angewandt hat, um seine Meinungsausserung zu kennzeichnen. Dann macht er sich das Prinzip Max Webers zu eigen, indem er es selbst anwendet.

Thema: Grundprinzipien der Wissenschaftlichkeit (Z. 295–317)

T9 beschreibt „Wissenschaftlichkeit“ als dialektisches Prinzip zwischen der empirischen Forschung und gesellschaftlichen Konstruktionsprinzipien. Hier bezieht er sich wiederum auf Boltanski und dessen Konzept der „komplexen Außenpositionen“.

Thema: Werturteilsfreiheit und öffentliche Soziologie (Z. 317–337)

T9 beschreibt das Erreichen von Wissenschaftlichkeit als Ringen und als Gratzwanderung. Letztlich negiert er die vollkommene Werturteilsfreiheit wiederum mit Bezug auf Weber und seine beratenden Aktivitäten, wie das Schreiben eines Verfassungsentwurfs. Er stellt dar, dass die Prinzipien öffentlicher und kritischer Soziologie nicht zwangsläufig mit einer bestimmten Theorierichtung verbunden sind, was den Erwartungen „linker Studenten“ entgegensteht.

Reflektierende Interpretation

Thema: Einfache Außenpositionen (Z. 271–278): Argumentation

Im Gegensatz zu T8 geht T9 zunächst nicht auf Weber ein, sondern bezieht sich als Hintergrundfolie für seine Argumentation auf zwei zeitgenössische Soziologen: Burawoy und Boltanski. Burawoys Unterscheidungen zwischen Normalsoziologie, öffentlicher Soziologie (public sociology), kritischer Soziologie (critical sociology) und policy sociology (Burawoy, 2005) dienen T9 immer wieder als Referenzfolie seiner Selbstbeschreibung. Durch seine Äußerung „wie Burawoy nicht abwertend sagen würde“ zeigt er seine Vertrautheit mit Burawoy und seinen Konzepten. Dann rekurriert er auf eine weitere Referenzfolie, Boltanski, und darauf, wie dieser mit der Stellung der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand umgeht, indem er einfache und komplexe Außenpositionen konstruiert. Diese beiden Positionen macht sich T9 zu eigen, indem er sie zur Basis für alles andere erklärt.

Thema: Weber als öffentlicher Soziologe (Z. 278–295):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Erzählung

In diesem Abschnitt kommt T9 auf Max Weber zu sprechen, beschreibt diesen jedoch anders als T8 als Soziologen, der sich durchaus durch „Parteinahme“ auszeichnete. T9 weist also nicht auf die epistemologischen Prinzipien Webers hin, sondern auf die Person Weber und seine politischen Aktivitäten. In diesem Sinn relativiert er den „Mythos Weber“, der letztlich geschaffen wird, wenn – wie T8 das in seiner Selbstbeschreibung macht – von einer Unterscheidung zwischen Wertbeziehung und Werturteil die Rede ist. Auch hier macht T9 sich Webers Position zu eigen, und zwar nicht Webers wertneutrale, sondern Webers politische Position. Auch dient Weber als Referenz, wenn es um die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem und politischem Wissen während der Vorlesung geht (bei politischen Reden verlässt Weber das Rednerpodest).

Thema: Grundprinzipien der Wissenschaftlichkeit (Z. 295–317):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Auch in diesem Abschnitt bezieht T9 sich auf eine wissenschaftliche Referenzfolie, nämlich in Sachen Umgang mit Werten in der Forschung auf Boltanski. Diese Referenzfolie beschreibt er jedoch nur implizit, indem er auf Prinzipien der Wissenschaftlichkeit eingeht: Wissenschaftlichkeit entsteht aus einem dialektischen Verhältnis zwischen empirischer Forschung und den Gesellschaftskonstruktionen der Forschenden. Diese Konstruktionen sind für T9 normativ geprägt, denn er spricht davon, „die kapitalistische Gesellschaft als kapitalistische Gesellschaft zu kritisieren“, was sich auch, im Sinn einer Fremdbeschreibung der Gesellschaft, in ihrer theoretischen Konstruktion äußert. Diese den Konstruktionsprinzipien inhärente Normativität kann legitimiert werden, indem sie offen gelegt wird.

Thema: Werturteilsfreiheit und öffentliche Soziologie (Z. 317–337):

Argumentation

T9 stellt den oben genannten Vorgang als „schwierige Gratwanderung“ dar. Die „vollkommene Werturteilsfreiheit“, so schließt er, gibt es nicht. Hier kontrastieren seine Aussagen zu denen von T8, denn er dekonstruiert die Werturteilsfreiheit. Es ist also eine Gegenerzählung zu der Werturteilsfreiheit in der Soziologie. Als Referenzfolie dient dabei wie auch bei T8 Max Weber. T9 betont, im Kontrast zu T8, Webers politisches Engagement und konstatiert, dass Weber die Nicht-Existenz der Werturteilsfreiheit vollkommen klar gewesen sei. Das ist eine sehr interessante Wendung, da Weber ja oft – wie im Fall von T8 – für die genteilige Argumentation herangezogen wird. T9 suggeriert mit seinen Äuße-

rungen, Max Webers Gedankengänge zu kennen, und gibt dadurch seinem Argument rhetorisch Gewicht. Er nutzt die Autorität Webers für seine argumentativen Ziele.

Interview T7, Zeile 432–470

- 432 I *Hm hm. Ähm es gibt ja auch diesen, also jetzt auch noch mal einfach mal
433 Stichwort Werturteilsstreit //T7: hm// und wertneutrale Soziologie, was be-
434 deutet das für Sie?*
- 435 T7 *Ja (3) ja wie soll ich das sagen? also ich äh i- ich bin schon der Meinung,
436 man kann als Wissenschaftler auch ne Haltung äh äh durchaus einnehmen,
437 aber man muss sie eben in gewisser Weise auch explizieren, äh man muss
438 auch in der öffentlichen Kommunikation durchaus äh sozusagen Grenzen
439 und Möglichkeiten der wissenschaftlichen Erkenntnisse immer mit vermit-
440 teln, vielleicht auch mal sozusagen den Unterschied zwischen einem empiri-
441 schen Befund //I: hm// und einer subjektiven Bewertung deutlich machen. ist
442 klar, Wissenschaftskommunikation funktioniert nicht immer so wie wir uns
443 das vorstellen, //I: hm// da gibt's auch durchaus ein Eigenleben, es gibt na-
444 turlich auch sozusagen die journalistische Verarbeitungsmaschinerie, darf
445 man auch nicht zu naiv sein, dass man äh zu allem immer gleich irgendwie
446 äh Korrekturen äh anmelden äh kann, aber wenn Wissenschaft äh so was äh
447 so was auch immer mitdenkt, ich glaube, dann würde sich die Form der
448 Wissenschafts-äh-kommen- -kommunikation auch äh auch zwar verändern
449 und dasselbe seh' ich natürlich auch in der Forschungsarbeit. also die Wahl
450 des Gegenstandes ist natürlich auch schon irgendwie subjektiv eingefärbt,
451 manchmal sogar normativ äh, aber das ist auch legitim zur Motivation einer
452 Forschungsfrage, //I: hm// äh auch in den Naturwissenschaften äh gibt's das
453 oder in der Medizin, dass Leute Dinge erforschen, weil sie jemand mit ner
454 ähnlichen Erkrankung im Umfeld haben oder die Krankheit vielleicht selbst
455 haben, äh warum sollte das ne illegitime äh Motivation äh sein, aber es geht
456 immer so ein bisschen um das Offenlegen und auch äh sozusagen die Ver-
457 mittlung der Motivation für bestimmte Forschungsthemen und Forschungs-
458 fragen, //I: hm// von denen ich denke, dass das irgendwie mit äh mit dazu
459 gehört und äh der Werturteilsstreit ist für mich so ein bisschen ja sozusagen
460 äh bisschen überstrapaziert in*
- 461 I *↳ ja*
- 462 T7 *in dem Kontext. also ich würde das eher auf ner @niedrigen Flamme äh äh
463 kochen@ und daraus sozusagen keine äh Frage der Autogiediskussion
464 oder Frage der Erkenntnistheorie äh machen, sondern wirklich äh ne Frage*

465 *des tatsächlich alltäglichen praktischen Umgangs mit der Art und Weise wie*
466 *wir Wissen generieren oder wie wir Wissen nutzen und dann auch wie wir*
467 *Wissen weiter- weiter vermitteln und da sind sozusagen die Kontextbedin-*
468 *gungen der wissenschaftlichen Erkenntnis äh immer etwas, was man irgend-*
469 *wie auch mitführen und mitdenken und manchmal eben auch explizieren*
470 *muss.*

Formulierende Feininterpretation

*Thema: Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand
(Z. 435–449)*

T7 beschreibt, dass Wissenschaftler selbst eine Haltung einnehmen dürfen, so-lange diese transparent kommuniziert wird. Er weist auf die Notwendigkeit hin, in der Öffentlichkeit den Unterschied zwischen Empirie und Bewertung deutlich zu machen. Zudem expliziert er, inwieweit auch Wissenschaftskommunikation ein „Eigenleben“ besitzt, das ein Forscher nur bedingt beeinflussen kann.

Thema: Wahl des Forschungsgegenstandes (Z. 449–459)

Er stellt fest, dass bereits die Wahl des Forschungsgegenstandes „subjektiv“ oder „normativ“ geprägt ist. Er geht auf die Legitimität dieser Subjektivität/Normativität ein und zieht einen Vergleich zu den Naturwissenschaften.

Thema: Werturteilsstreit (Z. 459–470)

Er legt dar, dass er die Debatte über den Werturteilsstreit für „überstrapaziert“ hält. Für ihn ist diese gleichbedeutend mit erkenntnistheoretischen Debatten, wobei er die Frage der Normativität eher als alltägliche praktische Frage der Wissensgenerierung und der Wissensverwendung betrachtet.

Reflektierende Interpretation

*Thema: Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand
(Z. 435–449): Bewertung mit dem Hintergrundmodus einer Argumentation*

T7 leitet die Antwort auf die Frage nach wertneutraler Soziologie zunächst ein mit einer Gegenfrage („Ja, wie soll ich das sagen?“), einer langen Denkpause und einer defensiven Rhetorik: „Also ich äh i- ich bin schon der Meinung“. Insbesondere das „schon“ antizipiert einen möglichen Einspruch gegen seine Aussage. Danach setzt er sofort ein „aber“, („aber man muss sie eben in gewisser Weise auch explizieren“) und begründet damit auch seine Meinung, dass jede „Haltung“; die ein Wissenschaftler einnimmt, expliziert, also transparent gemacht werden muss. Im Gegensatz zu T8 und T9 führt er keine disziplinäre Referenzfolie an, um seine Argumentation zu untermauern. Das Prinzip der Trans-

parenz ist ausreichend. Dieses bezieht er nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf die öffentliche Kommunikation. Hier differenziert er zwischen empirischem Befund und subjektiver Bewertung. Letztlich könnte durchaus eine Parallele zu Webers Unterscheidung zwischen Sachaussage und Werturteil gezogen werden, die T7 jedoch nicht bemüht. Seine Argumentation steht für sich. Im Gegensatz zu den Ausführungen von T8 und T9 sind seine Aussagen nicht selbstreferenziell, sondern fremdreferenziell – er geht auf die diversen Verarbeitungslogiken wissenschaftlicher Erkenntnisse außerhalb der Wissenschaft ein (Wissenschaftskommunikation). Dennoch argumentiert er selbstreferenziell, indem er beschreibt, dass die Wissenschaft in der Pflicht steht, „Grenzen und Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkenntnisse“ zu vermitteln. Die Reichweite wissenschaftlichen Wissens in der Öffentlichkeit wie auch in der Wissenschaft zu relativieren ist ein wichtiger Aspekt seiner Selbstbeschreibung.

Thema: Wahl des Forschungsgegenstandes (Z. 449–459):

Argumentation mit der Hintergrundkonstruktion einer Begründung

Wie T8 geht T7 darauf ein, dass die Wahl des Forschungsgegenstandes subjektiv oder normativ geprägt sein kann. Anders als bei T8 jedoch sieht man an dieser Stelle einen rhetorischen Bezug und eine Legitimierung der Subjektivität über die Naturwissenschaften. Während T8 das Wertverhältnis über die Weber'sche Unterscheidung darstellt und mit einem „ohne dem ist ja irgendwie Quatsch“ recht flapsig selbst kommentiert, legitimiert T7 den Wertbezug über einen Vergleich mit den Naturwissenschaften. Er bezieht sich in seiner Rhetorik explizit auf die Legitimität eines solchen Bezugs und stellt dann die Frage, wieso es denn illegitim sein sollte, wenn ein Naturwissenschaftler ein persönliches Interesse an der Erforschung einer bestimmten Krankheit hat. Diese rhetorische Frage lässt keinen Spielraum für ein Gegenargument.

Thema: Werturteilsstreit (Z. 459–470): Argumentation

Im Gegensatz zu T8 und T9 lässt sich T7 nicht auf eine disziplinäre Debatte zum Werturteilsstreit ein. Dies ist konsistent mit seiner vorhergehenden Argumentation: Er sieht die Frage nach der Wertneutralität der Soziologie letztlich nicht als Frage der Erkenntnistheorie, sondern definiert diese als Frage des „alltäglichen praktischen Umgangs mit Wissen“. Obwohl auch für T8 und T9 letztlich methodologische oder theoretische Konstruktionsprinzipien im Vordergrund standen, die ebenso als forschungspraktische Fragen begriffen werden können, erfolgt die Rahmung der Frage nach Wertneutralität hier grundlegend anders. T7 definiert Werte als Kontextbedingungen wissenschaftlicher Erkenntnis, die explizit gemacht werden müssen.

Orientierungsmuster „Die Wertneutralität der Soziologie“

In allen drei Fällen ist deutlich geworden, dass die Argumentation, mit denen die Interviewten sich jeweils zum Werteverhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand geäußert haben, in unterschiedlicher Weise mit Selbstvergewisserungsrhetorik verbunden war. T8 bezog sich auf die Notwendigkeit strikter Wertneutralität und die Gefahr, dass die Soziologie zur Ressentiment-Wissenschaft wird. T9 hingegen negierte die Möglichkeit einer vollkommenen Werturteilsfreiheit und machte wiederum ein Spannungsfeld zwischen eigenen Werten und Wissenschaftlichkeit auf, das er als „schwierige Gratwanderung“ bezeichnet. T7 gerät bei seiner Argumentation zunächst in die Defensive. Er greift dann auf einen Vergleich mit den Naturwissenschaften zurück, um die Legitimität einer Wertbeziehung der Sozialwissenschaften zu ihrem Untersuchungsgegenstand zu veranschaulichen.

Referenzfolien als Identitätsfolien

Aus den vorhergehenden Ausführungen ist deutlich geworden, dass es sich um Focussierungsmetaphern handelt, in denen die Frage nach der Soziologie und ihrer möglichen oder notwenigen Wertneutralität auf unterschiedliche Weise behandelt wird. Es haben sich unterschiedliche Selbstbeschreibungen herauskristallisiert, die sich in einem Orientierungsrahmen diverser Referenzfolien bewegen. Wir haben bei T8 und T9 gesehen, dass innersoziologische bzw. auch epistemologische Referenzfolien dazu dienten, die eigene Position zu festigen. Dominierend für beide war die Referenz zu Max Weber. Max Weber als Gründervater der Soziologie und als Protagonist im Werturteilstreit ist eine Figur, die in besonderem Maße Autorität ausstrahlt. Jedoch differierte die Art und Weise, wie Max Weber für die Argumentation genutzt wurde. Max Weber erscheint als Januskopf (oder Janusargument): T8 verwendete Webers Abhandlungen, um die Notwendigkeit einer strikten Wertneutralität in der Forschung zu unterstreichen. T9 hingegen stellt den öffentlichen Soziologen Weber in den Vordergrund, dessen politische Aktivitäten und sein eigenes vermeintliches Wissen darum, dass Weber klar gewesen sein muss, dass es die vollkommene Wertfreiheit nicht geben könnte. T9 konstruiert in diesem Sinn den Anti-Helden Weber und stärkt somit sein eigenes Argument. Interessant ist hier, dass sich wiederum die Interpretationsoffenheit der Soziologie zeigt sowie die Verunsicherung, die der Diskurs um die Wertneutralität der Soziologie mit sich bringt: Einerseits kann eine Galionsfigur der deutschen Soziologie rhetorisch für derart unterschiedliche Argumentationszwecke genutzt werden. Dies macht deutlich, wie Selbstbeschreibungen ausgehend von dem zu bearbeitenden Problem differieren und rhetorische Mittel in der Argumentation strategisch eingesetzt werden. Andererseits wird

klar, zu welchen Autoritätsfiguren in der Soziologie gegriffen wird, um die eigene Position darzustellen. Dies ist ein Hinweis darauf, dass es wenig feste Referenzfolien oder geteilte „Problemlösungen“ innerhalb der Disziplin gibt. Auffallend ist zudem, dass T9 auf zwei kontemporäre Soziologen als Referenzfolie zurückgriff: Michael Burawoy und Luc Boltanski. Beide haben eine starke Position zu der Frage der Grenze der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand gewählt: Burawoy mit seinem Konzept der public sociology und Boltanskis mit seinem neopragmatischen Ansatz einer Soziologie der Kritik.

Im Gegensatz dazu lehnt es T7 geradezu ab, innerdisziplinäre Referenzen für seine Argumentation zu bemühen. Er rahmt das Problem als ein sozial-politisches und nicht als epistemisch-kognitives. Seine Referenzfolie ist die eines öffentlichen Diskurses über Wissenschaft, der maßgeblich von der Wissenschaftskommunikation geprägt ist. Obwohl er eine ähnliche Unterscheidung vorschlägt wie Max Weber, nämlich die zwischen Sachaussage und Werturteil, rahmt er das Problem als alltagspraktisches und nicht als erkenntnistheoretisches, wie dies bei T8 und T9 der Fall ist. Zudem nutzt er den Vergleich mit den Naturwissenschaften, um eine Wertorientierung der Soziologie zu legitimieren.

Einbezug der Normativität vs. Ausschluss der Normativität:

Diverse Lösungsansätze zur Wertbezogenheit der Soziologie

Alle drei Interviewten schlagen derweil Lösungsansätze vor, wie man letztlich mit der Frage der Wertneutralität der Soziologie umzugehen hat. Während T7 und T9 für maximale Transparenz plädieren (Offenlegung der Konstruktionsprinzipien und Explizieren der Kontextbedingungen der Wissensgenerierung), setzt T8 auf methodologische Purifikationsarbeit, die sich an einem Paradigma der strikten Wertneutralität orientiert. Diese strikte Grenzziehung nach Webers Vorbild kontrastiert mit der Annahme der blurred boundaries zwischen Werten und Forschung: Werte sind nun mal vorhanden und es geht deshalb darum, den Forschungsprozess und die dahinterliegenden Konstruktionsprinzipien transparent zu machen. Die eigene Normativität in der Forschung wird also nicht nur unterschiedlich begründet, wie wir dies im vorherigen Abschnitt gehört haben, sie wird auch jeweils in die eigene Selbstbeschreibung von Forschung integriert oder purifiziert.

Abschließend kann gesagt werden, dass alle drei Interviewten unterschiedliche innersoziologische und externe Referenzfolien anwandten, um ihrer eigenen Position Autorität zu verleihen. Im Gieryn'schen Sinn kann hier von einer Strategie der „protection“ gesprochen werden. T8 jedoch nimmt in einem zweiten Schritt eine Argumentation vor, die Werturteile aus der eigenen Forschung exkludiert und sich in der Nähe einer wertneutralen Soziologie positioniert. T7 und

T9 wiederum integrierten die Normativität in ihre eigene Argumentation, man kann also eher von der Strategie „Inklusion“ sprechen. T7 begründet die Legitimität von Werten innerhalb der soziologischen Forschung durch die Naturwissenschaften. T9 konstruiert einen „Anti-Weber“, der in politische Aktivitäten involviert war und um die Unmöglichkeit absoluter Wertfreiheit wusste.

An der Analyse zu den Textabschnitten zur Wertneutralität der Soziologie wird die Doppelstruktur der Soziologie besonders deutlich: Alle Interviewabschnitte zeichneten sich durch eine besondere Legitimierungsrhetorik aus. Zudem gab es unterschiedliche Referenzfolien, mit der Normativität in der Soziologie umzugehen. Auch hier kam keine Einheitlichkeit in den Sinnkonstruktionen zum Vorschein, sondern die Kontingenz und Fluidität der Selbstbeschreibungen in Hinblick auf den adäquaten Umgang mit der Doppelstruktur der Soziologie.

4.2 DAS VERHÄLTNIS ZWISCHEN DER SOZIOLOGIE UND IHREM UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND

In Abschnitt 4.1 haben wir bereits wesentliche Hinweise für eine Selbstbeschreibung der Soziolog(inn)en in Hinblick auf die Soziologie als Disziplin, ihre eigene Praxis wie auch auf mögliche Grenzziehungen zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand bekommen. Die Sichtweise, die dort untersucht wurde, war überwiegend auf Beschreibungen der Soziologie fokussiert. In Abschnitt 4.2 wird verstärkt das Verhältnis zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand in den Blick genommen, es geht also darum, wie Soziolog(inn)en das Verhältnis zwischen Soziologie und Nicht-Soziologie definieren.

4.2.1 Der öffentliche Auftrag der Soziologie

In den Interviews wurde unter anderem gefragt, ob die Interviewten einen „öffentlichen Auftrag“ der Soziologie bestimmen können. Diese Frage zielte auch auf Selbstbeschreibungen der Soziologie in Hinblick auf ihre Schnittstelle mit der Praxis ab.

Analyse ausgewählter Interviewabschnitte

Interview T7, Zeile 254–297

254 I *Hm Hm. Ähm gibt es denn in Ihrer- in Ihren Augen so was wie ein- einen öffentlichen Auftrag der Soziologie?*

255
256 T7 *Ja ich tu mich ein bisschen schwer damit mit dem- mit dem Auftrag, also ich- da hab' ich noch eh vielleicht auch ein engeres Wissenschaftsverständnis, wo ich dann sage okay, ja, natürlich die Wissenschaft kann nicht zu irgendwas beauftragt werden, äh Erkenntnisgewinne sind sozusagen und auch die Neugierde, ne wissenschaftliche Orientierung, die muss aus einem Interesse an der Sache heraus generiert äh werden und äh natürlich kann man sagen, wissenschaftlich öffentlich Finanziertes muss sich auch rechtfertigen, aber das ist natürlich auch ein bisschen ne Falle, die man sich dann äh stellt. Ich halte wenig von dieser Diskussion über ne öffentliche Wissenschaft, äh da ist ja jetzt immer auch viel äh in unserem Fachblättchen äh da gekommen. Ich halt' auch wenig von der- von dem Label kritische äh Wissenschaft. Ich glaube, wenn man gute Soziologie betreibt und sich auch aktiv irgendwie einbringt und engagiert, dann ist das beides Teil dessen, aber dieses Labelling äh ist etwas, was mich eher äh abschreckt, also ob etwas kritisch ist oder nicht, das ergibt sich äh aus dem Diskurs und aus- aus der Haltung, die man einnimmt, nicht unbedingt sozusagen aus der Marke, äh die man da erzeugen will, äh genauso glaub' ich, dass ne ganze Menge wichtige Einflüsse auf äh der Soziologie auf die Gesellschaft eben außerhalb dieser Marke öffent- Public Sociology laufen. [...] Also äh das is irgendwie ne Bewegung oder ein Schuh, den würd' ich mir nicht äh nicht anziehen, vielleicht muss ich das auch- muss ich das auch nicht und hab'- das wär' auch nicht- auch nicht unbedingt äh nötig, aber ich seh' das eher als Krisenindikator äh für das Fach, wenn man solche Diskussionen äh aufmacht und äh irgendwie nich verzweifelt immer nach oben blicken oder so, ich bin ja auch noch da und ich hab' auch was zu sagen, //I: hm// äh würd' ich sagen jetzt, was so alles geschrieben wurde zu der Public, das sind ja alles Präliminarien, ne, also ich finde just do it, @mach's doch einfach@ äh und redet nicht so viel darüber, dass man's machen sollte. Also wenn man die @Energie da rein@ gegeben hätte mit interessanter Forschung, äh sich öffentlich sichtbar zu machen, ich glaub' dann hätte das Fach insgesamt viel mehr gewonnen als sozusagen äh ewig rekursive Diskurse darüber, dass man nun endlich mal Public Sociology werden möchte, aber das ist so bisschen meine private kritische Haltung. Ich weiß auch*

257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276
277
278
279
280
281
282
283
284
285
286
287
288

289 *nicht, //I: ja// vielleicht tu ich da auch vielen Leuten äh äh Unrecht, äh die
290 so was äh äh betreiben, aber ich würde mir generell wünschen, dass die
291 Leute äh aktiver sind, das hat auch was ein bisschen mit Publikationsform
292 und Formaten äh zu tun, auch ein bisschen mit der Fähigkeit, sich auszu-
293 drücken und äh in der Öffentlichkeit zu adressieren. Das sind ja auch ganz
294 eigene äh Logiken und äh auch sozusagen Diskursarten, auf die man dann
295 da trifft, die dann auch oft befremdlich sind und sicher auch missverstanden
296 fühlst, äh aber das ist ja auch ne Frage, die man ein bisschen mit einüben äh
297 kann und muss.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Der öffentliche Auftrag der Wissenschaft (Z. 256–264)

T7 sieht die Frage nach einem „öffentlichen Auftrag der Soziologie“ kritisch. Er bezieht sie auf die Wissenschaft im Allgemeinen und definiert in seinen Ausführungen dazu sein Wissenschaftsverständnis, das nicht mit einer Auftragsorientierung vereinbar ist. Stattdessen rekurreert er auf Erkenntnisgewinn und Neugierde als Triebfedern für die Wissenschaft. Er bezeichnet den Rechtfertigungsdruck der öffentlich finanzierten Wissenschaft als „Falle“.

Thema: Kritische und öffentliche Wissenschaft als Label (Z. 264–288)

In diesem Abschnitt geht T7 auf das „Labelling“ von Wissenschaft im kritischen oder im öffentlichen Sinn ein. Er äußert sich kritisch über das „Labelling“ der Soziologie als „Marke“. Er charakterisiert dies als selbstreferenziell und sieht es als Krisenindikator für das Fach. Vielmehr sollten die Forschenden gemäß dem Motto „just do it“ öffentlichkeitswirksam werden.

Thema: Aktive Wissenschaft als öffentliche Wissenschaft (Z. 288–297)

Hier resümiert T7 seine eigene Einstellung. Er stellt dar, dass schon viel gewonnen wäre, wenn die Menschen sich aktiver in die öffentlichen Debatten einbringen würden. Hier definiert er Kriterien, die dafür notwendig wären: Publikationsformen, Formate und die „Fähigkeit, sich auszudrücken“.

Reflektierende Interpretation

Thema: Der öffentliche Auftrag der Wissenschaft (Z. 256–264): Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

T7 betreibt in diesem Abschnitt Grenzarbeit zu dem Begriff eines „öffentlichen Auftrags der Soziologie“. Er nutzt diese Grenzarbeit zu einer Selbstbeschreibung: „da hab’ ich [...] vielleicht auch ein engeres Wissenschaftsverständnis“. Soziologie, die er in diesem Abschnitt der Wissenschaft zuordnet, muss Krite-

rien einer klassisch wissenschaftlichen Grenzziehung entsprechen, wie wir sie bereits in Kapitel 2.3.3 gehört haben: Erkenntnisgewinn und Neugierde im Gegensatz zu externer Zweckorientierung – science for science sake in dem Sinn, als das wissenschaftliche Interesse aus einem „Interesse an der Sache heraus generiert“ werden muss. Diese Grenzarbeit kann im Sinne einer „protection“ der wissenschaftlichen Autonomie gegenüber wissenschaftsexternen Ansprüchen interpretiert werden. Zwar formuliert er ebenso das Gegenargument einer „öffentliche“ finanzierten Wissenschaft, die sich „auch rechtfertigen“ muss, definiert dies aber sofort als eine „Falle“.

Thema: Kritische und öffentliche Wissenschaft als Label (Z. 264–288):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

In diesem Abschnitt betreibt T7 Grenzarbeit zu unterschiedlichen „Labels“, die der Soziologie mit Blick auf ihren öffentlichen Auftrag gegeben werden. Das eine Label ist die kritische Wissenschaft, das andere das der public sociology. So macht er seine Position deutlich, die der von T9 entgegensteht, der public sociology und damit ihren Vertreter Michael Burawoy zu einer Referenzfolie der Selbstbeschreibung nutzt (siehe 4.1.4.2). T7 entwickelt vielmehr seine eigene Referenz, ein „mach's doch einfach“, und ruft zu einem pragmatischen Umgang mit öffentlicher Soziologie auf, die keine Labels oder Vorgaben braucht.

Thema: Aktive Wissenschaft als öffentliche Wissenschaft (Z. 288–297):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Im letzten Abschnitt geht T7 auf die Logik der Praxis ein und betreibt hier wiederum Grenzarbeit. Zunächst äußert er seinen Wunsch, dass die Forschenden aktiver sein sollten. Hier wiederholt sich der Autonomiegedanke aus dem ersten Abschnitt. Statt für einen „von außen“ vorgegebenen Auftrag der Soziologie plädiert T7 für ein Interesse an der Praxis, das aus den Forschenden heraus entsteht, ohne disziplinäre Labels und öffentliche Auftraggeber. Die Nicht-Soziologen, die er zunächst mit „Öffentlichkeit“ beschreibt, können aus seiner Sicht am besten über adressatengerechte Publikationsformen und Formate angegesprochen werden. Hier grenzt er die Soziologie jedoch nicht nur über unterschiedliche Kommunikationsformen von der Nicht-Soziologie ab. Ebenfalls zeichnet er Soziologie und Öffentlichkeit als getrennte Welten, die über eigene Logiken und Diskursarten verfügen. Diese sind für die jeweils andere Partei „befremdlich“ und bergen die Gefahr, dass man sich „missverstanden fühlt“. Der Umgang mit der Öffentlichkeit muss erst erlernt und eingeübt werden. Soziologisches Wissen unterscheidet sich in diesem Zusammenhang also grundlegend von anderen Wissensformen.

Interview T8, Zeile 240–300

- 240 I *Hm. Gibt es denn Ihrer Meinung nach einen öffentlichen Auftrag der Soziologie?*
241
242 T8 *Ja natürlich*
243 I *Lja*
244 T8 *ein- eindeutig. Es gibt einen öffentlichen Auftrag der Soziologie, im Grunde Lebensweisen quasi der- dem gesellschaftlichen Publikum insgesamt, ähm wie soll ich sagen, untereinander verstehbar zu machen, also die- diesen Übersetzungsprozess von gesellschaftlicher Wirklichkei- von gesellschaftlichen Wirklichkeiten für eine gesellschaftliche Öffentlichkeit deutlich zu machen. damit hab' ich einen relativ traditionellen Begriff der Bedeutung von Öffentlichkeit. also ich bin- das ist sozusagen so ein 19. Jahrhundert-Begriff von Öffentlichkeit, den ich immer nach wie vor habe. ich glaube immer noch, es gibt gesellschaftliche Öffentlichkeit und die ist eine, etwas, was die Leute interessiert, //I: hm// also irgendwie diese ähm sozusagen die- der Streit darum, was uns gemeinsam angeht und wie wir das Leben interpretieren aus unterschiedlichen Perspektiven. das ist sozusagen Soziologie und das ist eigentlich glaub' ich der Auftrag von Soziologie, //I: hm// also der öffentliche Auftrag von Soziologie besteht darin, den gesellschaftlichen Selbstübersetzungsprozess in Gang zu halten, //I: hm// aber ihn gleichzeitig auszurichten an einer Idee von kollektiver Handlungsfähigkeit.*
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260 I *Hm. Gibt es denn etwas, was die Soziologie ähm also wie sie nicht wirksam werden sollte aus Ihrer Sicht?*
261
262 T8 *Na die Soziologie sollte auf keinen Fall, das ist mein Problem ein bisschen mit der Generation der jetzt Vierzigjährigen in der Soziologie, Soziologie darf sich nicht auf eine, ja die Gefahr der Soziologie besteht darin, dass sie sich auf eine Art von ähm Konzeptwissenschaft oder Ansatzwissenschaft reduziert, also dass sozusagen- also ich merke immer mehr, dass ich in den- in der- bei den jetzt Vierzig- End-Vierzigjährigen auf Kolleginnen und Kollegen treffe, die einen Ansatz befolgen oder gar vertreten Rational Choice oder irgendwie Konflikttheorie oder Systemtheorie oder irgend so was //I: hm// und das hab' ich immer für merkwürdig gehalten. Also diese Idee der Selbstverschanzung am Ansatz, ohne sich zu fragen, was bedeutet eigentlich dieser Ansatz und was will ich damit eigentlich sagen, auf welche Arten von Problemen und welche Phänomene reagiert eigentlich dieser Ansatz. das halte ich für ne große Gefahr für die Soziologie, //I: hm// also eine Art, also ich bin- finde es sehr gut, dass es einen Professionsbegriff der Soziologie gibt, ich glaube, ich würde auch einiges dafür tun, diesen Professi-*
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276

277 onsbegriff von Soziologie zu stärken ähm ich glaube die Soziologie kann
278 sich darüber und wird sich mehr und mehr als Profession konsolidieren
279 können, //I: hm// das muss sie auch glaub' ich, nicht nur methodisch. das ist
280 immer die Idee, sie kann sich nur methodisch konsolidieren. das ist glaub'
281 ich ein Fehl- ist ein Fehler quasi, sie muss sich auch begrifflich konsolidie-
282 ren und ähm und wenn man das- wenn man das sozusagen sicher weiß, dann
283 kann man auch die Öffent- die Öffentlichkeitsfunktion von Soziologie wahr-
284 nehmen. Sie brauchen eine Sicherheit in der Konventionalität der Disziplin
285 //I: hm// dann können Sie auch quasi der Öffentlichkeit sagen, so jetzt sag'
286 ich Ihnen mal, was ein Soziologe dazu sagen wird, denn das ist meine Erfah-
287 rung immer wieder gewesen, dass die Leute gesagt haben, ich weiß, was ein
288 Ökonom sagt, ich weiß, was ein- eine Psychologin sagt und ich weiß auch,
289 was ein Pädagoge sagt usw., ich will jetzt mal wissen, was ne Soziologin
290 oder ein Soziologe dazu sagt und das ist gлаub' ich wichtig, die Sicherheit zu
291 haben. jetzt sage ich als Soziologe etwas dazu //I: hm// und ich kann auch
292 etwas dazu sagen, und das ist sozusagen diese Doppelheit und das, wenn die
293 Soziologie das verliert, also //I: hm// die Sicherheit in ihrer Professionalität
294 und Disziplinarität und den- den- auch den Mut, sich dann quasi in der öf-
295 fentlichen- im öffentlichen Intellektualität zu positionieren, dann ist es
296 glaub' ich ähm- ist es- die öffentliche Finanzierung ist sozusagen die Sozio-
297 logie nicht mehr wert //I: hm hm// das ist ja ne alimentierte Wissenschaft
298 und die Öffent- die Öffentlichkeit muss irgendwo auch ein Gefühl dafür
299 kriegen, dass man mit der Sozio- dass sie zu irgendwas Sinn hat und nicht
300 nur in ihrer eigenen Professionalität ihren Sinn findet.

Formulierende Feininterpretation

Thema: Der öffentliche Auftrag der Soziologie (Z. 240–259)

Für T8 besteht ein öffentlicher Auftrag der Soziologie. Er definiert in diesem Zusammenhang seinen Begriff von Öffentlichkeit. Den öffentlichen Auftrag der Soziologie sieht er darin, „den gesellschaftlichen Selbstübersetzungsprozess in Gang zu halten, aber ihn gleichzeitig auszurichten an einer Idee von kollektiver Handlungsfähigkeit“.

Thema: Der Professionsbegriff der Soziologie (Z. 262–286)

Auf Nachfrage, wie denn die Soziologie nicht wirksam werden sollte, macht T8 eine interessante Abgrenzung zur eigenen Disziplin. Er sieht die Soziologie in Gefahr, zu einer reinen Konzeptwissenschaft zu werden. Wichtig ist ihm deshalb ein Professionsbegriff der Soziologie: Diese muss sich als (öffentlichtwirkende) Profession methodisch und begrifflich konsolidieren.

Thema: Notwendigkeit der Konventionalität der Disziplin (Z. 286–300)

Diese Konsolidierung mündet in eine „Sicherheit in der Konventionalität der Disziplin“, damit sie ihre Öffentlichkeitsfunktion wahrnehmen kann. T8 zieht Vergleiche zur Ökonomie, zur Psychologie und zur Pädagogik, die bereits über solch eine Sicherheit verfügen. Zusätzlich dazu braucht die Soziologie „Mut“, sich in der „öffentlichen Intellektualität“ zu positionieren. Diese Kriterien verbindet er mit der öffentlichen Finanzierung der Soziologie, die er als alimentierte Wissenschaft bezeichnet. Sie steht unter einem Legitimierungsdruck, denn sie soll zeigen, dass sie „zu irgendetwas Sinn hat“ und nicht rein selbstreferenziell arbeitet.

Reflektierende Interpretation

Thema: Der öffentliche Auftrag der Soziologie (Z. 240–259):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Im Gegensatz zu T7 stellt T8 einen öffentlichen Auftrag für die Soziologie fest. Für ihn geht es hier weniger darum, die Autonomie der Soziologie zu verteidigen, als darum, eine Aufgabe der Soziologie in der Öffentlichkeit zu definieren. Er ist überzeugt, dass soziologische Expertise anderen Wissensformen überlegen ist, da sie eine Mittlerfunktion zwischen „gesellschaftlichen Wirklichkeiten“ erfüllt. Er markiert dies rhetorisch als Übersetzungsprozess gesellschaftlicher Wirklichkeiten bzw. als Möglichkeit, das gesellschaftliche Publikum „untereinander verstehbar zu machen“. Hier ist interessant, dass er die Öffentlichkeit als passive Masse, als „Publikum“ definiert, das letztlich auf die Soziologie angewiesen ist. Er bleibt bei seiner Definition des Begriffs von Öffentlichkeit auf der epistemisch-kognitiven Ebene. So umkreist er wiederum die Definition der Aufgabe der Soziologie, indem er sie als Streit darum beschreibt, wie „wir das Leben interpretieren aus unterschiedlichen Perspektiven“. In einem Abschlussrsumee geht er schließlich noch auf den Handlungsbegriff ein und erweitert seine ursprüngliche Definition der Aufgabe der Soziologie als „gesellschaftlichen Selbstübersetzungsprozess“ um die Idee der „kollektiven Handlungsfähigkeit“. Soziologie soll also nicht nur einen „gesellschaftlichen Selbstübersetzungsprozess in Gang halten“, sondern diesen zusätzlich an einer „Idee von kollektiver

Handlungsfähigkeit“ ausrichten. Auch diese Aussage bleibt auf der epistemisch-kognitiven Ebene und orientiert sich an einer Selbstbeschreibung, die auf einem theoretisch-soziologischem Vokabular basiert.

Thema: Der Professionsbegriff der Soziologie (Z. 262–286):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Die Eingangsfrage nach dem öffentlichen Auftrag der Soziologie gab viel Raum zur Abgrenzung. Abgegrenzt hat sich T8 jedoch nicht von einer bestimmten Art von Öffentlichkeitswirksamkeit der Soziologie, sondern von den eigenen Fachkollegen. Er definiert die „Gefahr“, dass die Soziologie zu selbstreferenziell wird – er bezeichnet dies als Ansatz der Selbstverschanzung. Er sieht die Reichweite der Soziologie in die Gesellschaft hinein, wofür er auf soziologisches Vokabular zurückgreift, nämlich auf den Professionsbegriff. Der Klient der Soziologie ist die Gesellschaft. Hier wird sein Verständnis von Soziologie klar, das in gewisser Hinsicht von dem von T7 abweicht. Zwar haben beide die Absicht, etwas in der Gesellschaft zu verändern. T7 sieht dies jedoch stärker als individuelles Unterfangen und grenzt sich von jeglichem gemeinsamen „Labelling“ ab, das er als zu selbstreferenziell abwertet. T8 sieht den umgekehrten Weg, eine methodische und begriffliche Konsolidierung, um überhaupt in der Lage zu sein, die Öffentlichkeit zu erreichen.

Thema: Notwendigkeit der Konventionalität der Disziplin (Z. 286–300):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Dass eine Konventionalität der Disziplin notwendig ist, kann auch mit dem Sprechen mit einer Stimme interpretiert werden. Vergleichshorizonte sind andere Disziplinen wie die Ökonomie oder die Psychologie, die diese Konventionalität bereits erreicht haben. Es geht hier um eine Fremdbeschreibung der Soziologie, um die Sicherheit zu wissen, was denn „ein Soziologe“ dazu sagen könnte. Dann eröffnet T8 quasi ein dialektisches Verhältnis in der Doppelrolle der Soziologie: zwischen ihrer Professionalität und ihrer Disziplinarität. Sollte sie diese Doppelrolle verlieren, ist sie nach T8 auch die öffentliche Finanzierung nicht mehr wert. Hier wird auch ein Kontrast zu T7 deutlich, der gerade den Diskurs um die öffentliche Finanzierung als „Falle“ beschreibt.

Orientierungsmuster „Der öffentliche Auftrag der Soziologie“

Autonomie der Soziologie

Die beiden Interviewten haben unterschiedlich auf die Frage nach einem öffentlichen Auftrag der Soziologie reagiert. T7 hat sich von einem öffentlichen Auf-

trag abgegrenzt, da er die Autonomie der Wissenschaft im Sinne einer „Grenzabsicherung“ (protection) verteidigen wollte. Wissenschaft wird in der Selbstbeschreibung als intrinsisch interessengeleitet und nach Erkenntnis strebend konzipiert und nicht als etwas, das von einem externen Auftraggeber beeinflusst wird. Dementsprechend kritisch sieht T7 auch eine öffentliche Soziologie, die sich den Steuerzahlern gegenüber in einer Legitimierungspflicht sieht.

T8 konzipiert eine ganz andere Rhetorik um die öffentliche Aufgabe der Soziologie. Der Autonomiegedanke ist quasi der Antwort bereits inhärent. Soziologie wird hier als eine Wissensart entworfen, die der Gesellschaft überlegen und in der Lage ist, notwendige gesellschaftliche Selbstübersetzungsprozesse anzuregen, damit eine kollektive Handlungsfähigkeit entsteht. Dies zeigt sich bereits in der Art und Weise, wie T8 diese Gedanken äußert: Er verbleibt im Begriffsvocabular der Soziologie. Er stellt einen anderen Bezug zu der Legitimierungspflicht der Soziologie als alimentierte Wissenschaft her als T7 und in diesem Sinn schränkt T8 ihre Autonomie auch wieder ein: Sie macht nur Sinn, wenn sie auch öffentlich relevante Themen und nicht nur sich selbst adressiert.

Soziologie als der Gesellschaft überlegenes Wissen

Obwohl sich T7 von einem wissenschaftspolitisch induzierten öffentlichen Auftrag der Soziologie abgrenzt, äußert er doch an anderer Stelle eine Motivation, die er als Auftrag der Soziologie beschreibt:

„Ja das seh' ich schon, also so bisschen normative äh Aspekte spielen natürlich schon äh mit rein () schon um Projekte, gesellschaftlichen, also @Optimierung will@ ich nicht sagen, aber Selbstverbesserung, äh auch vor dem Hintergrund relativ abstrakter äh Vorstellungen wie Menschenwürde, äh Gleichheit, Solidarität, dass das durchaus was ist, wo ich äh sage, das ist äh- das ist mir äh wichtig und dafür würd' ich da, ich sag' mal, dafür betreib' ich ja auch ein bisschen äh Soziologie, weil mir auch das Gesellschaftliche und irgendwie auch das Fortkommen der Gesellschaft äh mir am Herzen äh liegen. ein anderer Aspekt ist natürlich immer, ja diese, was ich vorhin schon sagte, diese Neugierde oder Curiosity, also äh wo man sagt, das ist auch etwas, was- was einen irgendwie- was einen irgendwie trägt und das hat man auch nicht- auch nicht für alle- für alle Themen, äh von da- her seh' ich schon, also jetzt nicht im Sinne eines gesellschaftlichen Auftrages, aber doch äh durchaus ein Anliegen, was auch mit der Soziologie äh verbunden ist und was sich auch auf bestimmte soziologische Denktraditionen äh durchaus äh berufen kann. ein anderer Aspekt, der jetzt auch mit der Aufklärung äh zu tun hat, also Aufklärung als Selbst- äh Selbsterkenntnis, äh klar, ich hab' vorhin so biss- bisschen abgewertet mit der kritischen Soziologie, aber sozusagen die- die Immanenz von Kri- Kritik ist für mich auch äh sozusagen Teil- Teil der Soziologie, auch Immanenz sozusagen der Befähigung zur Kritik von

äh von Gesellschaft, also Reflexion im Hinblick auf äh ja Entwicklungen, Tendenzen, Strukturveränderung vor dem äh Hintergrund so bisschen abstraktere Ziele, aber Aufklärung auch im Sinne von Mythenjäger zu sein.“ (T7, Z. 985–1004)

Durch diese Interviewpassage wird die Ambivalenz deutlich, die bei T7 in Hinblick auf einen öffentlichen Auftrag der Soziologie besteht. Denn hier äußert er durchaus ein Interesse an gesellschaftlicher Veränderung, diese darf aber nur aus intrinsischem Interesse und nicht aus Zwang heraus entstehen. Trotz ihrer unterschiedlichen Selbstbeschreibungen im Hinblick auf den öffentlichen Auftrag der Soziologie bestehen folglich Gemeinsamkeiten bei den beiden Interviewpartnern: Beide gehen darauf ein, dass die Soziologie eine öffentlich wirksame Wissenschaft sein muss. Dies geschieht, indem sie sich in der Selbstbeschreibung als Soziologen konzipieren, die der Gesellschaft überlegenes Wissen produzieren und Prozesse der „Selbstverbesserung“ oder „Selbstübersetzung“ anregen. Soziologie stellt somit quasi Hilfe zur Selbsthilfe dar. In diesem Sinn distanziert sich T7 auch wieder von seiner abwertenden Aussage zum „Label kritische Soziologie“, das er nun selbst mit Inhalt füllt.

In beiden Fällen findet eine Grenzziehung zwischen der Soziologie und der „Öffentlichkeit“ statt, die sich durch unterschiedliche Logiken auszeichnet. Soziologie kann distinguiertes Wissen in den öffentlichen Diskurs einbringen. Die Selbstbeschreibung von T7 als „Mythenjäger“ steht sinnbildlich dafür.

Individualismus vs. Konsolidierung

Die Wege, auf denen T7 und T8 eine öffentlich relevante Soziologie einfordern, sind jedoch unterschiedlich. Die Selbstbeschreibung, der T7 folgt, kann als Individualismus bezeichnet werden. Hier geht es überwiegend um die individuelle Verantwortung, interessante Forschung in die öffentliche Diskussion einzubringen und unterschiedliche Kommunikationsformate zu erlernen. Im Gegensatz dazu prägt T8 das Bild der disziplinären Konsolidierung und des Sprechens mit einer Stimme. In diesem Zusammenhang verwendet er den Begriff der Profession, der es ihm erlaubt, eine in sich wiederum begrifflich konsolidierte Schnittstelle zwischen der Disziplin und ihrem Untersuchungsgegenstand herzustellen. Wie bereits in 4.1.3 sehen wir auch hier, dass unterschiedliche Selbstbeschreibungen aufeinandertreffen, die einerseits auf die Soziologie als Ganzes und andererseits auf das Individuum eingehen.

4.2.2 Verantwortung gegenüber der Praxis

Im Interviewverlauf wurde deutlich, dass die Frage der Verantwortung eine große Rolle spielte. Diese wurde in divergente Richtungen interpretiert. Die folgenden Abschnitte zeigen unterschiedliche Aussagen zur Verantwortung gegenüber der Praxis. Ausschlaggebend für die Auswahl der Interviewabschnitte war nicht die Fragestellung, sondern die Thematisierung von Verantwortung in den Antworten.

Analyse ausgewählter Interviewabschnitte

Interview T6, Zeile 180–222

180 T6 *Ich hab mal vor ganz ganz vielen Jahren äh ein Projekt gemacht, [...] also
181 ganz am Anfang und äh der Mensch vom Ministerium hat g'sagt, wissen Sie,
182 am Ende bräucht ich halt was, was ich bauen kann @(.).@.*
183 I *@Okay@.*
184 T6 *Ja, da han ich g'sagt, ich- ich- ich- Sie können mit dem machen, was Sie
185 wollen, aber ich denk mir nicht aus, was Sie tun. //I: hm// also es ist ein
186 bisschen äh ne Haltung und das seh ich auch selber, äh wie die Leute, die
187 die Atombombe erfunden haben, //I: hm// ja die haben g'sagt äh wir- so geht
188 das, ja, so, was ihr damit anfangt, das ist die Frage, ja, also macht sie das
189 moralisch schuldig, ist man verantwortlich, wenn man die Atombombe er-
190 findet, äh dafür, was dann damit angestellt wird oder geht's um eine Prob-
191 lemlösung. //I: hm// und ich seh das, also ich bin da schon wirklich äh ich
192 beobacht' mich da auch selber und sag klar, du- du en- sozusagen du
193 nimmst deine- einfach bestimmte Art von Verantwortung nicht an, tu ich
194 nicht, ja, also nicht als Soziologe. wenn ich nicht als Soziologe agiere, dann
195 äh bin ich ein heftig politischer und moralisch nicht- vielleicht moralisch
196 manchmal merkwürdiger Mensch, aber ich hab da natürlich viel Moral, ja,
197 aber wenn ich Soziologie betreib', das ist nicht so, dass ich keine Moral
198 hab', aber ich versuch' die Moral derer zu übernehmen, mit denen ich mich
199 beschäftige //I: hm// und das ist ein gewaltiger Unterschied, ja und deshalb
200 sagen wir auch, wir alle können diese Art von Soziologie, von Forschung
201 nicht mit jedem Thema machen, man muss sich das vorher klarmachen, ja.
202 äh ich muss schon wissen, ja also entweder muss ich sagen okay, man kann
203 ja auch anders forschen, man muss sich nicht auf jetzt äh auf- auf alles ein-
204 lassen und sagen, ich mach da mit, //I: ja,// ja, aber unser- unsere Grund-
205 idee ist, wir gehen hin und- und sind-werden solche wie die, die wir untersu-*

206 *chen, aber da muss man wissen, ja, also wenn ich dann sag okay, ohne zu
207 untersuchen, ich weiß- weiß ich, Neonazis, ja //I: hm hm// äh dann- dann-
208 dann nicht mit der Haltung äh das sind aber merkwürdige Leute, sondern da
209 muss ich Neonazi werden, ja und da //I: hm, okay// sozusagen die morali-
210 sche Entscheidung liegt eigentlich vorher zu sagen, ich untersuch' das halt
211 nicht mit den Mitteln, ja, //I: hm hm// Sie können mir einen Auftrag erteilen,
212 dann mach' ich da ne distanzierte Form von Forschung, das mach' ich ja
213 auch, aber wenn Sie mich danach fragen, wie ich gern arbeite, ja, dann
214 //I: hm, ja, ja, ja// ist das genau dieses und deshalb findet eigentlich die mora-
215 lische Entscheidung vorher statt, ja, und dann sag ich gut, so, und wenn
216 ich sag, ich guck mir jetzt egal was an, ja, dann versuch' ich maximal die
217 nicht mehr so fremd zu finden, sondern ganz im Gegenteil. [...] so, also sich
218 einlassen bedeutet für mich dann wirklich die Perspektive, die Moral oder
219 was auch immer derer zu übernehmen, mit denen ich zu tun hab'. so und
220 wenn man sagt, aber mit denen will ich nichts zu tun haben, sollte man halt
221 die Art Forschung, deshalb kann man die ja trotzdem erforschen //I: hm
222 hm// aber dann macht man was anderes, ja.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Verantwortung und Forschung (Z. 180–194)

T6 beschreibt an einem Beispiel, wie er Verantwortung in der Forschung sieht. Er weist die Übernahme von Verantwortung für seine Forschungsergebnisse zurück und konkretisiert seinen Standpunkt, indem er den Vergleich zu der Entwicklung der Atombombe zieht.

Thema: Moral und Forschung (Z. 194–222)

T6 geht dann auf seine moralische Gesinnung ein und spricht über Moral in der Forschung. Er verdeutlicht seinen Forschungsansatz, für den besonders relevant ist, dass der Forscher „die Moral derer“ übernimmt, die er untersucht. Deshalb wäre für ihn eine Untersuchung von Neonazis schwierig, da er zum Neonazi werden müsste. Er erläutert, dass die moralische Entscheidung also bereits in der Wahl des Untersuchungsobjekts liegt.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Verantwortung und Forschung (Z. 180–194):

Erzählung mit dem Hintergrundmodus einer Argumentation

Zunächst leitet T6 seine Argumentation mit einer Erzählung ein, in der er den zeitlichen Abstand zu dem Projekt betont, das er für die Beantwortung der Frage anführt. Er beendet diese kurze Erzählung damit, dass er die Soziologie von jeg-

licher Handlungsorientierung abgrenzt: Wie die Forschung verwendet wird, interessiert den Forschenden nicht. In seiner Argumentation schwenkt er nun über zu der Frage der moralischen Schuld. Um seinen Standpunkt zu veranschaulichen, zieht er einen starken Vergleich: zur Erfindung der Atombombe. Das ist in diesem Zusammenhang ein starkes Bild, weil T6 in seinem Vergleich implizit die Reichweite der Soziologie mit der Erfindung und Anwendung der Atombombe gleichsetzt und mit der Schuldfrage verbindet, wer für die verheerenden Folgen des Einsatzes der Bombe verantwortlich ist. T6 postuliert, dass er als Soziologe „eine bestimmte Art von Verantwortung“ für seine Forschung nicht annimmt. Die Grenze zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand wird also scharf gezogen, auch, was mögliche Folgen der Forschung angeht.

Thema: Moral und Forschung (Z. 194–222):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Argumentation

Dennoch scheint T6 das Thema der Moral stark zu beschäftigen. Im weiteren Verlauf seiner Argumentation gerät er entsprechend in die Defensive. Er zieht eine Grenze zwischen dem Agieren als Soziologe und dem Agieren als Nicht-Soziologe, was auf eine Rollentrennung hinausläuft. Als Nicht-Soziologe beschreibt er sich als „heftig politisch und moralisch“. Die Vergewisserung seines moralischen Ichs als Nicht-Soziologe nimmt viel Raum ein. Seine eigene Moral unterscheidet sich von seiner Forschungsmoral: Er übernimmt die Moral derjenigen, die er beforscht. Er schlüpft also quasi in die Haut seiner Forschungssubjekte und blendet sich selbst als moralisch und politisch denkenden Menschen aus. Das stellt eine Distanzierung von eigenen normativen Vorstellungen dar, die er über eine Rollentrennung (Soziologe vs. Nicht-Soziologe) zu lösen versucht. Indem er bereits im Vorfeld eine Auswahl darüber trifft, wen er mit seiner Methode beforschen möchte und kann und wen nicht, verknüpft T6 den Begriff der Forschungsmoral mit der Entscheidung über den Gegenstand, die der Forschende bereits vor Beginn der Forschung fällt.

Interview T5, Zeile 273–296

273 I *Was ist denn äh aus deiner Sicht Wissenstransfer? Wie würdest du das definieren?*

275 T5 *Das, was ich herausgefunden habe, ahm anderen Leuten mitzuteilen. und
276 Wissenstransfer kann ahm- also breit definiert ist das auch innerhalb der
277 Scientific Community, einfach sagen, ich weiß was, das ist toll und spannend
278 und das möchte ich jetzt anderen auch erzählen. im engeren Sinne ist es in
279 der Tat so, dass ich mir einen Adressatenkreis überlege, die von dem, profi-*

280 tieren könnten, was ich weiß und ahm- beziehungsweise, dass ich auch Steu-
281 ergelder ausgebe und damit auch ne gewisse (1) Verantwortung oder (2)
282 nen Legitimations(2) ((schnalzt mit der Zunge)) -druck vielleicht habe oder
283 vielleicht nicht unbedingt Legitimationsdruck aber einen gewissen- eine ge-
284 wisse Verpflichtung, das ist das bessere Wort dafür //I: hm// ahm, das ich
285 dass, was ich rausgefunden habe, dann auch tatsächlich denjenigen, die es
286 betrifft auch mitteilen //I: hm// oder oder in eine Form gießen, die sie dann
287 auch in der Tat akzeptieren können. //I: hm// also es bringt nichts zu sagen,
288 lies meinen keine Ahnung was, Kölner Zeitschrift-Artikel, sondern dass man
289 das eben so aufbereitet und das gehört für mich son Stück weit dazu, das
290 war nich (3) nicht immer so, und ich weiß, das das machen auch nich alle
291 Wissenschaftsinstitute so, das is, das nehme ich so wahr, das is eher am
292 [Name der Organisation] das Credo ist, dass man sagt, wenn man problem-
293 orientierte Grundlagenforschung macht, dann muss man das auch irgend-
294 wann den den jeweiligen Betroffenen mit- oder mitteilen können. insofern
295 empfind ich das auch n Stück weit Verpflichtung, dass wir, die wir ja so gut
296 ausgestattet sind, eben das dann auch machen.

Formulierende Feininterpretation

Thema: Verantwortung und Forschung (Z. 275–296)

Über die Frage nach dem Thema Wissenstransfer kommt T5 auf das Thema Verantwortung zu sprechen. Er thematisiert Verantwortung in Hinblick auf die Verpflichtung, Forschungsergebnisse den Betroffenen mitzuteilen.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Verantwortung und Forschung (Z. 275–296):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Argumentation

Im Gegensatz zu T6 sieht T5 eine Verantwortung gegenüber den „Adressaten“ der Forschung. Als er das beschreibt, zeigt er sich allerdings etwas zögerlich in seiner Rhetorik. Er sucht nach einer geeigneten Definition von Verantwortung, die er als Verpflichtung begreift. Er bezieht sich auf die Organisation, in der er arbeitet und mit der er sein Engagement begründet. Explizit weist er darauf hin, dass dies noch nicht immer seine Überzeugung war, die Organisation letztlich jedoch eine entscheidende Rolle gespielt hat. Die Beziehung zwischen Soziologie und Untersuchungsgegenstand wird in diesem Abschnitt nicht wie bei T6 problematisiert, jedoch wird das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand als ein einseitiges konzipiert, in dem die „Adressaten“ oder „Betroffenen“ Wissensrezipienten sind.

Interview T2, Zeile 555–574

555 T2 *Also natürlich gehört das dazu, einer wie auch immer gearteten Öffentlichkeit, ja, ob das eine Medienöffentlichkeit ist oder es im privaten Kreis verständig zu machen, was man tut, das hat auch was mit Legitimation zu tun. das ist äußerst schwierig zu legitimieren, dass man hier so abgefahrenen Sachen macht, ja, äh äh äh in der Wissenschaft und keiner versteht mehr den Sinn, inklusive derjenigen äh demjenigen, die es betreibt, ja? äh äh, aber man muss glaub ich auch anders rum mal agieren, ja, das is ganz schwierig, is glaube ich auch ein Legitimationsproblem. äh äh, ma muss auch vielleicht mal den den Mut haben nich nur zu sagen, was es denn nich alles noch bringen könnte an Reflexionswissen und sowas, ja? oder gar ah ah an technischen Vorprodukten, ja? sondern auch das, was wir nicht können und das was wir nicht wollen, wofür wir nicht da sind. (3) also mir scheint auch weil sonst hat ma son Anspruchsexpansionszirkel da drin, also da werden irgendwie Erwartungen gestellt, die man eh nicht leisten kann, dann dann fühlt man sich selber bedrängt, was man nich alles machen muss, ja? und dann kriegt mas- kriegt ma sozusagen an Kopf geschlagen, weil man jetzt ja gar keine Lösung entwickelt hat oder sowas (3), ja? also ich hm vielleicht äh darf ma muss ma eher so größere Offenheit, ja, äh was man denn macht und was man nicht macht: und unter dieser Bedingung nehm ich kein Geld.*
574 @(.).@. zum Beispiel.

Formulierende Feininterpretation

Thema: Legitimation von Wissenschaft (Z. 555–560)

In diesem Abschnitt stellt T2 heraus, dass die Kommunikation mit einer Öffentlichkeit „dazugehört“. Diese ist aus Legitimierungsgründen notwendig. Die Wissenschaft muss sich laut T2 letztlich immer legitimieren.

Thema: Grenzziehung zu Ansprüchen auf Anwendbarkeit (Z. 560–574)

In diesem Abschnitt beschreibt T2 die Notwendigkeit, Ansprüche gegenüber der Wissenschaft abzuwehren. Es geht also nicht darum, Versprechungen in Bezug auf die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft zu machen, sondern darum, Position zu beziehen und aufzuzeigen, was eben nicht möglich ist.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Legitimation von Wissenschaft (Z. 555–560):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Rhetorisch argumentiert T2 zunächst ähnlich wie T5, dass die Kommunikation mit der Öffentlichkeit zu den Aufgaben der Soziologie gehört. Er argumentiert jedoch ausschließlich mit der Begründung, dass man eine Legitimationspflicht habe und verständlich machen müsse, was in der Wissenschaft passiert.

Thema: Grenzziehung zu Ansprüchen auf Anwendbarkeit (Z. 560–574):

Bewertung mit dem Hintergrundmodus einer Argumentation

Im zweiten Abschnitt geht er dann auf Distanz zu dieser Legitimationspflicht. Er argumentiert nun in die andere Richtung: Es sei vielmehr Aufgabe darzustellen, was eben nicht machbar ist. In dieser Hinsicht geht er noch weiter als T6, indem er nicht nur eine Grenze zwischen der Wissenschaft und den Forderungen zieht, dass Forschung anwendbar sein soll, sondern indem er diese Grenze aktiv auszuweiten versucht. Rhetorisch setzt er starke Begrifflichkeiten ein, etwa „Anspruchsexpansionszirkel“ oder das Gefühl der Bedrängnis. Er nennt als Beispiel sogar die Möglichkeit, Gelder abzuweisen, die eine Anwendbarkeit von Forschung fordern. Obwohl in diesem Interviewabschnitt der Begriff der Verantwortung nicht explizit fällt, ist dieser doch der Argumentation implizit. T6 sieht es als seine Verantwortung gegenüber dem wissenschaftlichen Arbeiten an, Grenzen in Hinblick auf überhöhte Ansprüche an die Wissenschaft zu ziehen.

Orientierungsmuster „Verantwortung gegenüber der Praxis“

In den drei Interviewabschnitten wurde das Thema „Verantwortung“ in den Selbstbeschreibungen unterschiedlich eingesetzt. In allen Fällen markierte es eine Grenze bzw. Grenzüberschreitung zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand.

Während für T6 Verantwortung gegenüber der Praxis ein Demarkationsinstrument zwischen Wissenschaft und Praxis war (er ist „Verantwortungsverweigerer“), stellt Verantwortung für T5 eine Brücke zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand dar. Diese entsteht aus einer Verpflichtung gegenüber der Praxis, die sich aus der öffentlichen Finanzierung der Institution begründet. Während T6 also den Schwerpunkt auf die Autonomie der Wissenschaft legt, betont T5 die Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit. T2 geht genau den entgegengesetzten Weg. In seinen Aussagen erscheint eine Verantwortung gegenüber der Wissenschaft, die sich nicht nur explizit von einer Leistungsorientierung gegenüber der Praxis distanziert, sondern auch die Grenzen zwischen

Wissenschaft und Praxis klar macht. Die (Nicht-)Übernahme von Verantwortung wird also entweder in Hinblick auf die Wissenschaft oder die Praxis konzipiert. Auch hier wird auf Innen- und Außenorientierungen im Sinn von epistemisch-kognitiven oder sozial-politischen Selbstbeschreibungen Bezug genommen.

Wie bereits im vorhergehenden Analyseabschnitt werden hier zwei unterschiedliche Selbstbeschreibungen der Soziologie und auch Fremdbeschreibungen der Gesellschaft produziert. Im ersten Fall geht es den Interviewten darum, die Autonomie der Soziologie vor externen Leistungserwartungen der Gesellschaft zu schützen. Im zweiten Fall wiederum entsteht aufgrund der Produktion gesellschaftlich relevanten Wissens eine Verpflichtung, dieses an die „Betroffenen“ weiterzugeben. Die Fremdbeschreibung, die hier über die Gesellschaft produziert wird, variiert dementsprechend: Einerseits wird sie als Bedrohung der Autonomie der Wissenschaft dargestellt, andererseits als ein – in Ulrich Becks Worten – mit soziologischem Wissen zu missionierender Korpus.

Die Argumentationsmuster, die für eine (Nicht-)Übernahme von Verantwortung genutzt werden, variieren: Während T5 überwiegend institutionell begründet hat, dass es nötig sei, Verantwortung gegenüber dem Untersuchungsgegenstand zu übernehmen, unterscheidet T6 zwischen einer persönlichen Moral und einer Moral der Wissenschaft. Er konstruiert damit einen „entmoralisierten“ Forscher und plädiert dafür, dass die Forschung keine Verantwortung gegenüber der Praxis übernimmt. T2 dagegen argumentiert im Sinne eines integren Forschenden, der externe Einflüsse und Ansprüche abwehrt, um die Autonomie der Wissenschaft zu schützen.

4.2.3 Risiken im Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis

In den Interviews wurde gezielt nach Risiken, Gefahren oder Grenzen der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand gefragt. Hier ging es darum, auszuloten, inwiefern die Interviewten explizit auf mögliche Problemstellungen zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand eingehen, wie sie sie rhetorisch ausgestalten und definieren. Wir haben bereits in den vorausgegangenen Abschnitten implizit etwas über Risiken erfahren. Risiken wurden hier in Hinblick auf die Autonomie der Wissenschaft thematisiert (4.2.1) sowie bezüglich der Reichweite soziologischer Erkenntnisse, die mitunter bei den Betroffenen Schaden anrichten könnten. Der Vergleich zur Erfindung der Atombombe wurde gezogen (4.2.2). Im folgenden Abschnitt werden die Orientierungsmuster extrahiert, die explizit im Zusammenhang mit Risiken im Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis zum Ausdruck kommen.

Analyse ausgewählter Interviewabschnitte

Interview T7, Zeile 349–395

349 I Hm hm, ja. Ähm gibt es denn ähm bestimmte Sachen, wo Sie sagen, das sollte die Soziologie aber jetzt nicht machen, auch im Sinne von- von Engagement, Öffentlichkeit oder Transfer, also ne gewisse Grenze, wo man sagt das=

353 T7 LJa ich mein' das ist wie im Journalismus, ne, man darf sich mit keiner Sache gemein machen, auch nicht mit ner guten, ne. ich äh würde sagen also äh zu starke sozusagen politische Orientierung der- der Soziologie, also ich merk' das selber, man wird auch immer relativ schnell natürlich festgelegt äh auf bestimmte Positionen und- und Haltungen, das ist durchaus äh riskant und äh äh, weil das ist für uns vielleicht interessant und wir klopfen uns dann auf die Schulter, äh aber es ist so, dass in der Öffentlichkeit äh man als Soziologe auch nicht wahrgenommen wird, wenn man immer nur wieder als ich sag's mal in Anführungsstrichen die linken Soziologen äh oder die Soziologen und Soziologinnen äh rüberkommt, sondern dass man tatsächlich irgendwie auch ein- ein Gespür für Wirklichkeit äh hat, wo- wo man sich nicht vollständig entkoppelt von Diskursen, die in der Gesellschaft oder unter Normalbürgern irgendwie auffallen, dass man für die auch interessant äh bleiben kann äh und äh ich glaub' da gibt's viele Anknüpfungspunkte und ja da seh' ich auch noch nicht jetzt nicht alles verloren, gibt ja immer mal wieder Beispiele von interessanten äh ja Büchern oder Debatten, Beiträgen, wo ich sage, ja, das äh das ist schon spannend, aber bestimmte Themen äh sind uns eben auch äh weggenommen worden. die letzten großen Bücher über Ungleichheit äh sind alle von Ökonomen geschrieben worden, //I: hm// die eben äh und das sind alles Ökonomen, also ob das jetzt Atkinson is oder Stiglitz äh oder Piketty äh sind alles Ökonomen, die auch fachlich extrem stark sind, also äh ganz wesentliche Beiträge zu ihrer Disziplin, auch durchaus quantitative Beiträge geleistet haben und trotzdem in der Lage sind, sozusagen Bücher da draufzusatteln oder Marcel Fratzscher hier- hier in Deutschland, äh und das würd' ich mir von der Soziologie im Prinzip auch äh auch erwarten, aber wir haben halt ne, sozusagen ne bisschen äh so ne bisschen- [Name der Person] ist da vielleicht die Ausnahme, aber dass häufig Leute auch sehr viel öffentlich publizieren, die jetzt nicht unbedingt die äh wissenschaftlich stärksten äh Karrieren haben und die, die wissenschaftlich sehr starke Karrieren haben, machen das halt sozusagen in der Unsichtbarkeit für die weitere Öffentlichkeit und das find ich ist schon-

384 *ist schon problematisch, dass da auch gar kein Anspruch mehr besteht und*
385 *durchaus manchmal sogar Naserümpfen. ich mein' das Beck-Bashing äh äh*
386 *ist ja Legende, ne, der hat sich da immer äh unverstanden gefühlt, natürlich*
387 *ein starken Drang in die Öffentlichkeit, ist auch gehört worden, ist natürlich*
388 *auch was, was die Eitelkeit durchaus auch befriedigen äh äh kann, aber ist*
389 *halt in vielen Bereichen oder bei vielen Leuten in der Soziologie durchaus*
390 *äh tabuisiert worden, ne und negativ gesehen worden und äh also ich sehe*
391 *ihn eher wirklich als jemand, den man extrem vermissen äh äh sollte, ein-*
392 *fach weil er ein Gespür für Themen, für Begriffe hatte und dass dann*
393 *auch in- tatsächlich in der Öffentlichkeit lancieren konnte und ich meine,*
394 *wenn's keinen Originalitätswert gehabt hätte, dann hätt's die Wissenschaft*
395 *auch links liegen gelassen und das hat sie eben nich, ne.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Distanz der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand (Z. 349–369)
T7 geht auf das Thema ein, indem er betont, dass sich die Soziologie „mit keiner Sache gemein machen“ darf, und den Vergleich zum Journalismus zieht. Das Risiko in einer zu starken (linken) politischen „Orientierung“ liege darin, dass man als Soziologe in der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen wird. Er erläutert, dass die Soziologie sich weitgehend von gesellschaftlichen Diskursen „entkoppelt“ habe, wodurch es derzeit weder interessante Bücher noch Debatten gibt.

Thema: Wahrnehmung der Fachkollegen (Z. 369–384)

T7 zieht dann den Vergleich zu den Ökonomen, die in den letzten Jahren wichtige Themen in die öffentliche Debatte gebracht hätten. Diese seien in der Lage, die fachlichen und die öffentlichen Diskurse zu bedienen. In der Soziologie sieht er das anders, da gingen öffentliche und disziplinäre Anerkennung meist auseinander, was T7 problematisch findet.

Thema: Wahrnehmung durch die Fachkollegen (Z. 384–395)

T7 begründet dies mit einem mangelnden Interesse und einem „Naserümpfen“ innerhalb der Fachkollegenschaft. Als prominentes Beispiel nennt er Ulrich Beck („Beck-Bashing“), der in der Disziplin sehr kritisch gesehen wurde, obwohl er innerhalb der Disziplin wichtige Beiträge geleistet hat und auch in der Öffentlichkeit sehr präsent war.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Distanz der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand

(Z. 349–369): Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

T7 weist auf das Risiko hin, dass die Soziologie in der Öffentlichkeit negativ wahrgenommen wird. Dies wäre dann der Fall, wenn sie wenig Distanz zur „Sache“ aufwiese und Soziologen politisch linke Positionen vertreten würden. Er zieht an dieser Stelle eine Grenze zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand, und zwar in Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Soziologie in der Öffentlichkeit. Allerdings sieht er diese Distanzierung der Soziologie kritisch, da diese kaum noch gesellschaftspolitisch wichtige Beiträge leiste. Er kritisiert dementsprechend auch die Selbstreferenzialität der Soziologie in Hinblick auf ihre öffentlichen Beiträge.

Thema: Wahrnehmung der Fachkollegen (Z. 369–384):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Der Vergleich, den T7 dann mit den Ökonomen zieht, ist aus zwei Gründen bezeichnend: Einerseits spielt T7 auf die Vereinbarkeit von wissenschaftlicher und disziplinärer Arbeit an, die er in der Soziologie nicht gegeben sieht. Er kritisiert die Fachkollegenschaft, die kein großes Interesse an dieser Vereinbarkeit zeigt. Andererseits spielt er darauf an, dass die Ökonomen den Soziologen Themen „weggenommen“ haben, die zu öffentlicher Sichtbarkeit führen. Diese Darstellung kann in Anlehnung an Gieryn als Expansion der Ökonomie in andere wissenschaftliche Domänen bezeichnet werden, denn diese beansprucht ein von der Soziologie besetztes Thema für sich: soziale Ungleichheit.

Thema: Wahrnehmung durch die Fachkollegen (Z. 384–395):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

T7 erklärt diese „Verdrängung“ der Soziologie durch die Ökonomie auch mit der Soziologie selbst. Die Fachkolleg(inn)en würden einer öffentlichkeitsrelevanten Soziologie mit „Naserümpfen“ begegnen. In seinen Ausführungen benutzt er weitere negativ besetzte Ausdrücke: Er stellt eine „Tabuisierung“ der Öffentlichkeitsrelevanz und ein „Bashing“ von sehr bekannten zeitgenössischen Soziologen wie Ulrich Beck fest. Obwohl er Beck einerseits auch kritisch bewertet (dieser habe möglicherweise seine Eitelkeit durch seine Öffentlichkeitsrelevanz befriedigt), nimmt er ihn als Beispiel für einen Soziologen, der wissenschaftlich relevant und öffentlich wirksam war.

Interview T8, Zeile 308–316

308 T8 *Na ja, ich bin ja in diese Debatte, es- ähm ich bin hineingekommen in diese
309 Post-68er-Phase, wo es sehr viel weltanschauliche Dimensionen in der So-
310ziologie gab, meiner Ansicht nach sehr viel Ressentimentwissenschaft die
311 Soziologie war, //I: hm// Soziologie ist immer Ge- in Gefahr, Ressentiment-
312 wissenschaft zu werden. viele- viele viele Kollegen, die ich treffe, spür' ich
313 irgendwie, die haben irgendein komisches Ressentiment und das pflegen sie
314 durch Wissenschaft also gegen Ungleichheit und irgendwie und haben was
315 gegen Reiche und irgend- dann denke ich immer, ach pfff weshalb- wie kann
316 man nur so bl- so unreflektiert sein und so. also das treff' ich viel.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Soziologie als Ressentimentwissenschaft (Z. 308–316)

T8 stellt die Soziologie als Ressentimentwissenschaft dar. Er führt aus, dass er auf viele Fachkollegen trifft, die ihre eigenen Wertehaltungen in die Forschung einbringen, was er nicht gut findet.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Soziologie als Ressentimentwissenschaft (Z. 308–316):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Ähnlich wie T7 sieht auch T8 das Risiko, dass Soziologie zu normativ ist. Rhetorisch markiert er dies mit dem Begriff der „weltanschaulichen Dimension“ der Soziologie im Sinn einer „Ressentimentwissenschaft“. Auch rekurriert er auf seine Wahrnehmung der Fachkollegen, wie das bereits T7 getan hat. Er wirft ihnen vor, ihre eigenen Wertvorstellungen bzw. Ressentiments unter dem Deckmantel der Wissenschaft durchzusetzen.

Interview T10, Zeile 721–747

721 T10 *Das hat was mit der Projektförmigkeit zu tun und hat was mit der Gefahr
722 von Scheinpartizipation auch zu tun, dass Leute- und das gilt aber nicht nur
723 für Communitypartner, das is schon auch, es gibt Gefahren im Prinzip für
724 alle Personen und alle Gruppen, die mitmachen. Fang ich mal bei den
725 Communityleuten an, die- also in dem Fall waren das ja vor allen Dingen
726 Migrantinnen und Migranten, die kennen das ganz häufig, dass sie irgend-
727 wo an nen Tisch gebeten werden, aber eigentlich sind die Parameter schon
728 gesetzt, und sie sollen im Prinzip nur als Dekoration dabei sein und ande-
729 ren Leuten erlauben, im Prinzip n schönes Bild von Multikulti oder von*

730 „wir sind ja alle so interkulturell geöffnet“ äh zu geben, ohne dass die Mig-
731 ranten tatsächlich gleichberechtigt am Tisch sitzen oder vielleicht auch
732 gleichberechtigt genauso beschäftigt werden wie andere Leute, die am
733 Tisch sitzen. [...] Und in der Wissenschaft gibts natürlich auch Gefahren,
734 ne? also ich mach natürlich, wenn ich so ne Form der Forschung mache,
735 wo ich mich nich nur an ein wissenschaftliches Publikum richte, sondern
736 eben auch an die Allgemeinheit oder an marginalisierte Gruppen und die
737 Praxis, bin ich natürlich auf der einen Seite in der Wissenschaft, steh ich
738 son bisschen dubios da, ich mein der der Ansatz der Aktionsforschung is ja
739 hier einfach auch so besonders schräg verlaufen, anders als in anderen
740 Ländern, wo man eigentlich gar kein akademisches Standing hat damit,
741 also da arbeiten wir gerade daran, dass der Ansatz wieder n bisschen stär-
742 ker auch äh legitimiert wird, und besser angesehen und besser gefördert
743 wird. aber das is für mich auch- warn Riesenrisiko, ja? wo ich auch- hätt
744 ich geforscht, hätt ich ganz anders das akademische Publikum bedienen
745 können und hätte jetzt auch vielleicht andere Chancen im Arbeitsmarkt,
746 keine Ahnung, also das kann man im Nachhinein immer schlecht sagen,
747 aber die Gefahren sind in jedem Fall da.

Formulierende Feininterpretation

Thema: Gefahr für die Praxis (Z. 721–733)

T10 beschreibt am Beispiel eines Forschungsprojekts, dass es bei einer Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis Gefahren für die beteiligten Gruppen gibt. Für die „Communityleute“ besteht die Gefahr, dass sie nur scheinbar partizipieren.

Thema: Gefahr für die Wissenschaft (Z. 733–747)

In diesem Abschnitt beschreibt T10 die Gefahren für die Wissenschaft. Er nennt einerseits die kritische Haltung in der Wissenschaft einer solchen Arbeit gegenüber, andererseits die geringeren Karrierechancen, die man innerhalb der Wissenschaft hat, wenn man solche Projekte betreibt.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Gefahr für die Praxis (Z. 721–733):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

T10 geht zunächst auf die „Gefahren“ für die an einem Forschungsprojekt beteiligten Praxispartner ein. Er konzipiert den Begriff der Gefahr in zwei Richtungen, wobei eine Grenzziehung zwischen einer nicht-wissenschaftlichen Community (Communitypartner) und der Wissenschaft selbst zutage tritt. Die Gefahren

für die Communitypartner thematisiert T10 als Hierarchiegefälle, das zwischen Migrant(inn)en und anderen Personen entsteht, die an dem Prozess beteiligt sind. Er bezeichnet dies als „Scheinpartizipation“ bzw. „Dekoration“. Hier wird deutlich, dass T10 ein Bild des Austauschs zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft zeichnet, das deliberativen Prinzipien entspricht und in dem die Praxis nicht einfach als Wissenszulieferer gesehen wird.

Thema: Gefahr für die Wissenschaft (Z. 733–747):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

T10 konzipiert ebenso „Gefahren“ für die Wissenschaft. Ähnlich wie bei T7 bestehen diese aufgrund der mangelnden Akzeptanz der Fachkollegen. T10 beschreibt, dass er als „dubios“, also nicht vertrauenswürdig wahrgenommen wird, wenn er eine öffentlichkeitswirksame Soziologie betreibt. Dies ist eng mit seinem spezifischen (praxisnahen) Forschungsansatz verbunden, der in der deutschen Soziologie bislang keine Rolle spielt. Eng damit verknüpft ist die Gefahr für die wissenschaftliche Karriere: Das sogenannte Bedienen eines wissenschaftlichen Publikums war mit diesem Ansatz nur begrenzt möglich. Es passt also nicht in die Konventionen der Disziplin und ist damit ein Nachteil für die persönliche Karriereentwicklung. Die Gefahren für die Wissenschaft werden also strategisch interpretiert und nicht in Hinblick auf die wissenschaftliche Autonomie.

Interview T1, Zeile 631–652

631 T1 *Die Risiken liegen finde ich ja auf der Hand. also erstens wird ja an wissen-
632 schafliche Akteure der Anspruch eines gewissen Reflexionsgrads und Kom-
633 plexitätsgrads auch also also als Anspruch gestellt und den kann man natür-
634 lich nicht hemmungslos unterbieten, ja, das ist klar. und das ist natürlich ne
635 Gratwanderung, also da äh das richtige äh die richtige Abstraktionshöhe zu
636 finden und Konkretisierungsgrad oder hm, ist einfach schon schwierig, ne.
637 aber ich glaube, grade wenn mans nicht als als Individuum macht, sondern
638 wenns ne Organisation macht, dann kann ja auch stärker gemeinsam reflek-
639 tieren, also wo jetzt sozusagen der Grat is äh, den man noch begehen kann
640 und wo man runterfällt, ja. aber das ist glaub ich- es is klar, es is- gerecht-
641 fertigerweise gibt es bestimmte Ansprüche an eine wissenschaftliche Inter-
642 vention, die andere sind als an eine politische, ja? das is klar, ahm, das find
643 ich ne ne große Herausforderung ahm und ich finde, aber also auf individu-
644 ller: Ebene is es natürlich einfach die Herausforderung, die Herausforde-
645 rung is die Ressourcen, ja? man hat einfach zu wenig Zeit. ich meine, das*

646 *sagen Ihnen ja die NachwuchswissenschaftlerInnen ja auch, ja, ich würde
647 gerne nicht nur den einen Weg bedienen, aber damit ich bin ich hier schon
648 völlig ausgelastet. und wenn ich mich hier sehe als durchschnittlichen äh
649 Hochschullehrer einer durchschnittlichen deutschen Universität, womit ich
650 meine Zeit verbringe, und wie viel unterschiedlichste Dinge von mir erwar-
651 tet werden, und ich erwarte von mir selber noch ein paar darüber hinaus,
652 dann bleibt natürlich auch einfach wenig Zeit.*

Formulierende Feininterpretation

Thema: Risiken auf Ebene der Wissenschaft (Z. 631–643)

T1 definiert Risiken in Hinblick auf den „Anspruch eines gewissen Reflexionsgrads und Komplexitätsgrads“ an die Wissenschaft. Er stellt die Erfüllung dieses Anspruchs und das Angebot des „richtigen Konkretisierungsgrads“ als „Gratwanderung“ dar. Hier rekurriert er auf eine Lösungssuche auf organisationaler Ebene.

Thema: Risiken auf individueller Ebene (Z. 643–652)

Im Folgenden definiert T1 Risiken auf der individuellen Ebene, die sich insbesondere auf die mangelnden Ressourcen als Herausforderung beziehen. Diese sieht er einerseits bei Nachwuchswissenschaftler(inne)n, andererseits bei sich selbst.

Reflektierende Feininterpretation

Thema: Risiken auf Ebene der Wissenschaft (Z. 631–643):

Argumentation mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

In seiner Argumentation stellt T1 zwei Aspekte einander als „Gratwanderung“ gegenüber, die für den Anspruch an wissenschaftliches Arbeiten wie an „eine politische Intervention“ gelten. Als „wissenschaftlich“ beschreibt er einen gewissen Reflexions- und Komplexitätsgrad bzw. eine Abstraktionshöhe, die er im weiteren Text als „Ansprüche an eine wissenschaftliche Intervention“ markiert. In einer „politischen Intervention“ ist der angemessene Grad an Konkretisierung wichtig. Die wissenschaftliche und politische Intervention sieht er als schwer miteinander vereinbar und bezeichnet dies als Herausforderung. Diese stilisiert T1 als Gefahr, indem er klar macht, dass dieser Grat nicht nur schwierig zu begehen ist, sondern auch einer ist, „wo man runterfällt“. Es gibt also Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen. Seine Lösung ist eine gemeinsame Reflexion auf organisationaler Ebene. Die individuelle Herausforderung soll auf kollektiver Ebene gemeistert werden, womit jedoch nicht die Disziplin gemeint ist, sondern die Organisation.

Thema: Risiken auf individueller Ebene (Z. 643–652):

Beschreibung mit dem Hintergrundmodus einer Bewertung

Diese Argumentation setzt T1 nun auf individueller Ebene fort: Die Herausforderungen sind insbesondere die zeitlichen Ressourcen. Er geht in die Defensive: T1 würde gerne „nicht nur den einen Weg bedienen“, was ihm jedoch aufgrund seiner vielfältigen Verpflichtungen als Hochschullehrer kaum möglich ist. Auch hier argumentiert er mit unterschiedlichen Anforderungen an eine wissenschaftliche und politische Intervention. Herausforderungen auf individueller Ebene werden wiederum als institutionelle Herausforderungen in Hinblick auf diverse Verpflichtungen thematisiert, die von außen an T1 gestellt werden.

Orientierungsmuster „Risiken im Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis“

Inadäquate Grenzziehung zwischen Soziologie und Nicht-Soziologie

Die Risiken im Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis wurden in inadäquaten Grenzziehungen zwischen Soziologie und Nicht Soziologie gesehen.

Die Gefahr wird einerseits in einer zu geringen, andererseits in einer zu rigorosen Grenzziehung zwischen Soziologie und Nicht-Soziologie gesehen. Die Gefahr einer zu geringen Grenzziehung ging letztlich auf die Doppelstruktur der Soziologie zurück, die sich darin äußert, dass man sich zu wenig vom Gegenstand distanziert. Die Selbstbeschreibung, die dem inhärent ist, ist die des parteinehmenden Forschers, der sich mit dem Gegenstand verbrüdert (T7) oder einer „Ressentimentwissenschaft“ (T8). Diese Art von Selbstbeschreibung beinhaltet zudem eine Fremdbeschreibung der Gesellschaft, die die persönlichen und politischen Interessen der Forschenden spiegelt. T1 sieht die Schwierigkeit, eine „wissenschaftliche Intervention“ mit einer „politischen Intervention“ zu verbinden, da an diese Arten von Interventionen unterschiedliche Kriterien angelegt werden. Er rekurriert insbesondere auf die Erfüllung wissenschaftlicher Standards und auf die „Gefahr“, wenn man ihnen nicht genügt.

Auf der Seite einer zu starken Grenzziehung zum Untersuchungsgegenstand steht wiederum die Selbstbeschreibung, dass die Soziologie Gefahr läuft, den Kontakt zu „realweltlichen Themen“ zu verlieren. Hier wird eine Fremdbeschreibung der Gesellschaft aktiviert, in der sich die Soziologie als die „bessere“ Form von Wissen geriert, was letztlich zu einem unausgeglichenen Verhältnis zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand (Scheinpartizipation) führt. Die Selbstbeschreibung, die T10 damit produziert, ist eine, die die hierarchischen Grenzen zwischen der Soziologie und ihrem Gegenstand auflöst.

Im Zentrum dieser Selbstbeschreibungen steht letztlich die Angst vor einer inadäquaten Grenzziehung zum Untersuchungsgegenstand.

Ausschluss durch die „invisible colleges“

Ein Orientierungsmuster, das in Hinblick auf die Risiken im Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis eine hervorgehobene Rolle spielte, ist die Wahrnehmung durch die Peers. Meist werden keine Fachkollegen beim Namen genannt, es ist vielmehr von „invisible colleges“ die Rede, die nicht näher spezifiziert, aber doch im Sinne einer „Fachöffentlichkeit“ wahrgenommen werden. Bereits T10 hat in seiner Antwort hervorgehoben, dass eine mangelnde Grenzziehung zwischen Soziologie und Nicht-Soziologie in der Fachkollegenschaft als „dubios“ angesehen wird und wenig Vertrauen weckt. Verstärkt wird dies durch die Anwendung eines Forschungsansatzes, der innerhalb der (deutschen) Community wenig akzeptiert ist. Auch T7 stellt heraus, dass ein Engagement in der Öffentlichkeit „Naserümpfen“ hervorrufen kann. Er nimmt als Beispiel einen prominenten Soziologen, nach dem Motto „Wenn es ihm nicht gelungen ist, wem kann es dann gelingen?“.

Auch T1 äußert sich an einer Stelle zu der Wahrnehmung durch die Fachkollegen:

„Wer sich eher soner Öffentlichkeitswirksamkeit verschreibt, aus welchen Gründen auch immer ja? Geltungsbedürfnis äh weiß nicht, dass man vielleicht auch Geld für kriegt oder ah egal, is ja häufig eher schlecht beleumundet in der Disziplin, ja? also wir wissen alle irgendwie, die bekanntesten deutschen Soziologen, [Name der Person] oder [Name der Person], werden gleichzeitig irgendwie jetzt nicht belächelt, aber schon auch kritisch gesehen, ja, dass die sich dann halt weit ausm Fenster lehnen und man kann ja von dem, was sie irgendwie sagen, halten, was man will ja? aber überhaupt, die Tatsache, dass die dann irgendwie in Hochglanzjournalen oder- nun da kann man sagen, gut das is- da isn Neidaspekt mit drin, is aber egal, ich glaube erst einmal es n schwieriger Rollenwechsel oder ne Rollenkombination, wissenschaftlich tätig zu sein und das is- ich meine, beide sind ja eigentlich hochkarätige Wissenschaftler, und gleichzeitig aber den Anspruch zu haben, so was so zu vermitteln, so dass es nicht nur WissenschaftlerInnen verstehen. ahm und dann kommt dieser dieser mehr öffentlichte bezogenen oder vielleicht auch transferbezogenen- jetzt in dem Sinn, wie ich ihn verstehen würde- ähm transferbezogenen Soziologie auch immer ein bisschen Naserümpfen jetzt aus dieser Wertfreiheits- Werturteilstreitsperspektive zu, ne? also dass man sagt, also wir können nichts sagen, wir können uns nicht positionieren, wir haben kein autoritäatives Wissen, wir haben auch keine ja höhere Position, die wir einnehmen können gegenüber ahm jedem anderem Mitglied in dieser Gesellschaft, das würde ich alles teilen, ja, und deswegen müssen wir uns zurückhalten. und

deswegen gibt es glaube ich schon ähm- naja aber, ich würds umgekehrt sehen, also ich würde, sozusagen, die Soziologie, die ich betreibe, als die reputierlichere, ja, gesellschaftlich sehen als die andere, also wenn man jetzt mal von Lagern sprechen möchte. aber es ist klar, dass man mit bestimmten Sachen in die Kölner Zeitschrift kommt, mit anderen nich, ja? und dann aber, wenn man nich in die Kölner Zeitschrift kommt, aber vielleicht eher mal ins Zeit-Feuilleton oder Ähnliches, is klar. ahm, aber ansonsten gibt es glaube ich schon so ne Reputationshierarchie in dem Sinne, dass man, wenn man sich auf die Wissenschaftlichkeit im engeren Sinne konzentriert, dass das(2) alle anderen Dinge erstmal gleich- dass das schon das Reputierlichere ist. und ich glaube, man muss besondere sozusagen Qualitätsanforderungen erfüllen, wenn man das andere auch noch macht. [Name der Person] und [Name der Person] können sich das leisten und werden trotzdem glaube ich als Wissenschaftler ernst genommen, wenn man nur eine Stufe darunter ist, ist man sozusagen für die Fachöffentlichkeit gestorben. [...] aber wenn man jetzt sozusagen nicht gleichzeitig irgendwie an den- also die Standards, die die Disziplin setzt, ja, an Publikationen, Drittmitteln oder Ähnlichem, wenn man die nicht gleichzeitig erfüllt, hat man es ganz ganz schwer, ahm, dann irgendwie diese Öffentlichkeitsschiene zu bedienen, ahm, weil man dann irgendwie den Halt verliert in der in der Akademie selbst.“ (T1, Z. 337–357)

Auch in diesem Zitat zeigt sich deutlich, inwiefern eine Fremdbeschreibung der „invisible colleges“ (Crane, 1972) maßgeblich für die Konstruktion des Verhältnisses der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand ist. T1 bringt einen Vergleich, in dem sogar hoch reputierte Fachkollegen einen schwierigeren Stand innerhalb der Community haben. Jedoch nur „eine Stufe darunter“ sei man für die „Fachöffentlichkeit gestorben“, wenn man Wissenschaft allgemein verständlich macht. In seiner Argumentation bezieht sich T1 insbesondere auf normative Aspekte der Forschung und den Diskurs der „Werturteilsstreitperspektive“ als Referenz für das wissenschaftliche „Lager“. T1 nimmt eine Grenzziehung in Hinblick auf die Autorität wissenschaftlichen Wissens gegenüber anderen Wissensarten vor: „Wir können nichts sagen, wir können uns nicht positionieren, wir haben kein autoritatives Wissen, wir haben auch keine höhere Position [...] und deshalb müssen wir uns zurückhalten.“

Ein Risiko in Hinblick auf den Umgang zwischen Wissenschaft und Praxis ist also in der Selbstbeschreibung auch die Wahrnehmung der „invisible colleges“. Eine Abgrenzung zum Untersuchungsgegenstand findet in dieser Hinsicht also nicht über den Untersuchungsgegenstand selbst statt, sondern über die Wahrnehmung der wissenschaftlichen Community. Das verschiebt den Grenzdiskurs auf einen internen Grenzdiskurs, die Teilnahme an der Community scheint prekär und auch bei großen wissenschaftlichen Leistungen nicht gesi-

chert. Vielmehr folgt die Selbstbeschreibung der Sorge eines möglichen Ausschlusses durch die Community.

4.3 ZWISCHENFAZIT

4.3.1 Das Verhältnis zur Soziologie als fragile Identitätskonstruktion der Selbstbeschreibung

In der Analyse des Verhältnisses von Soziolog(inn)en zur Soziologie selbst (Abschnitt 4.1) konnten wir sehen, dass es diverse Selbstbeschreibungen auf unterschiedlichen Ebenen gab. Es zeigt sich, dass die Soziologie über keinen konsolidierten Kern verfügt, der ähnliche Selbstbeschreibungen zur Verfügung stellt. Vielmehr zeichnet sich die Soziologie durch eine Interpretationsoffenheit aus, die mit unterschiedlichen Sinnkonstruktionen gefüllt wird. Bezeichnend war zudem, dass keiner der Interviewten äußerte, er habe von Anfang an die Absicht gehabt, Soziologie zu studieren. Selbstbeschreibungen wurden mit diversen biografischen Erfahrungen, Enttäuschungen oder Erwartungen angereichert und die Motivation für Soziologie wurde unterschiedlich begründet. Letztlich konnten zwei immer wiederkehrende Charakteristika der Selbstbeschreibung ausgemacht werden: die Orientierung an epistemisch-kognitiven bzw. an sozial-politischen Kriterien der Sinnkonstruktion. Epistemisch-kognitive Kriterien orientierten sich stärker an einer Selbstbeschreibung der „Soziologie als Wissenschaft“, während eine Ausrichtung an sozial-politischen Kriterien sich an einer „Soziologie als Veränderung der Gesellschaft“ orientierte. Bereits im Verhältnis der Interviewten zur Disziplin selbst zeigte sich also, dass die Doppelstruktur der Soziologie, ihre Einbindung in den eigenen Gegenstand, bedeutsam für die Selbstbeschreibungen war. Insbesondere kam dies in den Selbstbeschreibungen zur Frage der Wertneutralität der Soziologie zum Vorschein, und ebenso in der Frage zur Motivation für die Soziologie. In beiden Fällen waren ähnliche Muster der Exklusion vs. Inklusion zu beobachten.

Eine Selbstbeschreibung, die sich an sozial-politischen Kriterien orientierte, war mitunter mit einer Legitimierungsrhetorik verbunden. Ausschlaggebend war dafür, inwieweit sich der oder die Interviewte in einem „Innen“ oder „Außen“ der Disziplin verortete. Die Rolle disziplinärer Referenzfolien gewann in Hinblick auf den Umgang mit Werten in der Soziologie einen besonderen Stellenwert. Auch diese Referenzfolien, beispielsweise disziplinäre Vertreter wie Max Weber oder Theorierichtungen wie die kritische Theorie, dienten zur Legitimie-

rung des eigenen Standpunkts und wurden teilweise diametral zueinander eingesetzt.

Zudem zeigte sich, dass in der Selbstbeschreibung unterschiedliche Ebenen adressiert wurden. Dominant war einerseits die individuelle, andererseits die disziplinäre Ebene. Hier kam eine Unsicherheit zum Ausdruck, welche Aussagen auf individualisierte Stellungnahmen beschränkt und welche auf disziplinärer Ebene geäußert werden konnten. Die hier dargestellten Selbstbeschreibungen lassen sich als Identitätskonstruktionen ansehen, da sie nicht nur Ausdruck eines Fachdiskurses sind, sondern biografische Aspekte wie auch grundlegende Fragen der Sinngebung, innerer Überzeugungen und der Motivation adressieren. Diese Identitätskonstruktionen legitimieren sich selbst über unterschiedliche rhetorische Strategien, die letztlich den eigenen Standpunkt innerhalb der Community plausibilisieren und rechtfertigen sollen. Als fragil sind diese Konstruktionen deshalb zu bezeichnen, da keine Konstruktion übergreifend für alle Interviewten identifiziert werden konnte und die Interviewten oft auf die individuelle Ebene rekurrierten, um ihren Standpunkt deutlich zu machen. Das Verhältnis der Interviewten zur Soziologie selbst war also von weitreichenden und unterschiedlichen Grenzziehungen zum Untersuchungsgegenstand geprägt.

4.3.2 Das Verhältnis der Soziologie zum Untersuchungsgegenstand: Die Fremdbeschreibung der Gesellschaft

In Abschnitt 4.2 hingegen wurden Selbstbeschreibungen zum Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand ausgelotet. Die Interviewten fertigten nicht nur Selbstbeschreibungen an, sondern auch – im systemtheoretischen Vokabular verbleibend – Fremdbeschreibungen der Gesellschaft. Grenzkonstruktionen waren also auch davon geprägt, was die Soziologinnen und Soziologen als „Gesellschaft“ bzw. Untersuchungsgegenstand bestimmten. Zwei dominierende Fremdbeschreibungen ließen sich in diesem Zusammenhang feststellen: erstens die Bestimmung eines „Außen“, das die Soziologie in ihrer Autonomie bedroht und gegen das sie sich abschotten muss, beispielsweise durch Nutzenforderungen oder überhöhte Ansprüche an die Disziplin; zweitens die Bestimmung eines „Außen“, zu dessen Rationalisierung die Soziologie beitragen kann, indem sie übergeordnetes Wissen in den gesellschaftlichen Diskurs einbringt. Beide Formen der Fremdbeschreibungen bringen – jede für sich – eine Distinktion der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand mit sich.

Auch in Abschnitt 4.2 konnte die Doppelstruktur der Soziologie ausgemacht werden. So stellte sich in Hinblick auf Risiken im Umgang zwischen der Sozio-

logie und ihrem Untersuchungsgegenstand die Frage nach der adäquaten Grenzziehung. Risiken wurden einerseits in falscher Parteinahme für den Gegenstand gesehen (mangelnde Distanz), andererseits in dem Verlust des Alltagswissens, das die Soziologie für ihr Bestehen braucht (zu viel Distanz). Interessanterweise waren Grenzdiskurse nicht ausschließlich in Hinblick auf die Abgrenzung zum eigenen Gegenstand Thema. Vielmehr verlagerten sie sich auf interne Grenzdebatten der Soziologie selbst und auf die damit verbundene Gefahr, durch die Fachkollegen ausgeschlossen zu werden. Es dienten also nicht externe Grenzen als Demarkationskriterien der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand, sondern interne Bewertungsmuster.

4.3.3 Die Selbstbeschreibung und die Fremdbeschreibung der Soziologie

Daraus lässt sich schließen, dass für die Grenzkonstruktionen der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand diverse Ebenen der Selbst- und Fremdbeschreibung bestimmt waren. Im Gegensatz zu systemtheoretischen Konzeptionierungen von Selbstbeschreibungen, die sich lediglich auf der Ebene des Systems verorten und emergent sind, konnten in der Interviewanalyse zwei Bezugsebenen ausgemacht werden: die individuelle Ebene sowie die institutionelle Ebene. Letztere wurde überwiegend auf der disziplinären Ebene adressiert; die organisationale Ebene spielte eine untergeordnete Rolle. Die Selbstbeschreibungen dienten der Grenzziehung zum Untersuchungsgegenstand, gewannen jedoch auf den Bezugsebenen unterschiedliche Qualität.

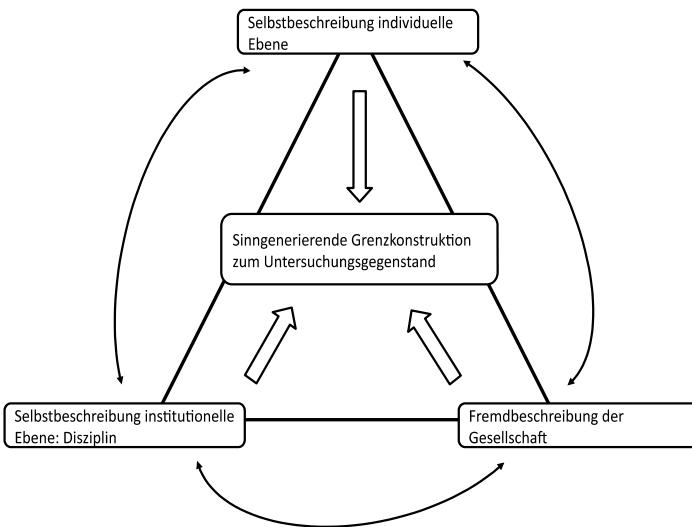
Individualisierte Selbstbeschreibungen grenzten sich meist von der disziplinären Ebene ab, etwa mit der rhetorischen Markierung „aus meiner Sicht“ oder „das ist jetzt meine ganz persönliche Meinung“. Selbstbeschreibungen auf der disziplinären Ebene wurden für die gesamte Disziplin bzw. die Fachkollegenschaft geltend gemacht. Diese Selbstbeschreibungen äußerten sich rhetorisch durch „Aufgabe der Soziologie ist es“ oder „es ist wohl Konsens, dass...“. Auf Ebene der Organisation wurde ein expliziter Praxisbezug entweder über diese selbst vertreten oder auch abgelehnt. Da sie in den Interviews eine untergeordnete Rolle spielte, soll sie in den weiteren Ausführungen zurückgestellt werden.

Individualisierte Selbstbeschreibungen thematisierten oft sozial-politische Motive für das Betreiben der Soziologie, etwa „Aufklärung“, „Einfluss“ oder „Gesellschaftsveränderung“. Auf der disziplinären Ebene wurden Selbstbeschreibungen eher geäußert, um Grenzen gegen externe Einflüsse zu sichern. Die Sorge um eine „mangelnde Autonomie“ der Soziologie gegenüber vereinnahmenden Praxisansprüchen oder Bedenken, dass sich soziologisches Wissen zu

wenig von anderen Wissensformen abgrenzt, wurde deshalb eher auf der disziplinären Ebene geäußert.

Hier spielt jedoch eine weitere, dritte Ebene in die Grenzkonstruktionen zum Untersuchungsgegenstand hinein: Die (Fremd-)Beschreibung der Gesellschaft. Denn inwieweit diese als Referenz für überhöhte Ansprüche oder als rationalisierungsbedürftiges Konglomerat gesehen wurde, bestimmt letztlich, wie die Grenzen zum Untersuchungsgegenstand gezogen wurden. Daraus ergibt sich eine triadische Struktur der Selbstbeschreibung (siehe Abbildung 4):

Abbildung 4: Triadische Struktur der Selbst- und Fremdbeschreibung der Soziologie



Die sinngenerierenden Grenzkonstruktionen zum Untersuchungsgegenstand setzen sich also aus individuellen Selbstbeschreibungen, disziplinären Selbstbeschreibungen und der Fremdbeschreibung des Untersuchungsgegenstandes zusammen.

Wir haben gesehen, dass sich insbesondere individuelle Selbstbeschreibungen der Soziologie durch eine hohe Interpretationsoffenheit auszeichnen. Sie differierten in Hinblick auf ihre Sinnkonstruktionen und Begründungsmuster und zeichneten sich durch eine Referenzierung einerseits auf epistemisch-kognitive und andererseits auf sozial-politische Kriterien aus. Je nachdem, wie sich der bzw. die Interviewte in der Community situerte, fiel der Einsatz rhetorischer Rechtfertigungsstrategien in der eigenen Selbstbeschreibung aus. Dementspre-

chend war die Ebene der individuellen Selbstbeschreibung mit der der disziplinären Selbstbeschreibung verbunden. Auch kann ein Zusammenhang zwischen den Selbstbeschreibungen und der Fremdbeschreibung der Gesellschaft ausgemacht werden: Je nachdem, wie Soziologinnen und Soziologen ihr Verhältnis zur Soziologie und ihr Verständnis von einem Auftrag der Soziologie auf individueller und disziplinärer Ebene definierten, fiel auch die Fremdbeschreibung der Gesellschaft aus.

5 Reflexion der Ergebnisse: Ontologische Verstrickungen der Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand

In dieser Arbeit wurde argumentiert, dass sich die Soziologie durch eine Doppelstruktur auszeichnet, die Kapitel zur Theorie als doppelte Konstitution der Soziologie spezifiziert wurde. Kurz gesagt: Sie ist selbst Teil des Gegenstandes, den sie beschreibt. Es kommt also zunächst zu einem ontologisch begründeten Bedürfnis, die Soziologie von ihrem Untersuchungsgegenstand abzugrenzen: Wo fängt Soziologie an, wo hört sie auf? Diese Trennung ist insbesondere in Hinblick auf ihre wissenschaftliche Legitimität von Bedeutung, weil die Soziologie Grenzziehungen zur sogenannten Laiensoziologie oder anderen Formen der Deutung des Sozialen betreibt. Diese ontologische Verstrickung lässt sich wiederum nur epistemologisch lösen: Indem die Forschenden unterschiedliche Wege finden, sich von ihrem Untersuchungsgegenstand abzugrenzen, ihn also letztlich zu objektivieren. Theoretisch gesehen werden diese Verstrickungen unterschiedlich gehandhabt: Laut Systemtheorie können sie nur autologisch gelöst werden, nämlich dadurch, dass die Soziologie immer Rückschlüsse über sich selbst zieht, wenn sie über die Gesellschaft spricht. Epistemologisch führen diese Verstrickungen aus Sicht der STS dazu, dass die Soziologie immer einen besonderen Legitimierungsbedarf hat, da sie zu mehr Grenzarbeit zwischen sich und ihrem Untersuchungsgegenstand verpflichtet ist.

In der empirischen Analyse konnten wir sehen, dass sich diese ontologischen Verstrickungen auf die Selbstbeschreibungen der Interviewten auswirken. Der Abschnitt 4.3.4 verweist bereits auf die unterschiedlichen Ebenen der Selbstbeschreibung, die aus der Interviewanalyse herausgearbeitet wurden. Die im empirischen Teil konstatierte Interpretationsoffenheit der Soziologie lässt zudem eine Breite unterschiedlicher Selbstbeschreibungen zu, die definieren, was die Soziologie ist und was sie ausmacht. Wie bereits erwähnt, setzen sich Selbstbeschrei-

bungen aus einer triadischen Struktur der individuellen und disziplinären Selbst- sowie einer Fremdbeschreibung der Gesellschaft zusammen. Eine Selbstbeschreibung der Soziologie ist also untrennbar mit einer Fremdbeschreibung der Gesellschaft verbunden – ontologisch verstrickt.

Das hat drei Folgen: Zum einen zeigt sich, dass der Soziologie daraus ein Autoritätsproblem in ihrer Selbstbeschreibung erwächst, da sie aufgrund ihrer ontologischen Verstrickung in besonderem Maße darauf angewiesen ist, epistemische Autorität herzustellen. Zum anderen ergibt sich ein Identitätsproblem: Soziologische Identitäten sind insbesondere in Hinblick auf Grenzkonstruktionen als fragil anzusehen, eine soziologische „Kernidentität“ existiert nicht. Vielmehr wird deutlich, dass die Situierung der Forschenden innerhalb der Community selbst als prekär anzusehen ist. Diese als Defizite markierten Erkenntnisse sind für die Soziologie insofern folgenreich, als daraus zum dritten ein Innovationsdilemma entspringt.

5.1 DAS AUTORITÄTSDEFIZIT DER SOZIOLOGIE

Erinnern wir uns an Burawoys vier Soziologien: professional, critical, public und policy. Burawoy zielt bei dieser Unterscheidung auf eine Arbeitsteilung unterschiedlicher Soziologiearten ab. Diese können von ein und derselben Person ausgeübt werden (ein professional sociologist kann also prinzipiell auch ein policy oder ein public sociologist sein). Damit fertigt Burawoy Selbstbeschreibungen unterschiedlicher Soziologien an, die unabhängig voneinander existieren (können). Aus der Sicht der hier vorliegenden Arbeit ist diese Argumentation nicht plausibel: Dies würde nämlich bedeuten, dass die Doppelstruktur der Soziologie, also ihre ontologische Verstrickung, leicht aufzulösen ist, dass das Innen so leicht vom Außen zu trennen ist, wie der Problembär sein Revier verlässt.

Der Fall liegt jedoch komplizierter. Die empirische Analyse hat gezeigt, dass sich Soziolog(inn)en immer in einer Trias aus unterschiedlichen Selbst- und Fremdbeschreibungen befinden: disziplinäre und individuelle Selbstbeschreibungen sowie eine Fremdbeschreibung der Gesellschaft. Das Innen ist also nicht leicht vom Außen zu trennen. Das Autoritätsdefizit der Soziologie ergibt sich folglich aus einer mangelnden Möglichkeit, diese Innen- und Außengrenzen zwischen Soziologie und Nicht-Soziologie klar zu markieren, die nicht in gängige Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems oder auch in ihre Ideologien eingepasst werden kann. Dass sich die Selbstbeschreibung einer solch puren Wissenschaft auch für die Naturwissenschaften als Schimäre erweist, hat Kaldewey (2013) bereits konstatiert. Wirkungsvoll ist sie nach wie vor. Wir haben

gesehen, dass es der Soziologie ungleich schwerer fällt, ein Innen von einem Außen zu trennen. Im empirischen Teil der Arbeit hat sich gezeigt, dass man immer auch auf die Definition des Außen Bezug nehmen musste, um eine „professionelle“ Seite der Soziologie herzustellen. Es gibt also keinen Konsens, wie sich die sogenannte professionelle Soziologie gestaltet oder was eigentlich *die „professionelle“ Seite der Soziologie* ist, wie diese im Kern definiert wird und wie sich die anderen Soziologiearten, die Burawoy unterscheidet, dazu verhalten.

Burawoy dagegen orientiert sich an klassischen Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems oder auch an Ideologien, wie wir von den STS gelernt haben, wenn er ein Innen im Sinne einer professionell-kritisch orientierten Seite der Soziologie und ein Außen im Sinn einer public/policy-orientierten Seite der Soziologie benennt. Laut Systemtheorie würde dies bedeuten, dass die professionelle und die kritische Soziologie auf die Produktion von Wahrheit innerhalb des Wissenschaftssystems ausgerichtet sind. Die kritische Seite kontrolliert dabei im Popper'schen Sinn die professionelle Seite. Diese Beschreibungen reproduzieren bezogen auf die STS eine Ideologie von Wissenschaft, in der sich die Soziologie in eine „reine“ innenorientierte und eine „unreine“ außenorientierte Soziologie unterteilen lässt und die an klassische Ideologien der Grundlagenforschung und der angewandten Forschung, der objektiven vs. die normenorientierte Wissenschaft anknüpft.

Jedoch konnten wir in den Interviews Sinnkonstruktionen vorfinden, die unterschiedliche professionelle Soziologien konstruieren, also epistemisch abgesicherte Formen der Wissensgenerierung im Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand. Es geht also im Gegensatz zu Burawoys Ansatz weniger um die Frage, welche diversen Rollen die Soziologie spielen kann, sondern darum, *was Soziologie ist*. Im Mittelpunkt steht die Konstruktion einer wissenschaftlich legitimen Soziologie, die die Grenzen zu ihrem Untersuchungsgegenstand jeweils anders definiert. Es geht letztlich um die Deutungshoheit dessen, was gute bzw. professionelle Soziologie ist und was sie ausmacht. Aufgrund ihrer Doppelstruktur wird der Untersuchungsgegenstand auch immer in die Definition einer professionellen Soziologie einfließen, entweder dadurch, dass sich Soziolog(inn)en dezidiert von ihrem Untersuchungsgegenstand abgrenzen, oder dadurch, dass sie ihn direkt in ihre Arbeit einbauen. Da sich die Soziologie deshalb jedoch auch immer wieder auf ihren Untersuchungsgegenstand beziehen muss, zielt eine solche Konstruktion zwangsläufig auch auf die Erzeugung epistemischer Autorität ab: Welche Autorität besitzt die Soziologie im Gegensatz zu anderen Formen der Gesellschaftsbeschreibung? Über welche Legitimation verfügt sie, um diese Beschreibungen anzufertigen? Wie weist sie sich in dieser Hinsicht als Wissen-

schaft aus? Dementsprechend existiert nicht nur die *eine* professional sociology, sondern es gibt, wie im Sample beobachtet, *unterschiedliche* professional socio-logies, die auf Basis diverser Grenzziehungen einer komplexen Innen-Außenkonstruktion hergestellt werden. Aus dieser Sicht also werden reine Beschreibungen einer public oder policy sociology obsolet, da sie auch immer Teil einer professionellen Selbstbeschreibung von Soziologinnen und Soziologen darstellen.

In der Analyse konnten vier Formen der Erzeugung epistemischer Autorität identifiziert werden: Exklusion, Inklusion, Protektion und Negation. Anders als in Gieryns Konzept der Erzeugung epistemischer Autorität konstatiert verhandelt die Soziologie ihre Autorität nicht im Verhältnis zu externen Akteuren (bspw. Fördergeber oder politische Akteure), sondern in Hinblick auf ihre Doppelstruktur. Die Verhandlung epistemischer Autorität ist nicht von rein strategischem Interesse, sondern Ausdruck einer Verhandlung ihrer Identität selbst.

Diese geschieht auf Basis eines *vocabulary of epistemic authority*. Über Mulkays Interesse hinausgehend (2.4), inwieweit „vocabularies of justification“ (Mulkay, 1976, S. 654) innerhalb einer Community verwendet werden, zeigte sich, dass es in der Soziologie nicht nur um Legitimations-, sondern auch um Autoritätserzeugung geht. Diese dient dazu, den eigenen Standpunkt zu plausibilisieren und unterschiedliche Selbstbeschreibungen der Soziologie im Sinne einer professional sociology zu produzieren und rhetorisch zu begründen.

Hier kann auch eine Gegenposition zu Kaldewey (2016) aufgebaut werden. Als richtig erweist sich das Argument, dass eine einfache Unterscheidung der Wissenschaft nicht mit einem Außen der Praxis und einem Innen der Wissenschaft möglich ist. Auch wir werden im Folgenden sehen, dass die Konstruktionen eines Innen und Außen komplex und je nach vocabulary of epistemic authority divers ausfällt. Praxisbeschreibungen sind nach Kaldewey der Wissenschaft inhärent, die Praxis ist Motivationsstruktur für die Wissenschaft selbst. Sie wird den Akteuren nicht, wie von Schimank (2011) konstatiert, über Leistungsinteressen anderer Systeme aufoktroyiert:

„Wenn Wissenschaftler/-innen über das Außen der Wissenschaft, über die Praxis sprechen, dann geht es nicht einfach um die strategische Konstruktion einer Innen/Außen-Grenze, sondern um die Reflexion der eigenen Zielsetzungen und Werte, um die Arbeit an der eigenen Identität im Spannungsfeld von Autonomie und externen Erwartungen. Mit anderen Worten: *boundary work* geht grundsätzlich mit *identity work* einher.“ (Kaldewey, 2016, S. 142, Hervorhebung im Original)

Ähnlich argumentiert Calvert, für die die Selbstbeschreibungen „meaningful values“ (Calvert, 2006, S. 218) in sich tragen. Diese erschöpfen sich also nicht in strategischen Grenzziehungen, sondern sind Ausdruck einer Identitätssuche der Forschenden. Mit der Soziologie, so beschreibt Kaldewey, verhält es sich jedoch besonders. Im Gegensatz zu anderen, überwiegend naturwissenschaftlichen Disziplinen, deren Anwendung offensichtlicher auf der Hand liegt, zeichnen sich die Sozialwissenschaften durch eine „Sehnsucht nach der Praxis“ (Kaldewey, 2016, S. 146) aus: Diese Selbstbeschreibung ist als ein ihr konstitutives Moment anzusehen. Bereits in der Einleitung wurde darauf hingewiesen, dass die Mission der Soziologie in Hinblick auf ihre Rolle in der Gesellschaft eine doppelte ist. Im Gegensatz zu Kaldeleys Argumentation konnte in der Interviewanalyse gezeigt werden, dass für viele Forschende eine – um Kaldeleys Formulierung aufzufangen – Sehnsucht nach der Wissenschaft besteht. Diese Sehnsucht hat zum Ziel, die ontologische Verstrickung aufzulösen, und sich in einem vocabulary of epistemic authority manifestierte.

Von besonderer Bedeutung war für die vorliegende Arbeit der Umgang mit eigenen Wertvorstellungen. So wurde die Rhetorik „strikter Werturteilsfreiheit“ bis hin zu „Wertenthaltsamkeit“ als Mittel der Purifikation der eigenen Arbeit eingesetzt.

„Das Wort ‚Wertfreiheit‘ meint nicht Wertfreiheit; es sei denn, es kommt aus dem Munde eines Wertfreiheitsgegners. Bei Verfechtern der Wertfreiheit meint Wertfreiheit dagegen genau das Gegenteil, nämlich das Parteiergreifen für die Werte der Wissenschaft und das engagierte Eintreten gegen außerwissenschaftliche Wertbindungen.“ (Beck, 1974, S. 25)

Aus diesem Zitat wird deutlich, dass unterschiedliche Selbstbeschreibungen als „ideological self-descriptions“ (Gieryn, 1983, S. 783) angesehen werden können. Denn natürlich wurde auch im Umgang mit dem Wertfreiheitsprinzip in den Interviews klar, dass es überwiegend um die Abwehr sogenannter außerwissenschaftlicher Werte geht. Wie jedoch eine Referenz rhetorisch eingesetzt wurde und damit auch die Selbstbeschreibungen zwischen den Interviews variierten konnten, zeigte sich besonders deutlich an der unterschiedlichen Bezugnahme auf Max Weber als einerseits „wertneutralen“ und andererseits „wertbezogenen“ Soziologen (siehe 4.1.4).

Das Wertproblem der Soziologie wird also zum Wortproblem – es werden diverse Möglichkeiten rhetorisch verhandelt, wie es die Soziologie in Bezug auf Werte letztlich halten sollte. Diese entscheidende Frage wurde dann auch implizit Thema einer Verhandlung über die Grenze zwischen Soziologie und Nicht-

Soziologie, und zwar über den Begriff der Verantwortung. Den Charakter dieser Selbstbeschreibung hinterfragt bereits Beck:

„Wirkt die epistemologisch und verantwortungsethisch motivierte Verteidigung des Wertfreiheitsprinzips als Wertprinzip erfahrungswissenschaftlicher Gesellschaftskritik de facto als *Korrektiv* zur akademisch-ökonomischen Praxis der Sozialforschung oder als *will-kommene Legitimationsbasis* für eine Auffassung, nach der der Glaube, daß es nicht Sache des Soziologen sei, Werturteile zu fällen, nichts anderes bedeutet, als daß der Markt, auf dem man seine Fertigkeiten verkaufen kann, unbegrenzt ist?“ (Beck, 1974, S. 27, Hervorhebung im Original)

Die Frage nach der Verantwortung in der Forschung war, wie bereits in Abschnitt 4.2.2 erläutert, Anlass zu diversen Reflexionen über die eigene Wertgebundenheit bzw. Moral, die der Forschende besitzt. Moral wurde in diesem Zusammenhang unterschiedlich in die Semantik der Selbstbeschreibung eingebunden: Sie wurde einerseits rhetorisch mit einer „sozialmoralischen Sensibilität“ der „Wertepräferenzen“ der Forschenden besetzt. Andererseits gab es die Semantik eines entmoralisierten Forschers, der sich zwar als politisch und moralisch handelnden Menschen beschreibt, jedoch für seine Forschung nicht moralisch verantwortlich sein möchte. Die Frage, nach welchen Werten sich Forschende denn überhaupt richten dürfen, wurde thematisiert in Hinblick auf individualisierte Wertebindungen und den Bezug auf allgemeine Werte:

„äh aber ich pfff äh auch da würde ich sagen, ähm also wenn man () nach den Legitimationsprinzipien fragt, äh pfff wie will ich zum Beispiel Lebensstile mit dem Normativen bewusst wirklich kritisieren. das ist- bisher hat mir diese Frage niemand beantworten können, ja. also das gute Leben ist für nen Taliban was anderes als für unseren- unsere Reihen, ja und es steckt ein- ein wirklich komplexes Problem drin, äh aber ich- ich neige dann immer zu ner pragmatischen Lösung, das heißt die letztgültigen Werte sind für mich Freiheit, Gleichheit, Solidarität, also die der französischen Revolution //I: hm// äh gleichwohl wissend, dass sie als Werte der Moderne äh natürlich ne SchattenSeite haben, die meines Erachtens aber nicht in den Werten selbst begründet ist, sondern äh in der Art und Weise ihrer Durchsetzung und Einführung und philosophischen Begründung. //I: hm// also ich denk jetzt an das Buch von McCarthy, der dem Hegel schon und dem Kant nachweist äh die rassistischen Konnotationen dessen, in Freiheit, Gleichheit, Solidarität steckt das aber als solches nicht drin //I: hm// meines Erachtens, ja. die können Sie auch äh sozusagen im globalen- globalen Süden anwenden, ja, auch wenn sie anders verwandt worden sind im Sinne ner imperialistischen Legitimationsideologie. so und damit umschiff“ ich das ein bisschen, ja //I: ja// ich könnte sagen, dass- ich begründe jetzt, warum das die Werte sind,

an denen ich mich orientiere und da muss ich nicht lange- lange Ableitungsdebatten führen, ja“ (T9, Z. 327–344)

Hier zeigt sich das Autoritätsdefizit der Soziologie: Auf welcher Basis ist sie befugt, Gesellschaft und Lebensstile zu kritisieren? In welcher Hinsicht kann sie auf ihre Doppelstruktur reagieren, indem sie sich auf allgemeine gesellschaftliche Kriterien der Werte stützt, die sie mitunter auf Basis einer Metabetrachtung auch wieder kritisieren sollte?

Letztlich gab es hier wiederum unterschiedliche Formen der Argumentation: Wertehaltungen wurden auf Ebene disziplinärer Selbstbeschreibungen epistemologisiert (z.B. in Form von Theorien und Methoden), auf Ebene individueller Selbstbeschreibungen personalisiert (in Hinblick auf persönliche „Haltungen“) und in Zusammenhang mit Fremdbeschreibungen ontologisiert, also auf ein „Außen“ verschoben (z.B. in Hinblick auf „objektive“ Wissenschaft und werteorientierte Politik).

Alle Formen der Grenzarbeit zeichneten sich durch die Konstruktion diverser „cultural maps“ (Gieryn, 1995, S. 405 f.) aus, die ein „Innen“ und „Außen“ markierten. So wurde die Frage der Normativität und der Wertvorstellungen, der Wahrnehmung von „invisible colleges“ (Crane, 1972) sowie der Grenzarbeit zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand unterschiedlich beantwortet. In diesem Zuge wurden vier Formen rhetorischer Grenzarbeit identifiziert, die auf verschiedene Weise epistemische Autorität herstellten (siehe Tabelle 9), nämlich Exklusion, Inklusion, Protektion und Negation. Ihnen liegt jeweils ein anderes „vocabulary of epistemic authority“ zugrunde. Die Typen, die Innen- und Außengrenzen unterschiedlich konstruieren, sind als eine Antwort auf die ontologische Verstrickung der Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand zu verstehen. Es geht in diesem Zusammenhang um eine komplexe Unterscheidung zwischen Innen und Außen, weniger um eine einfache Trennung zwischen Theorie und Praxis. Bei jedem der Prinzipien dienten unterschiedliche rhetorische Referenzfolien dazu, den eigenen Standpunkt zu plausibilisieren. Die Typen sind idealtypisch angelegt und können sich in der Praxis durchaus überlappen.

Tabelle 9: Prinzipien der Erzeugung epistemischer Autorität in der Soziologie

Soziologie als cultural Map	Exklusion	Inklusion	Protektion	Negation
Erzeugung wissenschaftlicher Autorität (vocabulary of authority)	Purifikationsprinzip	Transparenzprinzip	Autonomieprinzip	Anwendungsprinzip
Verhältnis zur Soziologie: Innenbeschreibung der Soziologie	Soziologie als „reine“ Disziplin	Soziologie als zwingend normative Disziplin	Soziologie als vor Fremdansprüchen zu schützende Disziplin	Soziologie als Hilfsdisziplin/ Möglichkeit, die Praxis zu entdecken
Verhältnis der Soziologie zum Untersuchungsgegenstand: Außenbeschreibung	Klare Trennung zwischen „Innen“ (disziplinären Referenzen) und „Außen“ (nicht-soziologischen Referenzen). Orientierung am „Innen“	Untersuchungsgegenstand fließt in die Soziologie mit ein. Das „Außen“ befindet sich im „Innen“. Versuch der Verbindung von „Innen“ und „Außen“	Untersuchungsgegenstand als Bedrohung für die Autonomie der Disziplin. Trennung zwischen „Innen“ und „Außen“. Abgrenzung nach „Außen“	Untersuchungsgegenstand als Referenzpunkt für die Disziplin. Das „Innen“ befindet sich im „Außen“. Orientierung am „Außen“.
Umgang mit der Doppelstruktur der Soziologie	Epistemologisierung der Wertgebundenheit der Forschung (Theorien und Methoden)	Offenlegung der normativen Prinzipien in der Forschung	Personalisierung der Wertgebundenheit der Forschung (persönliche Haltung)	Ontologisierung der normativen Prinzipien
Argumentative Referenzfolien	Überwiegend epistemisch-kognitiv	Epistemisch-kognitiv und sozial-politisch	Überwiegend epistemisch-äkognitiv	Überwiegend sozial-politisch
Selbstbeschreibung (ideological self description)	Soziologie als wertfreie Wissenschaft	Soziologie als Aufklärung	Soziologie als organisierte Verantwortungslosigkeit	Soziologie im Dienst der Praxis

5.1.1 Prinzip der Exklusion oder: Ja, es gibt sie wirklich, die objektive Soziologie

Das Prinzip der Exklusion entspricht den Soziologinnen und Soziologen, die die Disziplin so „rein“ wie möglich halten wollten. Die cultural map, die hier gezeichnet wurde, war die einer Disziplin, die sich im „Innen“ befindet, und der Umwelt des Untersuchungsgegenstandes, der sich im „Außen“ befindet. Grenzen zwischen Innen und Außen sind klar markiert. Die Soziologie ist freizuhalten von jeglicher externer Normativität und von den eigenen Wertvorstellungen. Diese werden externalisiert, womit das eigene Vorhaben purifiziert wird. Diese Externalisierung von Wertvorstellungen bedient sich einer Semantik, die methodische wie auch theoretische Prinzipien („rigide Methode“, „Modellbildung“, „Hermeneutik als strenge Methode) anwendet und damit als Epistemologisierung bezeichnet werden kann. Der Werturteilsstreit und die Bezugnahme auf Webers Vorstellung einer wertfreien Wissenschaft fungieren als epistemisch-kognitive Referenzfolien. Forschung steht isoliert neben gesellschaftlichen Ereignissen, sie bezieht sich allenthalben auf die „Praxis“ im Sinne einer empirischen Untersuchung, jedoch nicht im Sinne einer Beeinflussung der Gesellschaft. Soziolog(inn)en, die mit dem Prinzip der Exklusion Autoritätsarbeit betreiben, berufen sich auf professional ideologies wie „pure science“. Damit ziehen sie auch klare Grenzen zwischen dem, was als sogenannte Grundlagenforschung bezeichnet werden kann, und dem, was als anwendungsorientierte Forschung gelten kann. Eine Gefahr für die Soziologie stellt ihre Verunreinigung durch „externe“ Werturteile, z.B. als „Ressentimentwissenschaft“, dar, wenn Forschende es nicht schaffen, ihre eigenen Werturteile auszublenden. Die rhetorische Grenzarbeit, die hier im Sinne der Herstellung epistemischer Autorität betrieben wird, kann deshalb auch als Purifikationsarbeit bezeichnet werden.

5.1.2 Prinzip der Inklusion oder: Ihre vornehmste Aufgabe – Soziologie als Aufklärung

Im Gegensatz dazu steht das Prinzip der Inklusion. Hier geht es weniger darum, epistemische Autorität über die Purifikation zu erzeugen. Es ging hier vielmehr darum, die Grenzen von professional ideologies wie „pure science“ zu erweitern und den Untersuchungsgegenstand in die Forschung einzuschließen. Das Außen ist also Teil des Innen. Normativität wird in diesem Zusammenhang als integraler Teil von wissenschaftlichem Arbeiten gesehen und nicht als Fremdkörper, den es auszuschließen gilt. Diese Art des vocabulary of epistemic authority findet Ausdruck in einer Argumentation, die sich auf soziologische Autoritäten

(bspw. Dahrendorf oder Ulrich Beck) bezieht, auf organisationale Strategien (Auftrag eines Forschungsinstituts) wie auch gängige Theorien (bspw. kritische Theorie, Neo-Pragmatismus) und Methoden (partizipative Forschung). Hier kann die rhetorische Markierung zwischen Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung hilfreich sein, da beide in die Soziologie aufgenommen werden und ein gesellschaftsverändernder Anspruch damit auch „verwissenschaftlicht“ wird. Die damit angewandte Rhetorik entspricht deshalb einerseits epistemisch-kognitiven, andererseits auch sozial-politischen Kriterien. Wissenschaftliche Autorität wird dadurch erzeugt, dass man die eigenen normativen Wertestellungen gegenüber Dritten offenlegt. Die Doppelstruktur an sich wird nicht als Problem angesehen, solange die Forschenden transparent darlegen, was sie machen und was nicht. Diese Form von Autoritätsarbeit kann also als Transparenzarbeit betrachtet werden. In diesem Fall wird die Gefahr überwiegend im Bedeutungsverlust der Disziplin im gesellschaftspolitischen Diskurs gesehen und damit auch in der Legitimierung der Disziplin in der Gesellschaft.

5.1.3 Prinzip der Protektion oder: Wider die Atombombe – Soziologie als organisierte Verantwortungslosigkeit

Beim Prinzip der Protektion steht der Autonomiegedanke im Mittelpunkt. Ähnlich wie bei der Exklusion geht es hier darum, die Disziplin vor „Verunreinigung“ zu schützen. Die Grenzen zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand werden deshalb ebenso scharf gezogen. Eine Verunreinigung droht jedoch nicht von den Forschenden und deren normativen Vorannahmen, sondern durch Ansprüche von Fördergebern oder „Soziologieexternen“, die Nutzenerwartungen an die Disziplin stellen. Diese Art von normativen Vorstellungen darf den Forschenden nicht aufgezwungen werden, beispielsweise durch sogenannte Auftragsarbeit. Die Gefahr, die hier für die Soziologie wahrgenommen wird, ist die eines sich selbst verstärkenden Erwartungsexpansionszirkels. Hier geht es insbesondere darum, externe Ansprüche von der Disziplin fernzuhalten und die Autonomie der Soziologie als Wissenschaft zu schützen. Autonomie definiert sich entsprechend über die Unabhängigkeit der Forschung. Forschungsfragen werden selbst entwickelt, eine Verantwortung der Soziologie der Praxis gegenüber wird dezidiert ausgeschlossen. Erinnern wir uns an die Beispiele, die wir bereits in der empirischen Analyse gehört haben: Genauso wenig wie Forschende Verantwortung für die Entwicklung der Atombombe haben, haben Soziologinnen und Soziologen einen moralischen Auftrag innerhalb der Gesellschaft, „Betroffenen“ zu helfen. Dagegen sind normative Ansprüche an die eigene Arbeit durchaus zulässig, solange sie aus intrinsischer Motivation und nicht

aus externen Erwartungen herrühren. Die moralische Verantwortung kommt bereits bei der Auswahl des Forschungsthemas zum Tragen. Wissenschaftliche Autorität wird hier überwiegend durch rhetorische Autonomiearbeit erzeugt und folgt einer professional ideology der „science for science sake“.

5.1.4 Prinzip der Negation oder: Nothing else matters – Soziologie im Dienst der Gesellschaft

Dem Prinzip der Protektion steht das Prinzip der Negation entgegen. Die Soziologie weist im Gegensatz zu anderen Disziplinen kein Alleinstellungsmerkmal auf, sondern wird als Zulieferer für Praxisdebatten gesehen. Sie muss sich deshalb auch nicht als Grundlagenwissenschaft auszeichnen. Die Soziologie wird kritisch hinterfragt, Grundlagen anderer Disziplinen werden in die Soziologie integriert:

„Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass wir nach wie vor was zu sagen haben, und dass wir aber selbtkritischer mit bestimmten Zugängen umgehen müssen. und ich glaube, der Konstruktivismus hat nicht wirklich dazu beigetragen, dass wir- also weder Luhmann und das- irgendwie scheint das ja geschickt ineinanderzugreifen, die Systemtheorie mit den Konstruktivisten, ahm wo keiner- wo kein Zugang zur Realität mehr is. es is eben so, es wird konstruiert, ahm wer auch immer mit den Objekten und Subjekten da in welchen Interaktionszusammenhängen, alles ist dann emergent, und da kann man nichts mehr machen, es gibt keine Eingriffspunkte, es is sowieso autopoietisch im Zweifel, diese beiden Strömungen, es gibt vielleicht noch- oder wahrscheinlich noch andere Strömungen, die haben nicht dazu beigetragen, dass wir ahm besser reüssieren können oder uns besser vermitteln können. [...] also ich glaube, dass so was immer der Fall ist, und die Soziologie wird immer kämpfen müssen, um (2) also um nich unterzugehen, aber ich weiß nich, ob es gut is ahm, das zu tun durch Profilschärfung. also, warum nich auf Hybridität setzen? ich würde das mal so probieren, also wenn ich jetzt mal irgendwie wichtiges Mitglied einer Berufsvereinigung, eines Berufsverbandes wäre ahm, ich würde vielleicht mal explizit auf Hybridisierung setzen. also im Design wird das zum Beispiel gemacht, ahm da wird eben nich auf Spezialisierung, sondern da geht im Moment son Trend hin zum integrierten Design, wo man sagt, Kommunikation, Produktdesign, fast bis hin zur Architektur, wir sind Gestalter und wir gestalten Kommunikation zwischen Menschen und und Artefakten und das ist uns allen gleich, und wir müssen- wir können uns dann zwar spezialisieren in der Praxis, aber im Grunde genommen sind wir für diese Interfacegestaltung zuständig, ja, und zwar insgesamt, wir sind, wir sind in gewisser Weise n bisschen Generalisten, und ich glaube, wir Soziologen sind in gewisser Weise auch n bisschen Generalisten. in gewisser Weise. es geht sicherlich nicht ohne Spezialisierung, aber ich seh uns eher gut angesiedelt

da wo wir Hybride mit diff-differenten Wissensressourcen spielen können, wo wir die zusammenbringen können wo wir auch- wo wir Uneindeutigkeiten bestehen lassen können, ahm wissend, dass wir- also unsere Disziplin selbst nicht eindeutig positionierbar ist oder positioniert ist.“ (T3, Z. 720–736)

Die Soziologie befindet sich im Außen, in der Gesellschaft. Normative Prinzipien sind wie im Prinzip der Inklusion auszuweisen, wobei diese überwiegend ontologisiert werden, also an die Praxis ausgelagert: Die Soziologie ist Wissenszulieferer für die Praxis, die Praxis verarbeitet die Forschungsergebnisse nach ihrer eigenen Logik. Wissenschaftliche Autorität wird hier erzeugt über die Kreativität und Innovationsfähigkeit der Disziplin und das Anwendungsprinzip, sprich über die Ergebnisse, die sie in der Praxis erzielt.

5.2 DAS IDENTITÄTSDEFIZIT DER SOZIOLOGIE

Wir haben bereits im Kapitel zur Geschichte der Soziologie gehört, dass die Soziologie über eine geringe kognitive Konsolidierung verfügt. Zudem stellen Autoren wie Cole (1994), Whitley (1984b); Lammers (1974) oder Stinchcombe (1994) die Ausbildung eines kognitiven Kerns der Soziologie infrage. In dieser Arbeit war die Fragmentierung der Soziologie auch Anlass, vermehrt über die Bestimmung eines geeigneten Samples nachzudenken.

Aus der Doppelstruktur der Soziologie erwächst deshalb nicht nur ein Autoritätsdefizit, sondern auch ein Identitätsdefizit. Reckwitz (2002) versteht Identität als Problem des Sinns verstanden, den Individuen und Kollektive ihrem Handeln zuschreiben. Identität bezeichnet in diesem Fall also eine „Kontingenz des Selbstverständens“ (Reckwitz, 2002, S. 22). Identität bedeutet, sich als „jemand“ (Reckwitz, 2002, 30) zu interpretieren. Identität kann nicht objektiv sein, sie wird immer auf die subjektive Art der Selbstinterpretation bezogen, die sich vor dem Hintergrund kollektiver Bedeutungshorizonte vollzieht. Diese werden als historisch und kulturell spezifische Wissensordnungen begriffen (Reckwitz, 2002, S. 30 f.).

Vor welchem Bedeutungshorizont also definieren sich Soziolog(inn)en? Wie schreiben sie ihrer Arbeit selbst Sinn zu? Anknüpfend an die Aussagen von Kaldewey (2013) und Calvert (2006), dass Grenzarbeit immer auch mit Identitätsarbeit verbunden ist, soll dieser Aspekt im Folgenden vertieft werden.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt gesehen, wie epistemische Autorität der Soziologie in Hinblick auf ihr Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand auf unterschiedliche Weise erzeugt wird. Grenzen wurden erweitert, verengt oder

geschützt. Wenn wir jedoch auf dieser Ebene stehenbleiben, ist der Versuch, die Sache mit der Person zu verknüpfen, noch nicht vollständig geglückt. Wir haben also im Sinn der dokumentarischen Methode sinngenetische, aber noch keine soziogenetischen Typen gebildet. Die Analyse der Interviews hat gezeigt, dass sich die Soziologie durch eine große Interpretationsoffenheit auszeichnet. Die Wege in die Soziologie waren dispers, von unterschiedlichsten Vorstellungen, Erwartungen und persönlichen Erfahrungen geprägt. Sinnkonstruktionen der eigenen Arbeit, von Wissenschaft und von der Soziologie variierten dementsprechend. Es konnte keine einheitliche soziologische Identität im Sinn einer wissenschaftlichen Identität oder einer Identität der Praxis ausgemacht werden. Soziolog(inn)en haben sich selbst mit Ausdrücken wie „Mythenjäger“ oder „public sociologist“ beschrieben oder sich dagegen abgegrenzt, ein „verdammter Sozialarbeiter“ zu sein. Das Identitätsdefizit der Soziologie ist, dass es im engeren Sinn keine übergreifenden Bedeutungshorizonte gibt, vor denen sich eine soziologische Identität entfalten könnte. Diese sind, entsprechend der Interpretationsoffenheit der Soziologie, multipel. Es gibt also vor dem Hintergrund der Fragmentierung und des fehlenden Kerns der Soziologie weder *die Soziologie* noch *den Soziologen* bzw. *die Soziologin*.

Diese Ergebnisse stehen im Gegensatz zu denen von Lam, die argumentiert, dass differierende Orientierungen von Forschenden einer „academic identity role“, „hybrid roles“ und „dual role identities“ folgen (Lam, 2010, S. 315). Denn das würde bedeuten, dass Konsens darüber besteht, wie eine solche akademische Identität im Gegensatz zu einer hybriden Identität aussieht. Im Gegensatz dazu haben die Interviewten selbst ihr soziologisches Ich konstruiert, und zwar über Grenzziehungen der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand und ihr Verhältnis zur Soziologie selbst. Die Beziehung zum Untersuchungsgegenstand galt jeweils als Gradmesser dafür, inwieweit man möglicherweise durch die Peers ausgeschlossen wurde. Die Frage also, wer zur Soziologie gehört und wer nicht, ist als fragil markiert worden. Diese Art von Selbstbeschreibung zeichnet sich durch ein *vocabulary of identity making* aus:

„Ich bin überzeugter Soziologe in gewisser Weise, auch wenn ich fast immer interdisziplinär gearbeitet hab und nich im engen Sinne Soziologe bin, ahm also Soziologen würden ablehnen, dass ich einer bin im engeren Sinne ahm aber ich sehe das (3) lockerer.“ (T3, Z. 699–702)

„Also ich hab‘ in der Zeit, als ich im [Name der Organisation] war, [...], hätte ich mich glaub‘ ich nicht als marxistischen Soziologen bezeichnet. //I: hm hm// ich mache das jetzt auch nur mit vielen Zusätzen [...]. also ich hab‘ jetzt nicht den Eindruck, dass ich diskri-

miniert werde //I: hm// in der Zunft, also nee, werd' ich nicht, kann ich nicht sagen, weder bei Drittmitteln noch bei anderem, nee, werd' ich nicht. also es gibt sicher Naserümpfen und Kritik, aber ich werde nicht diskriminiert, aber ich bezieh' ne Außenseiterposition, das ist ganz klar. in der internationalen Soziologie, jetzt auf dem ISA-Kongress in Wien beispielsweise ist es ganz anders. also ich war auf dem am besten besuchten äh auf der am besten besuchten Plenary Session da mit Michael Burawoy und jetzt komm' ich zur Antwort auf die Frage und wir waren die bestbewertete Session und ich wurde dreimal von [Name der Person] gelobt [...]. also ich weiß nicht, ob ich das auf nem deutschen Soziologentag machen würde, Soziologiekongress, nicht Soziologentag, machen würde, wahrscheinlich inzwischen auch, aber das ging äh auf dem- auf diesem internationalen Kongress mit der Hälfte der Teilnehmer wunderbar. die südafrikanische Delegation kam und hat sich bedankt usw. usw., das hatte ich noch nie erlebt.“ (T9, Z. 379–392)

Diese beiden Zitate zeigen noch einmal eindrücklich, wie sich die Interviewten selbst in der (deutschen) Soziologie verorten. T3 schließt sich quasi aus der Zunft der Soziologen aus, da er argumentiert, selbst „überzeugter Soziologe“ zu sein, aber von den Soziologen abgelehnt zu werden, da er überwiegend interdisziplinär gearbeitet hat. T9 bezeichnet sich in seiner Selbstbeschreibung als „marxistischer“ wie auch „öffentlicher“ (T9, Z. 233) Soziologe. Er verweist auf den Unterschied zwischen der deutschen und der internationalen Soziologie und beschreibt, wie sich seine „Außenseiterposition“ in der deutschen Soziologie genau in das Gegenteil wandelt, wenn er sich auf der internationalen Bühne der (public) Soziologie bewegt.

Die Community ist also ein wichtiger Referenzfaktor für Selbstbeschreibungen. Personen, die sich selbst stärker im „Innen“ oder „Kern“ der Disziplin verorten, verwenden in ihrem *vocabulary of identity making* wesentlich weniger Legitimationsrhetorik in Hinblick auf ihre Selbstbeschreibung. Dennoch gab es ebenso Soziolog(inn)en, die sich zwar laut Selbstbeschreibung nicht im Kern der Disziplin bewegten, jedoch wesentlich weniger auf Zustimmung innerhalb der Disziplin Wert legten, wie das Zitat von T3 zeigt. Im Folgenden werden vier Typen vorgestellt, die sich eines unterschiedlichen *vocabulary of identity making* bedienen: die Zentralisten, die Konformisten, die Individualisten und die Anti-Soziologen (Tabelle 10).

Tabelle 10: Typen soziologischer Identitätskonstruktion

	Zentralisten	Konformisten	Individualisten	Anti-Soziologen
Vocabulary of identity making	„Hüter“ der Disziplin	Rückversicherung gegenüber den Peers	Soziologie als Umsetzung individueller intellektueller Ziele	Kritik am Zentrum der Disziplin
Art der Selbstbeschreibungen	Disziplinäre Selbstbeschreibungen	Disziplinäre und individuelle Selbstbeschreibungen	Individuelle Selbstbeschreibungen Skepsis gegenüber disziplinären Selbstbeschreibungen	Individuelle Selbstbeschreibungen, Abgrenzung von disziplinären Selbstbeschreibungen
Stellung innerhalb der Disziplin	Situierung im Zentrum	Willen, am Zentrum teilzunehmen	Distanzierung vom Zentrum	Situierung an den Rändern
Verhältnis zur Disziplin	Konsolidierung eines disziplinären Kerns, starke Identitätspolitik	Konsolidierung eines disziplinären Kerns, Unterstützen disziplinärer Identitätspolitik	Kein Beitrag zur Festigung des disziplinären Kerns, keine Teilnahme an disziplinärer Identitätspolitik	Skepsis gegenüber disziplinärem Kern, alternative Identitätspolitik

5.2.1 Zentralisten

Disziplinäre Referenzfolien haben für das *vocabulary of identity making* von Zentralisten einen besonders hohen Stellenwert. Zentralisten sehen sich selbst als Hüter der Disziplin und wollen ein Zentrum der Disziplin definieren. Ihre Selbstbeschreibung wird von einer Rhetorik geprägt, die sich nicht über individuelle, sondern über disziplinäre Selbstbeschreibungen auszeichnet. Die Reichweite ihrer Argumentation steht deshalb für die ganze Disziplin und nicht als individuelle Meinung. Sie betreiben eine starke Identitätspolitik, und die Grenzen, wer Zugang zur Disziplin haben sollte und wer nicht, werden deshalb auch streng kontrolliert und klar markiert. Zentralisten befinden sich dementsprechend

an gefestigten Positionen in der Disziplin. Ihnen geht es insbesondere darum, eine gemeinsame Sprache für die Soziologie zu finden und scharfe Grenzen sowohl zu anderen Formen der Deutung des Sozialen zu ziehen als auch zu anderen Disziplinen.

„Ich glaube eher, wir können- wir können unsere Karte eher dadurch spielen, dass wir unsere Disziplinarität betonen, ich finde es eher besser. Also wir sollten eher Differenzeffekte erzeugen, zu sagen okay, ihr sagt das so //I: hm// von unserer soziologischen Auffassung her sieht das aber so aus, auch wenn ich mit Künstlern zu tun habe, ist immer- [...] Künstler, ähm auch äh äh Leute, Fotografen usw., also war von Anfang an in der Forschung mit drin, hab' mit denen viel Streit gehabt //I: hm// hab ich gesagt, das könnt ihr doch nicht sagen, das stimmt doch gar nicht, was ihr da sagt und dieser Streit war produktiv, weil ich dann irgendwann gemerkt hab', die haben aber noch andere Dimensionen, andere Perspektiven, die ich nicht habe, //I: hm// die hab' ich aber erst aus dem Streit herausgekriegt //I: ja ja, hm hm// und deshalb bin ich kein Freund dieser schnellen In- äh Interdisziplinarität, bin eher einer, der sagt, lasst uns das Gespräch über Differenzen führen und nicht, wo wir Grenzen überschreiten können.“ (T8, Z. 771–785).

5.2.2 Konformisten

Konformisten zeichnen sich im Gegensatz zu den Zentralisten – unabhängig von ihrer Position – durch eine große Unsicherheit über ihre Stellung gegenüber den Peers aus. Sie wollen am Zentrum der Disziplin partizipieren und legitimieren sich rhetorisch über disziplinäre Referenzfolien. Der Bezug zu Theorien, bedeutenden Soziologen oder auch direkten Peers spielt in den Selbstbeschreibungen eine große Rolle. Haben Konformisten einen gesellschaftsverändernden Anspruch, so wurde meist auf individueller Ebene für diesen argumentiert und nicht auf die gesamte Disziplin bezogen. Rhetorisch ist dieser Anspruch mit hohem Rechtfertigungspotenzial verbunden und führte dementsprechend zu Ängsten der Exklusion von anderen Fachkolleg(inn)en. Die Legitimation des eigenen Tuns gilt also weniger etwaigen Kritikern außerhalb der Wissenschaft als potenziellen Fachkolleg(inn)en. Grenzen werden deshalb insbesondere innerhalb des eigenen Diskurses formuliert und reformuliert. Das eigene Tun wird insbesondere auf mögliche Kritik der Fachkolleg(inn)en hin gerechtfertigt. Letztlich findet ein *vocabulary of identity making* seinen Ausdruck in der Rückversicherung über disziplinäre Standards.

5.2.3 Individualisten

Die Individualisten hingegen besitzen meist eine gefestigte Stellung im Feld und sind dementsprechend unabhängig von potenziellen Kritikern. Die Anerkennung von Peers ist für sie zweitrangig. Ein *vocabulary of identity making* dient vielmehr der Konstruktion des soziologischen Selbst, durch das sie die Vorstellung der eigenen intellektuellen Ziele umsetzen können. Die Interpretationsoffenheit der Soziologie dient deshalb als Referenzfolie für die Umsetzung individueller Vorstellungen, die überwiegend intellektueller Natur sind.

„Hmm, ja, also ich hab ähm (3), wie soll ich sagen, das- äh äh also ich hab mich schon, ich- ich hab mich gesehen, also das Selbstbild sozusagen und auch das Wunschbild von mir, also das, was ich aus mir machen wollte und wie ich mich selber gesehen habe, äh als ich Anfang 20 war- war und ähm ähm und in der späteren Zeit, weil ich- ich wollte in irgendeiner Weise eine politisch intellektuelle Existenz führen. ähm das- das- es- es gab dann auch mal sozusagen so eine- so eine äh äh Pickel in meiner Seele, die von sich dachte, das müsste vielleicht dann auch die Schriftstellerei sein, dann war's der Journalismus, ähm dann war es eben sozusagen auch natürlich alles, was- ähm also ähm ich hab dann natürlich frühzeitig irgendwie die Autoren der Frankfurter Schule gelesen usw. usf. also das heißt, ja, also eine- eine- eine politisch-intellektuelle Existenz zu führen, wobei sich das dann, also ich war ein- ich war ein politischer Aktivist seit ich 14 war und äh also etwas, was man im Französischen ein- einen- einen Militanten nennt, ja. äh dieses Militante hat sich dann so- so mit Anfang 30 äh eher verflüchtigt, sag ich mal, ähm und ähm und ja, aber es war immer schon sozusagen, da war das Bild so, also das an den Kämpfen beteiligten Intellektuellen sag ich mal und es war natürlich klar, also das ähm zumal dann, also wir sprechen eben über- über dann die 80er-Jahre in Westberlin, diese Enklave, ähm wir waren alle gut finanziert, ja. [...] wir- wir haben alle unsere Möglichkeiten gehabt und das heißt, die Wissenschaft war für mich eine- eine erwünschte und gute Gelegenheit, äh ähm das, was ich mir unter einer intellektuellen Existenz vorstellte, verwirklichen zu können. //I: mhmm mhmm// und so bin ich die Sache zunächst auch einmal angegangen, das heißt ähm ähm (2) so, dass ich ähm (2). meine ersten soziologischen Texte hab ich- hab ich eher also für den Merkur geschrieben, äh für die taz geschrieben, ähm taz spielte damals ne große Rolle, die war eine- also die war schon zu meiner Studentenzeit äh ist sie gegründet worden, ich war teilweise an- an zwei der Redaktionen mit beteiligt in der Anfangszeit und äh und dann von daher kam da, also hab ich relativ häufig auch was für die taz gemacht, gar nicht immer unter meinem Namen, ja, ähm ähm und ähm und äh so und später- später hab ich also ähm (2), also ich hab viel- ich hab gar nicht in referierten Peer Review Journals usw., da hab ich erst mal gar nicht, sondern ich habe in Kulturzeitschriften, in allen möglichen Sachen hab ich irgendwie was gemacht, ähm ähm und hab dann aber (2) ähm (2) hab

dann schon äh schon gemerkt, also es gab dann auch- es gab sehr positive Reaktionen damals auch aus dem etablierten soziologischen Bereich, ja, äh und diese positiven Reaktionen haben mich dann sozusagen eher auch in den etablierten Bereich der Soziologie hineingezogen.“ (T11, Z. 170–231)

Die Selbstbeschreibung orientiert sich deshalb überwiegend an der individuellen Ebene. Der Ausschluss wird nicht gefürchtet, vielmehr wird eine konsensuelle Definition dessen, was die Soziologie ist bzw. sein kann, abgelehnt und die Peers im Feld werden tendenziell kritisch gesehen. Es wird deshalb auch kein fundamentaler Beitrag zu einer disziplinären Identitätspolitik geleistet.

5.2.4 Anti-Soziologen

Anti-Soziologen situieren sich – unabhängig von ihrer aktuellen Position – außerhalb der Soziologie bzw. an deren Rändern. Obwohl sie sich als Soziolog(inn)en begreifen, grenzen sie sich ab von ihren Peers und dem, was sie als Mainstream erfahren. So hat sich der wohl bekannteste Anti-Soziologe Helmut Schelsky von einer „Priesterherrschaft der Intellektuellen“ (1975) distanziert, die er damals als die dominante Art von Soziologie erfahren hat (siehe Kapitel 2.4). Das *vocabulary of identity making* übt Kritik am Zentrum der Disziplin. Letztlich sind es der distanzierte Blick auf die Disziplin und die explizite Situierung außerhalb eines Zentrums wie auch die Kritik am wahrgenommenen Zentrum, mit denen die Anti-Soziologen ihre Identitätskonstruktion vornehmen. Anti-Soziologen grenzen sich dezidiert von etablierten disziplinären Selbstbeschreibungen ab. Sie versuchen vielmehr, eine andere Identitätspolitik als die bestehende zu betreiben.

5.3 DAS INNOVATIONSDILEMMA DER SOZIOLOGIE

Was sagen das Autoritätsdefizit und das Identitätsdefizit über die Soziologie selbst und ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand aus? Zunächst zeigt sich, dass die Autorität und die Identität der Disziplin als prekär anzusehen sind und von den Mitgliedern der Disziplin in unterschiedlicher Weise konstruiert werden. Soziologie wird zu einem „essentially contested concept“ (Gallie, 1956), das aufgrund der volatilen Grenzen „in the making“ ist. Ursprünglich wurden diese concepts von Gallie auf die Kunst oder die Demokratie angewandt. Sie sind als semantische Konstruktionen anzusehen, in denen es einen Interpreta-

tionsspielraum gibt in Bezug auf das, was sie bedeuten.¹ Sie werden mit konkurrierenden Sinnbeschreibungen ausgefüllt:

„Each party continues to maintain that the special functions which the term ‚work of art‘ or ‚democracy‘ or ‚Christian doctrine‘ fulfils on its behalf or on its interpretation, is the correct or proper or primary, or the only important, function which the term in question can plainly be said to fulfil.“ (Gallie, 1956, S. 168)

Laut Gallie entsprechen naturwissenschaftliche Theorien und Hypothesen nicht dem Charakter eines essentially contested concepts, da sie zwar im Wettstreit zueinander stehen, aber widerlegbar sind. Aus Sicht der STS wäre diesem Ansatz ganz klar zu widersprechen: Calverts (2006) Ausführungen zu dem Begriff der Grundlagenforschung zeigen eingängig, dass auch in der Wissenschaft eine solche Art von contested concepts existiert. Hier sei nur an den Widerstreit unterschiedlicher Schulen, methodologischer Zugänge oder Grundlagenforschung vs. anwendungsorientierte Forschung erinnert. Auch in Hinblick auf die unterschiedlichen vocabularies of authority haben wir gesehen, dass jede dieser Selbstbeschreibungen für sich reklamiert, „gute“ Soziologie zu betreiben. Was

1 Folgende Bedingungen müssen laut Gallie erfüllt sein, damit man von einem essentially contested concept sprechen kann: „(I) [I]t must be appraisive in the sense that it signifies or accredits some kind of valued achievement. (II) This achievement must be of an internally complex character, for all that its worth is attributed to it as a whole. (III) Any explanation of its worth must therefore include reference to the respective contributions of its various parts or features; yet prior to experimentation there is nothing absurd or contradictory in any one of a number of possible rival descriptions of its total worth, one such description setting its component parts or features in one order of importance, a second setting them in a second order, and so on. In fine, the accredited achievement is initially variously describable. (IV) The accredited achievement must be of a kind that admits of considerable modification in the light of changing circumstances; and such modification cannot be prescribed or predicted in advance. For convenience I shall call the concept of any such achievement ‚open‘ in character. [...] (V) [...] each party recognizes the fact that its own use of it is contested by those of other parties, and that each party must have at least some appreciation of the different criteria in the light of which the other parties claim to be applying the concept in question. More simply, to use an essentially contested concept means to use it against other uses and to recognize that one’s own use of it has to be maintained against these other uses. Still more simply, to use an essentially contested concept means to use it both aggressively and defensively.“ (Gallie, 1956, S. 171 f.)

letztlich „gute“ Soziologie ausmacht, lässt sich immer nur in Relation zu dem sehen, was als Definitionen in die Waagschale geworfen wird. Nach Gallie ist ein Charakteristikum von essentially contested concepts, dass es keinen „definite or judicial knock-out“ (Gallie, 1956, S. 179) gibt.²

So begründeten auch Soziologinnen und Soziologen ihren Zugang zu „guter“ Soziologie unterschiedlich. Aufgrund der ontologischen Verstrickungen zu ihrem Untersuchungsgegenstand wurden diverse sozio-epistemische Begründungsmuster angeführt (siehe 5.1.1). „Sozio“ bezieht sich immer auf ein „Außen“ und den möglichen Einfluss der Soziologie auf die Gesellschaft. „Epistemisch“ dagegen bezieht sich auf das „Innen“, das mithilfe gängiger Selbstbeschreibungen wie methodologischen Grundlagen oder theoretischem Fortschritt für die disziplinäre Referenz argumentiert. Gallie beschreibt „essentially contested concepts“ als „open in character“ (Gallie, 1956, S. 172). Die Soziologie zeichnet sich durch eine solche Offenheit aus und lässt unterschiedliche Selbstbeschreibungen grundsätzlich zu. Diese Interpretationsoffenheit zeigte sich dadurch, dass die Interviewten „die Soziologie“ nicht mit einheitlichen oder auch disziplinären, schriftlich fixierten (wie es der Systemtheorie entsprochen hätte) Selbstbeschreibungen füllten. Vielmehr passten sie insbesondere zu Anfang der soziologischen Laufbahn ihre Selbstbeschreibung ihren Erwartungen an ihr Selbstbild und ihren eigenen Erwartungen an.

Bringt man nun die diversen Typenkonstruktionen von Autorität und Identität zusammen, so lassen sich in Hinblick auf solche contested concepts zwei Gruppen identifizieren, die einander gegenüberstehen: Die Innovatoren und die Bewahrer der Disziplin. Stellen wir die soziogenetischen Typen in den Kontext mit einem gering ausgebildeten und wenig konsolidierten Kern der Soziologie, so sind Zentralisten und Konformisten überwiegend da anzutreffen, wo Bestrebungen existieren, einen solchen Kern der Soziologie mithilfe klassischer Selbstbeschreibungen der Wissenschaft (bspw. pure science) zu etablieren. Dies entspricht den Autoritätstypen der Exklusion und der Protektion. Dagegen lassen sich Anti-Soziologen überwiegend dem Prinzip der Negation zuordnen, da sie

2 Interessant ist in diesem Zusammenhang beispielsweise die Betrachtung diverser Forschungsratings des Wissenschaftsrats. Zwischen den Disziplinen lassen sich deutliche Unterschiede erkennen, welche Kriterien in das Rating eingebracht werden (Wissenschaftsrat, 2008b; Steuerungsgruppe der Pilotstudie Forschungsrating im Auftrag des Wissenschaftsrats, 10.04.2008). Jedoch fanden auch erhebliche Debatten innerhalb bestimmter Communitys statt, etwa in der Soziologie, inwiefern beispielsweise Kriterien wie Transfer in den Ratings Beachtung finden soll (Froese et al., 2016).

sich außerhalb eines Kerns der Soziologie verorten und die klassischen Selbstbeschreibungen eher kritisch sehen. Auch Individualisten bewegen sich von ihrem vocabulary of identity making her weniger in einem konsolidierten Kern als an den Rändern der Soziologie. Wissenschaftliche Autorität erzeugen sie über das Prinzip der Negation bzw. der Inklusion. Während die Individualisten und die Anti-Soziologen eher als intellektuelle Innovatoren der Disziplin gelten können, sind die Zentralisten und die Konformisten eher als intellektuelle Bewahrer der Soziologie anzusehen (Tabelle 11).

Tabelle 11: Innovatoren und Bewahrer in der Soziologie

	Zentralisten (Bewahrer)	Konformisten (Bewahrer)	Individualisten (Innovatoren)	Anti- Soziologen (Innovatoren)
Exklusion	X	X		
Protektion	X	X	X	
Inklusion		X	X	X
Negation			X	X

Laut Literatur lassen sich Innovatoren der Disziplin eher an den Rändern ausmachen (Chubin, 1976; Klein, 1996). Es ist davon auszugehen, dass Zentralisten und Konformisten Debatten um das, was „richtige“ Soziologie ausmacht, innerhalb der Disziplin erfolgreicher führen als Individualisten und Anti-Soziologen.

Diese Erkenntnisse lassen uns wiederum Rückschlüsse auf die Innovationskraft der Soziologie ziehen. Bereits Whitley (1984b) konstatierte, dass sich die moderne Wissenschaft durch eine grundlegende Spannung zwischen Innovation und Tradition auszeichnet. Nun ist jedoch die Art und Weise, wie diese Spannung austariert wird, nach Whitley entscheidend für die Frage, wie sich die einzelnen Disziplinen im Sinne eines Reputationssystems organisieren, also kollektive Kontrolle über die Disziplin ausüben. Nach Whitley haben wir hier einen besonderen Zustand innerhalb der Sozialwissenschaften, da diese sich als fragmentierte Disziplinen durch ein geringes Maß an gegenseitiger Abhängigkeit auszeichnen sowie durch ein hohes Maß an Aufgabenunsicherheit. Intellektuelle Ziele werden wenig konsensual definiert, es gibt kaum strategische Interessen, Ressourcen gemeinsam zuzuteilen. Die Ergebnisse hier bestätigen einerseits die Aussagen Whitleys. Andererseits lässt sich aus den in dieser Arbeit getroffenen Aussagen schließen, dass sich die Soziologie in einem grundsätzlichen Innovati-

onsdilemma befindet, das fundamental mit ihrem Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand verwoben ist.

In dieser Studie hat sich gezeigt, dass sich die Soziologie aufgrund ihrer Doppelstruktur immer an ihrem Verhältnis zum Gegenstand selbst abarbeitet. Das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand und in der Folge auch zu sich selbst ist mit hoher Unsicherheit verbunden und führte, wie anhand der Interviews gezeigt, immer wieder zu unterschiedlichen Formen der Rückversicherung der Disziplin gegenüber.

Die Erzeugung epistemischer Autorität, die über ein vocabulary of justification hinausgeht und zu einem vocabulary of epistemic authority führt, steht dabei für die Rückversicherung der Soziologie in Hinblick auf die Gültigkeit ihres Wissens. Über die Erkenntnisse von Whitley hinausgehend, sehen wir nun, dass sich die Soziologie nicht nur durch ihre Fragmentierung auszeichnet und dass sich, wie Chubin und andere konstatieren, Innovationen überwiegend an den Rändern der Disziplin abspielen und von dort aus in den Kern diffundieren. Die Differenzierung der Selbstbeschreibungen in die disziplinäre und die individuelle Ebene ist deshalb von besonders hohem analytischen Wert: Denn Rückschlüsse auf die Konstitution der Disziplin ziehen lässt uns erst die Erkenntnis, dass die Soziologie ein Identitätsdefizit hat, das dazu führt, dass nicht alle Mitglieder der Disziplin sich letztlich der Schaffung eines disziplinären Kerns verpflichtet fühlen, sondern ihre Mitgliedschaft in der Disziplin als fragil und prekär empfinden.

Denn gerade diejenigen, von denen Innovationen ausgehen könnten und die sich weniger stark in Hinblick auf eine „reine“ Disziplin rückversichern, fühlen sich der Disziplin am wenigsten zugehörig (Individualisten und Anti-Soziologen). Daraus ergibt sich letztlich auch ein Innovationsdilemma der Soziologie. Denn die Disziplin ist wesentlich mit der Sicherung und Wahrung ihres Kerns beschäftigt – sie ist auf der einen Seite tief verunsichert und rückversichert sich deshalb in Hinblick auf ihre eigene epistemische Autorität und Reinheit im Kern; auf der anderen Seite besteht die Angst vor Ausschluss aus der Disziplin, was sogar dazu führen kann, dass negiert wird, an ihr teilzunehmen. Dennoch ist die Soziologie aufgrund ihrer ontologischen Verstrickung mit ihrem Untersuchungsgegenstand selbst einem permanenten Wandel unterworfen. Ihr Gegenstand verändert sich ständig. Sie ist in ihrer Wissensproduktion auf Alltagswissen angewiesen, um neue Entwicklungen ihres Untersuchungsgegenstandes abschätzen zu können. Dies und die Uneinigkeit darüber, was denn letztlich Fortschritt bzw. Innovation in der Soziologie bedeuten könnte, führen zu einem Innovationsdilemma der Disziplin.

6 Zusammenfassung und Diskussion

Ziel der Arbeit war es, zur Grundlegung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie beizutragen. Nicht alle in der Arbeit vorgenommenen Überlegungen können an dieser Stelle ausführlich reflektiert werden. Doch die wichtigsten Beiträge werden im Folgenden dargestellt: Zunächst zeigt der Schlussteil auf, welchen theoretischen Mehrwert die Kombination zweier unterschiedlicher Theorieperspektiven für eine empirische fundierte Wissenschaftssoziologie der Soziologie bringt. Dann wird auf den methodologischen Gewinn eingegangen, der sich aus einer solchen Perspektive ergibt. Abschließend werden die empirischen Ergebnisse aus Kapitel 5 diskutiert und es wird eine neue Sichtweise auf den „soziologischen Problembär“ angeboten, sprich: eine Reformulierung eines soziologischen Paradigmas.

Diese drei Schlussresümeees lassen sich zusammen, aber auch getrennt voneinander lesen. In Hinblick auf ihre diversen Beiträge zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie zeigen sich gewisse Vorteile wie auch Limitierungen: Die Arbeit hat sowohl einen theoretischen als auch einen methodologischen Anspruch sowie ein empirisches Erkenntnisinteresse. Der Vorteil eines solchen integrativen Ansatzes ist, dass die entwickelten theoretischen Prämissen direkt am empirischen Material umgesetzt und daraufhin reflektiert werden können. Sein Nachteil zeigt sich darin, dass die Arbeit weder als rein theoretische noch als rein empirische zu verstehen ist und manche Aspekte deshalb nur angerissen werden konnten. Die theoretischen Prämissen dienen deshalb als erster Vorschlag für die Formulierung eines Forschungsprogramms einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, das selbstverständlich noch weiterer Ausarbeitung bedarf. Das gilt auch für die empirische Umsetzung: Die Fokussierung auf die deutsche Soziologie erlaubte zwar einerseits die detailreiche Analyse in Bezug auf eine Disziplin im nationalen Rahmen. Andererseits ist es für eine Weiterentwicklung der Erkenntnisse notwendig, die empirische Perspektive zu erweitern. Hier bieten sich drei Vergleichsformen an: erstens ein Vergleich mit den Natur-

wissenschaften, denn gerade in Hinblick auf die Problematiken, die sich aus der doppelten Konstitution der Soziologie ergeben, gilt es zu prüfen, wie und in welcher Form die Naturwissenschaften ihr Verhältnis zu ihrem Gegenstand wie auch zur Gesellschaft selbst gestalten. Zweitens bietet sich ein Vergleich mit anderen Sozialwissenschaften bzw. Geisteswissenschaften an, um das genuin Spezifische der Soziologie bzw. ähnliche Problematiken herauszuarbeiten. Last but not least sollte ein nationaler Vergleich vorgenommen werden, um auszuloten, inwieweit die Fremdbeschreibung der Gesellschaft in der Soziologie je nach nationalem Kontext variiert. All diese Aspekte konnten im Rahmen der vorliegenden Arbeit allenfalls gestreift werden. Wie jede wissenschaftliche Arbeit ist sie in ihrer Reichweite deshalb begrenzt. Sie vermag jedoch neue Fragen aufzuwerfen und Perspektiven zu eröffnen.

6.1 ZWISCHEN RELATIVISMUS UND SELBSTREFERENZIALITÄT: EIN THEORETISCHES RESÜMEE

Entwickelt wurde ein theoretischer Zugang anhand der Ausgangsthese, dass sich die Soziologie durch ein Problem der Grenzziehung zu ihrem Untersuchungsgegenstand auszeichnet, das sich in einer Doppelstruktur der Soziologie äußert. Dieser „soziologische Problembär“, das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand, wurde bislang meist aus einer wissenschaftsphilosophischen oder -theoretischen Perspektive betrachtet. Auch gibt es zahlreiche Vorhaben, eine Soziologie der Soziologie zu entwickeln, die die Soziologie mit eigenen Mitteln zu untersuchen pflegt. Auf Basis dieser Beobachtungen wurde ein Theoriedefizit einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie ausgemacht. Dass ein solcher Ansatz notwendig ist, dieser Überlegung lag die Annahme zugrunde, dass die Analyse der Soziologie besonderen Herausforderungen ausgesetzt ist, da sie eine doppelte Reflexivität durch den Beobachter/die Beobachterin erfordert. Diese Erkenntnis geht über die These der Doppelstruktur der Soziologie hinaus und wurde im Verlauf auch als doppelte Konstitution der Soziologie markiert, die sich insbesondere in Hinblick auf die theoretischen und methodologischen Bedingungen der Betrachtung der Soziologie selbst äußert. Das erfordert einerseits eine „Innenperspektive“ der Soziologie auf die Soziologie, die sich jedoch nicht von den damit verbundenen epistemologischen Grundannahmen gefangen nehmen lassen darf. Es verlangt deshalb andererseits nach einer Außenperspektive, damit Beobachtende in der Lage sind, in Bezug auf die Soziologie eine Metaposition einzunehmen.

Durch die Verbindung der Systemtheorie und dem Ansatz der boundary work war es möglich, einen Blick auf die Soziologie zu werfen, der dem Problem der Selbstreferenz der Systemtheorie entgeht. Hätten wir ausschließlich mit der Systemtheorie argumentiert, wäre die doppelte Reflexivität einer Beobachterposition nicht eingelöst worden. Obwohl es natürlich eine Illusion ist, die Paradoxie der Selbstreferenz in Hinblick auf die eigene Beobachterposition komplett aufzulösen, war das Ziel dieses Vorgehens, das theoretische Reflexionspotenzial zu erweitern.

Wir haben zudem gesehen, dass durch die Anwendung von soziologischen Theorien auf die Soziologie selbst das Problem entsteht, dass diese in essenzialistischer Weise beschreiben, *was* das Problem ist, und nicht, *wie* es konstruiert wird. Das hat jedoch den Nachteil, dass wir nicht in der Lage sind, uns von den epistemologischen Grundannahmen zu distanzieren, die von dem jeweiligen Theorieansatz in Hinblick auf die Soziologie selbst angelegt werden. Genau das wäre für eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie jedoch nötig. Entsprechend der Kritik der STS an der soziologischen Perspektive geht es also letztlich um eine Epistemologisierung von deren Annahmen.

Bereits Luhmann hat das Problem erkannt und gefordert, dass sich die Soziologie selbst von den durch das Funktionssystem eingeübten Beschränkungen emanzipiert und eine eigene Sprache für die Beschreibung der Gesellschaft entwickelt. Doch Luhmann hat dem Beobachter selbst einen geringen Stellenwert in der Theoriebildung eingeräumt, vielmehr hat er für eine Beobachtung zweiter Ordnung plädiert. Verbleiben wir jedoch in der uns vorgegebenen Perspektive, so ist es uns nicht möglich, auf eine Beobachtung zweiter Ordnung umzuschalten.

Erst eine weitere Perspektive einzubeziehen, die darauf schaut, *wie* ein Problem konstruiert wird, erlaubt es uns deshalb, eine solche Beobachterhaltung der zweiten Ordnung einzunehmen. Theoretisch ausformuliert wurde dies durch die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung, insbesondere durch das Konzept der boundary work.

Dieser Versuch gelang, da es Konvergenzen der beiden Ansätze gibt: Beide thematisieren Grenzen über hermeneutische Sinnkonstruktionen. Dennoch ist der Zugang jeweils ein anderer. Boundary work fragt danach, wie Grenzen auf Basis von Sprache und Ideologien konstruiert werden, und nimmt damit den Akteur und Institutionen und nicht ein System zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Damit relativiert sie jedoch auch jegliche Aussagen über die Spezifik eines Gegenstandes oder eines Systems, denn letztlich ist alles eine Frage der rhetorischen Form und der Ideologie.

Das Anliegen dieser Arbeit war, ein Programm der Wissenschaftssoziologie der Soziologie zu entwickeln, ohne in Selbstreferenz oder Relativismus zu verfallen. Der Anspruch ist dabei, dass die These der Doppelstruktur bzw. doppelten Konstitution der Soziologie theoretisch haltbar sein soll und nicht als reine Form der boundary work abgetan werden kann. Wenn man die Perspektive der rhetorischen Grenzarbeit erweitert, ist es dennoch möglich, die systemische Geschlossenheit durch eine Perspektive der Offenheit der Grenzkonstruktionen zu ergänzen.

Denn wie wir wissen, zählt für die Systemtheorie nicht, wer die Selbstbeschreibungen im System anfertigt, weil diese in Form eines generalisierten Kommunikationsmediums, als Publikation, vorliegen. Zudem sind wir aus Sicht der Systemtheorie darauf beschränkt, dass das System Wissenschaft lediglich auf den Codes wahr/unwahr basiert. Obwohl Schimank (2011) den Anspruch hat, den Akteur in die Systemtheorie einzubinden, verbleibt auch er – zwangsläufig – in der epistemologischen Perspektive derselben und qualifiziert den Forschenden als Akteur, der der teilsystemimmannten Logik folgt und deshalb rein auf die Produktion von Wahrheit aus ist. Andere Motivlagen für Forschung werden von außen, in Form gewisser Leistungen, aufkotriert. So hätten wir zwar den Akteur in die Systemtheorie geschmuggelt, doch auch diese Perspektive wäre nicht aus den bekannten Denkschemata ausgebrochen.

Das Konzept der boundary work anzuwenden, verschaffte uns den Vorteil, die These der Doppelstruktur der Soziologie zunächst als Ausgangspunkt zu nehmen und als konkretes Handlungsproblem für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufzufassen, das letztlich wiederum Rückschlüsse auf die Disziplin selbst zulässt. Ansonsten wären wir auf einer Ebene der systemischen Selbstbeschreibungen verblieben, die, wie wir in Kapitel 2.1 gesehen haben, das Grenzproblem der Soziologie begrifflich dichotomisiert und theoretisch objektiviert, also die Sache von der Person trennt. Genau diese Objektivierung galt es zu vermeiden. Denn im Gegensatz zu bestehenden Ansätzen ist der Anspruch bei einer Entwicklung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, ihre Doppelstruktur als konkretes Handlungsproblem für Wissenschaftler(innen) aufzufassen.

Erinnern wir uns: Semantiken wie auch Rhetoriken sind zunächst auf der Ebene konvergent, dass sie beide als sinnerzeugende Hermeneutiken im Sinn diverser Selbstbeschreibungen gehandhabt wurden. Semantiken sind laut Systemtheorie sinnerzeugend, sie sind selbstreferenziell, Komplexitätsreduzierend und systememergent. Als Selbstbeschreibungen erzeugen sie eine Differenz zwischen System und Umwelt. In der Analyse konnten wir durchaus Semantiken erkennen, die Reflexionskonflikten ausgesetzt waren. Zudem ließ sich beobachten,

dass Selbstbeschreibungen theorieaffin und selbstaffirmativ angelegt waren. Obwohl die Selbstbeschreibungen nicht in Schriftform vorlagen, hat sich die Aussage von Kieserling bestätigt, dass die Soziologie, indem sie sich in Hinblick auf ihren Forschungsgegenstand auf bestimmte Weise verhält, auch immer Grenzen zu ihm zieht und ihr Verhältnis zu ihm definiert.

Dennoch zeigen sich hier auch die Grenzen einer solch systemtheoretischen Perspektive und die Vorteile einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, die versucht, der beschriebenen Selbstreferenz aus dem Weg zu gehen. Soziologische Selbstbeschreibungen sind, ganz im Sinne von Reflexionstheorien, nicht immer auf die Produktion von Wahrheit ausgerichtet, sondern auf die Produktion von Autorität und Identität. Aus der empirischen Perspektive konnten wir sehen, dass unterschiedliche Ebenen der Selbstbeschreibung das Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand und auch zur Disziplin geprägt haben. Hier stellte sich heraus, dass es sich eben nicht nur um Selbstbeschreibungen auf disziplinärer Ebene handelt. Vielmehr sind Selbstbeschreibungen, die auf individueller Ebene anfertigt werden, ebenso relevant, weil sie zwar einerseits Sinnkonstruktionen verdeutlichen, die Forschende in Bezug auf ihre Arbeit vornehmen, die sie jedoch andererseits nicht als Konsens in der Disziplin begreifen. Semantische Konstruktionen wie die vom „Mythenjäger“ zeigen, wie stark individuelle Motivlagen und Ziele für die Arbeit als Soziologe bzw. Soziologin ausschlaggebend waren.

Zudem konnte herausgearbeitet werden, dass Selbstbeschreibungen auf individueller Ebene mit einer starken Unsicherheit verbunden waren, inwieweit sie auch auf die disziplinäre Ebene übertragen werden können. Die Differenzierung zwischen Selbstbeschreibungen auf disziplinärer und individueller Ebene erweist sich deshalb als folgenreich. Sie verdeutlicht, dass Soziolog(innen)en nicht nur das Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand definieren, sondern gleichzeitig auch das Verhältnis zu ihrer Disziplin. Wenn die Soziologie sich also selbst beschreibt, definiert sie nicht nur ihr Verhältnis nach *außen*, sie definiert es auch nach *innen*, weil die Forschenden gleichzeitig bestimmen, wie die Soziologie nach innen auszusehen hat und wo sich die Forschenden in diesem Innen selbst bewegen.

Im Gegensatz zur Annahme Luhmanns, dass Sinn den Selbstbeschreibungen vorausgeht, konnten wir nachweisen, dass wir es mit einer „nachgelagerten“ Semantik zu tun haben. Diese wird aber, entgegen der Annahme von Stäheli, nicht nur vom System selbst, sondern auch von den Akteuren im System produziert: Eine Semantik des „Werturteilsstreits“ hatte in den Interviews eine andere Bedeutung als die historische (in Kapitel 2.1 ausführlich erläutert). Zudem setzten auch die Interviewten eine Semantik des Werturteilsstreits unterschiedlich ein, und zwar zu rhetorischen Zwecken, indem sie ihre Ziele mit einer bedeuten-

den Debatte legitimierten. Deutlich wurde, dass diverse Semantiken nicht, wie von der Systemtheorie behauptet, nebeneinander stehen, sondern dass dieselben Semantiken unterschiedlich eingesetzt werden (im Sinne diverser Reflexionskonflikte von Reflexionseliten).

Es lässt sich resümieren, dass die Zusammenführung zweier theoretischer Perspektiven mehr sein kann als die Summe ihrer Teile. Denn hätten wir ausschließlich die epistemologischen Grundlagen der STS an den Gegenstand angelegt, so wären alle Ergebnisse lediglich rhetorische Verhandlungen einer Einzelfallstudie der Soziologie gewesen. Doch auch diese Erkenntnis würde sich als unbefriedigend erweisen. Denn die theoretische Flughöhe, die hier angestrebt wird, soll ermöglichen, Aussagen über die Soziologie als Disziplin zu treffen und nicht nur über die rhetorischen Arabesken einzelner Forschender. So hat sich zwar gezeigt, dass – wie die STS beschreiben – die Grenzen zwischen Soziologie und ihrem Gegenstand volatil und kontrovers sind. So waren Theoriebezüge in Hinblick auf die Legitimierung bestimmter Selbstbeschreibungen von besonderem rhetorischen Stellenwert. Dennoch wurde argumentiert, dass diese Formen der Legitimierung insbesondere darauf zurückzuführen sind, dass die Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand ontologisch verstrickt ist und jegliche Form der Selbstbeschreibung nicht nur als „ideological self description“ gelten kann, sondern fundamental mit dem Verhältnis der Soziologie zum Untersuchungsgegenstand zusammenhängt. Sie entwickelt deshalb nicht nur ein vocabulary of justification, sondern ein vocabulary of epistemic authority. Sie definiert nicht nur ihr Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand, sondern – durch ein vocabulary of identity making – auch ihr Verhältnis zur Community.

Ein theoretisches Programm einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie soll also den Anspruch haben, neben dem *Was* auch das *Wie* zu bestimmen und aus eigenen epistemologischen Grenzen auszubrechen. Die doppelte Konstitution der Soziologie beschreibt die Problematik, dass es immer einen blinden Fleck des Beobachtens gibt, dass die Bedingungen der Betrachtung der Soziologie selbst also in Hinblick auf eine doppelte Reflexivität der Soziologie theoretisch und methodologisch reflektiert werden müssen. Im Gegensatz zu anderen teilsoziologischen Zugängen zeichnet sich die Entwicklung eines Forschungsprogramms einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie deshalb dadurch aus, dass sie den Anspruch einer doppelten Reflexivität an die eigene Perspektive stellt.

6.2 FRAGMENTIERUNG ALS HERAUSFORDERUNG: EIN METHODOLOGISCHES RESÜMEE

So muss eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie einerseits der Tatsache gerecht werden, dass die Forschenden in den eigenen Untersuchungskontext eingebunden sind.¹ Das macht sich – im Falle einer qualitativen Untersuchung – nicht nur durch besondere Anforderungen an die methodologische Umsetzung und die Erhebungsform bemerkbar, bspw. an die Interviewführung. Es stellt sich zudem die Frage, welche Methode die Perspektive auf das *Wie* eröffnen kann, um dem Anspruch der Offenheit der Analyse im Sinne eines sozialkonstruktivistischen Paradigmas der Grenzkonstruktionen gerecht zu werden. Die Auswahl fiel auf die dokumentarische Methode, die nach dem *Was* und dem *Wie* innerhalb hermeneutischer Verfahren fragt, ohne, wie die objektive Hermeneutik, von objektiven Sinnstrukturen auszugehen.

Die Frage, die sich aus methodologischer Sicht stellte, war, wie auf Basis diverser disziplinärer Charakteristika ein Sample für eine qualitative Untersuchung der Soziologie ausgewählt werden kann. Die Entwicklung eines solchen Samples stellt gleichzeitig den Beitrag einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie dar. Die Kriterien wurden sowohl aus der Theorie abgeleitet als auch auf Basis empirischer Studien, wie dem Forschungsrating des Wissenschaftsrats. Hier galt es, Konvergenzen in der Disziplin zu finden, die für eine Robustheit der Auswahl der Untersuchungskriterien sprechen. Die Herausforderung, die sich bei der Auswahl eines qualitativen Samples stellt, ist die der großen internen Fragmentierung der Soziologie. Diese wurde bereits an anderer Stelle der Arbeit thematisiert. Sie ist auch damit verbunden, dass ein kognitiver Kern der Soziologie fehlt, was Wagner (1990) als mangelnde wissenschaftliche Konsolidierung bezeichnete. Zudem konstatieren Autoren wie Cole (1994) oder Stinchcombe (1994), dass die Soziologie aufgrund fluider Grenzen zu ihrem Untersuchungsgegenstand niemals einen solchen kognitiven Kern ausbilden wird. Die Antwort auf eine solche Herausforderung wurde deshalb erneut in der Zusammenführung zweier Zugänge, diesmal methodologischer Art, gesucht.

Hier wurde auf die Grounded Theory rekurriert, die mit ihrem Anspruch des „theoretischen Samplings“ und der Offenheit der Herangehensweise kompatibel

1 Wir erinnern uns an Breuer: „1. Die Standpunktgebundenheit des Wissens; 2. Die Kabinenhaftigkeit der Erkenntnis; 3. Die ‚Sinnesgebundenheit‘, ‚Konzept-/Schema-/Sprachgebundenheit‘ und ‚Instrumentengebundenheit‘ sowie 4. Die Interaktivität zwischen Erkenntnissubjekt und -Objekt bzw. das der Interventionshaftigkeit des epistemologischen Subjekt-Objekt-Kontaktes“. (Breuer, 2003, Sp. 4 ff.)

mit der dokumentarischen Methode ist. Auf Basis einer ausführlichen Analyse ist es deshalb gelungen, ein Gerüst für eine empirische Analyse der Soziologie zu entwickeln, die sich als methodologischer Beitrag zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie versteht. Da sich die Soziologie weder durch einen organisationalen noch aus einem thematischen Kontext heraus als stabil erweist, wurden Strukturierungsmomente gesucht, die für eine maximale und minimale Kontrastierung der Fälle geeignet erscheinen. Drei Strukturierungsmomente wurde für die Fallauswahl identifiziert: strukturelle Ähnlichkeit des Vergleichsfalls (z.B. der Disziplin), kognitive Affinität der jeweils zu untersuchenden Einheiten (Schulen bzw. Denktraditionen) und eine historische Regelmäßigkeit dessen, was untersucht werden soll, das bedeutet, dass sich die zu untersuchenden Debatten über einen historischen Zeitraum als stabil erweisen sollten (Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand). Innerhalb dieser Strukturierungsmomente wurden wiederum in sich kontrastierende Denk- und Methodentraditionen ausgewählt, um die Fälle miteinander zu vergleichen. Dieses Modell ist auch auf andere qualitative Untersuchungen der Soziologie übertragbar.

Die Auswertung der Interviews hat gezeigt, dass sich die diversen Formen, wie die Interviewten epistemische Autorität und eine Situierung innerhalb der Community erzeugen, nicht eindeutig einer bestimmten Methoden- bzw. Theorietradition zuordnen lassen. Zudem wurde es bewusst vermieden, Kategorien im Sinne einer Burawoy'schen Systematik aufzustellen. Denn wären diese in Hinblick auf „instrumentelles Wissen“ vs. „kritisches Wissen“ entstanden, so wäre das Zirkularitätsproblem in Hinblick auf die Empirie zur Falle geworden: Instrumentelles Wissen würde sich dann an einen quantitativen Forschungsstil anlehnen, der leicht mit einem positivistischen Paradigma in Verbindung gebracht werden kann, während kritisches Wissen einer Ausrichtung an der kritischen Theorie nahestehen würde. Dagegen wurde die Auswertung bewusst quer zu diesen Kategorien durchgeführt. Der Anspruch an jegliche Soziologie und umso mehr auch an eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie ist deshalb, das theoretische Sampling und die Auswertung möglichst gegen den Strich zu bürsten, um altbekannte Kategorisierungen zu vermeiden und nicht, wie bereits in der Einleitung konstatiert, das bereits Bekannte in eine neue Ordnung zu bringen.

6.3 VOM PROBLEMBÄREN ZUR WAHLVERWANDTSCHAFT: FÜR EINE REFORMULIERUNG EINES SOZIOLOGISCHEN PARADIGMAS

Wenn es nun an die Reflexion der empirischen Ergebnisse geht, soll zunächst ein Kritikpunkt vorweggenommen werden: Denn obwohl der Anspruch besteht, nicht, wie Burawoy, das Altbekannte in eine neue Ordnung zu bringen, könnte man der Untersuchung aufgrund der hier präsentierten Ergebnisse vorwerfen, dass sie prinzipiell auf empirischer Ebene nichts fundamental Neues zum Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand darlegt. Dieser Kritik mag man zum Teil recht geben. Man könnte sie auch im positiven Sinne dahin gewendet sehen, dass die hier vorliegenden Ergebnisse von bestehenden Erkenntnissen abgesichert sind. Dem Kritikpunkt steht entgegen, dass in den vorausgegangenen Punkten 6.1 und 6.2 bereits zahlreiche Aspekte vorgestellt wurden, die sich als Beitrag zu einer theoretischen und methodologischen Fundierung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie verstehen und die damit auch eine neue Perspektive auf das Grenzproblem eröffnen.

Einer der theoretischen Beiträge, die sich aus den Befunden eines Autoritätsdefizits und eines Identitätsdefizits ergeben, ist, wie bereits konstatiert, die Differenzierung in disziplinäre und individuelle Selbstbeschreibungen. Zudem ist es die Erkenntnis, dass die Soziologie nicht nur Grenzen nach außen zieht, also zu ihrem Untersuchungsgegenstand, sondern auch nach innen, also zu ihrer Community. Daraus ergibt sich, wie in 5.3 beschrieben, ein folgenreiches Problem für die Soziologie, das als Innovationsdilemma markiert wurde. Denn in dem Maße, in dem die Soziologie letztlich mit sich selbst und ihrer eigenen Rückversicherung beschäftigt ist, ist sie damit befasst, die Disziplin zu bewahren bzw. einen kognitiven Kern zu stabilisieren, also ihre Tradition zu finden und zu wahren. Die damit verbundene These ist, dass dies insbesondere deshalb geschieht, da sie selbst in ihrem Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand einen „Problembären“ sieht, der sie einerseits dazu anhält, auf unterschiedliche Weise epistemische Autorität nach außen zu produzieren und andererseits ihre eigene Identität nach innen zu sichern. Im Zusammenhang mit den diversen Identitätstypen, die in 5.2 dargestellt wurden, zeigte sich jedoch, dass sich die Innovatoren der Disziplin eher an ihren Rändern befinden sowie selber nur über begrenztes Interesse verfügen, den Kern der Disziplin mitzubestimmen.

Zunächst soll es nun darum gehen, Ursachen für die aufgezeigten Ergebnisse zu finden. In einem zweiten Schritt wird ein Perspektivwechsel vorgenommen. Dieser versteht sich als Angebot, ein soziologisches Paradigma der Wahlver-

wandschaft zu formulieren, um den hier vorgefundenen Konflikten eine konstruktive Wendung zu geben.

Zunächst sind die Ursachen in Aspekten zu finden, die bereits angesprochen wurden: Die Soziologie hat sich in ihren Anfängen weder kognitiv konsolidiert noch verfügt sie über einen festen kognitiven Kern. Zudem war sie seit ihren Anfängen der Herausforderung ausgesetzt, sich in ihrer Einzigartigkeit und Wissenschaftlichkeit anderen Disziplinen gegenüber abzugrenzen. Doch letztlich beruht ihr Wissen auf dem (Alltags-)Wissen ihres Untersuchungsgegenstandes. Sie muss also auch ihr Wissen von anderen Wissensformen abgrenzen. In den letzten Jahren und Jahrzehnten haben jedoch die Angebote zur Deutung des Sozialen eher zu- als abgenommen, man denke an private Think Tanks, an die Ausweitung des journalistischen Angebots, die Entstehung einer Reihe interdisziplinärer, sozialwissenschaftlich orientierter Studiengänge, die mit einer Ausweitung des Bildungsangebotes einhergeht, und nicht zuletzt an die oft konstatierte „Ver-sozialwissenschaftlichung“ der Gesellschaft. Die Soziologie scheint in diesen Zeiten zunehmend unter Beweis stellen zu müssen, dass die Produktion ihrer Art von Wissen einzigartig ist, um ihre epistemische Autorität zu behaupten. Aus den Interviews ging hervor, dass die Soziologie selbst deshalb nur im Wissensmodus vorkommt: Das, was sie produziert, ist distinguiertes Wissen über die Gesellschaft. Sie besitzt die Autorität über diese Form der Beschreibung und sie fertigt keine Anleitungen zum Handeln im Sinne spezifischer Produkte an.

Wieso jedoch, könnte man nun fragen, sieht die Soziologie denn in ihrem Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand überhaupt ein derartiges Problem bzw. Defizit? Eine Antwort darauf ist, dass sie sich in Hinblick auf ihre Orientierung als Wissenschaft überwiegend an der Externalisierung ihres Gegenstandes orientiert. Das bedeutet, dass, auch wenn die Soziologie ihren Gegenstand in ihre Selbstbeschreibung einbezieht (Prinzip der Inklusion), er doch in der einen oder anderen Weise als Problembär spezifiziert wird, mit dem sie umzugehen hat.

Konzeptualisiert man jedoch das Verhältnis dementsprechend, dann steht man zwangsläufig vor dem Problem der Doppelstruktur der Soziologie als Grenzproblem der Soziologie. Oder, wie Luhmann es beschreibt: „Die Soziologie kann nur als Wissenschaft vorkommen. Sie hat keine andere Arbeitsgrundlage.“ (Luhmann, 1993, S. 252) Sie hat es jedoch nicht in der gleichen Weise wie die Naturwissenschaften geschafft, sich als sogenannte Wissenschaft zu beweisen. Sie hat weder explizite Nachweise über ihre Nützlichkeit gebracht noch institutionelle Pufferzonen in Hinblick auf ihre Relevanz eingerichtet, die die sogenannte „Grundlagenforschung“ in Hinblick auf ihre Glaubwürdigkeit rechtferdigen könnten. Der Versuch der Verwendungsforschung in den 1970er-Jahren, solche Nachweise zu produzieren, ist nicht glücklich, im Gegenteil: Sie hat viel-

mehr eine Semantik produziert, die auf die explizite Demarkation zwischen „wissenschaftlich“ und „public“ abzielt. Damit markiert sie nicht nur ihr relevantes Wissen innerhalb der Gesellschaft. Sie hebt damit zugleich hervor, dass es auch eine dezidiert wissenschaftliche Seite der Soziologie gibt, die eben nicht öffentlich ist. Interessanterweise unterscheidet sie sich in diesem von ihr produzierten Diskurs stark von den Naturwissenschaften. Denn diese haben es weder nötig, eine Ideologie der puren Wissenschaft zu reproduzieren, da sie ja maßgeblich an der Entwicklung einer solchen Ideologie beteiligt waren, noch besteht bei den Naturwissenschaften die Notwendigkeit, ihren grundlegenden Nutzen bspw. im Sinne einer „public chemistry“ semantisch hervorzuheben. Hier zeigt sich letztlich wiederum das Autoritäts- wie auch Identitätsdefizit der Soziologie.

Deshalb wäre es nur im Sinne der Soziologie selbst, ihre Doppelstruktur nicht als Schwäche, sondern als Stärke zu sehen. Wie wird bereits gehört haben, geht ein Teil der Literatur von einer Co-Produktion oder Co-Konstitution von Sozialwissenschaften und Gesellschaft bzw. Staat auf der Makroebene aus (Porter, 1995; Desroisères, 1994; Rueschemeyer et al., 1996; Scott, 1998; Nowotny, 1994; Wagner, 1990, siehe auch Kapitel 2.2.3). Reinhart (2016) setzt diese Co-Produktion in Zusammenhang mit dem Beitrag der Sozialwissenschaften zu einer „sozialen Innovation“ der Gesellschaft, weil sie durch ihre Beiträge eine Selbstthematisierung der Gesellschaft ermöglichen. Diese Perspektive wäre nun ebenfalls auf der Mikroebene anzuwenden, also auf der Ebene der Forschenden selbst. Denn wie die hier vorliegende Arbeit gezeigt hat, hat die Doppelstruktur der Soziologie nicht nur Auswirkungen auf theoretisch angelegte Selbstbeschreibungen auf der Systemebene, sie stellt auch ein konkretes Handlungsproblem für Soziologinnen und Soziologen dar und äußert sich überwiegend in deren Unsicherheit, wie sie sich ihrem Untersuchungsgegenstand gegenüber positionieren sollen und inwieweit ihr Wissen über Gesellschaft überhaupt über epistemische Autorität verfügt. Zudem führt die Doppelstruktur zu einem Innovationsdilemma der Soziologie. Epistemische Autorität zu produzieren, das bedeutet auch, dass eine Soziologie im Wissensmodus und nicht im Handlungsmodus zu einem konstitutiven Element der Selbstbeschreibung der Soziologie wird.

Solange sie sich an einem Modell von Wissenschaft orientiert, das auf die Markierung und Externalisierung bzw. Objektivierung ihres Untersuchungsgegenstandes angewiesen ist, wird die Soziologie immer ein Autoritäts- und ein Identitätsdefizit haben. Lepenies (1985) hat die Soziologie bereits als dritte Kultur zwischen Wissenschaften und Literatur beschrieben. Hier entwirft er letztlich ein Spannungsfeld zwischen einer szientistischen und einer literarischen Soziologie. Folgt man der Argumentation Osreckis (2011), so haben sich die Erzählformen der Soziologie in eine wissenschaftliche und eine der Medienintellektuellen

ausdifferenziert. Lepenies stellt wie Osrecki diese beiden Orientierungen einander gegenüber. Die Soziologie befindet sich also zwischen den Stühlen. Sie steht in Konkurrenz mit anderen Disziplinen, die ihr ihre Wissenschaft streitig machen, und konkurriert mit literarischen Gesellschaftsbeschreibungen. Knie (2005) konstatiert in diesem Zusammenhang, dass die Soziologie deshalb überwiegend mit ihrer institutionellen Sicherung beschäftigt ist.

Die hier vorgeschlagene Sichtweise ist eine andere. Sie lehnt sich in gewisser Weise an Boltanskis neopragmatischen Blickwinkel an, geht aber insofern darüber hinaus, als sie einen Paradigmenwechsel oder zumindest einen Perspektivwechsel der Soziologie in Bezug auf ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand einfordert: Statt als Problembären könnte sie dieses Verhältnis konstruktiver als Wahlverwandtschaft der Soziologie mit der Gesellschaft auch auf der Mikroebene auffassen. Der Begriff der Wahlverwandtschaft soll hier metaphorisch für das enge Verhältnis stehen, in dem Soziologie und Gesellschaft sich befinden und einander beeinflussen.¹⁰²

102 Ursprünglich in der Chemie gebräuchlich, bezeichnet der Ausdruck „Wahlverwandtschaft“ oder auch „elective affinities“ die Vorstellung davon, dass Stoffe, die miteinander reagieren, eine Art Verwandtschaft zueinander haben müssten. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts entstanden diverse Arbeiten zu den „elective affinities“ unterschiedlicher Elementgruppen. Tobern Bergmann veröffentlichte 1775 seine „Dissertation on elective attractions“, William Whewell die „History of scientific ideas“ 1858. Der Begriff wurde von den Geistes- und Sozialwissenschaften aufgegriffen und umformuliert. Prominentestes Beispiel dafür ist der Roman „Wahlverwandtschaften“ von Johann Wolfgang von Goethe (2005[1809]). Er appliziert den Begriff auf das Zusammenwirken menschlicher Beziehungen. Auch Max Weber prägte den Begriff der Wahlverwandtschaften insbesondere im Kontext seines Artikels zur protestantischen Ethik (Weber, 2002a). Seine Absicht war es – entgegen gängigen Vorstellungen zur Entwicklung des Kapitalismus, die sich überwiegend auf wirtschaftliche Faktoren beriefen –, eine Verbindung religiöser, sozialer und politischer Einflüsse herzustellen: „Dabei kann nun angesichts des ungeheuren Gewirrs gegenseitiger Beeinflussungen zwischen den materiellen Unterlagen, den sozialen und politischen Organisationsformen und dem geistigen Gehalte der reformatorischen Kulturreichen nur so verfahren werden, daß zunächst untersucht wird, ob und in welchen Punkten bestimmte ‚Wahlverwandtschaften‘ zwischen gewissen Formen des religiösen Glaubens und der Berufsethik erkennbar sind. Damit wird zugleich die Art und allgemeine R i c h t u n g, in welcher infolge solcher Wahlverwandtschaften die religiöse Bewegung auf die Entwicklung der materiellen Kultur einwirkte, nach Möglichkeit verdeutlicht.“ (Weber, 2002a, S. 196 f., Hervorhebung im Original)

Die Dichotomisierung in ein „Innen“ und „Außen“, die für die Naturwissenschaften probates Mittel ist, um ihre wissenschaftliche Ideologie zu etablieren, würde mit dieser Sicht aufgelöst werden. So wäre auch der Innovationsbegriff ein anderer: Die Soziologie wäre, in Anlehnung an die Aussagen von Reinhart (2016), gleichzeitig Senderin und Empfängerin gesellschaftlicher Deutungsangebote. Ihre Innovationsleistung bestünde deshalb nicht nur darin, Deutungsangebote für die gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen bereitzustellen (Reinhart, 2016). Vielmehr ist die Soziologie in Hinblick auf ihre Wahlverwandtschaft mit der Gesellschaft gleichzeitig Innovationsquelle und Innovationsrezeptor.

Aus dieser Sicht würde das Grenzproblem der Soziologie kein Handlungsproblem für Forschende darstellen, sondern diese zu prädestinierten Beschreibern des Sozialen erheben. So gesehen ist die ontologische Verstrickung der Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand kein Makel; die Soziologie könnte aus der Not eine Tugend machen. Sie besitzt einen exklusiven Zugang zu ihrem Untersuchungsgegenstand, da sie selbst auf dessen Wissen aufbaut. Sie verfügt über adäquate Theorien und Methoden, diesen Gegenstand zu beschreiben, dessen Teil sie selbst ist. Es ist genau das Einfordern und Etablieren eines eigenen soziologischen Paradigmas, mit dem sie einerseits auf die hier beschriebenen Defizite und Dilemmata reagieren kann. Auf der anderen Seite könnte sie damit zudem wissenschaftspolitischen Forderungen nach instrumentellen Nützlichkeitsnachweisen etwas entgegensetzen und gerade ihren Wert in Hinblick auf immer unübersichtlicher werdende Alternativangebote der Beschreibung des Sozialen demonstrieren. Dies erfordert mehr denn je einen reflexiven Umgang mit dem Untersuchungsgegenstand. Die Soziologie muss also in Hinblick auf ihren Untersuchungsgegenstand selbst reflexiv werden. Das Instrumentarium dazu stünde ihr zur Verfügung.

Literaturverzeichnis

- Abbott, A. D. (1999). *Department & discipline. Chicago sociology at one hundred*, Chicago, IL: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226222738.001.0001>
- Abbott, A. D. (2001). Chaos of disciplines, Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Adorno, T. W. (1969). Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages, Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Adorno, T. W.; Dahrendorf, R.; Pilot, H.; Albert, H.; Habermas, J. und Popper, K. R. (Hrsg.) (1975). Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, 4. Auflage, Darmstadt [u.a.]: Luchterhand.
- Albaek, E. (1995). Between knowledge and power: Utilization of social science in public policy making. *Policy Sciences* (28), S. 79–100. <https://doi.org/10.1007/BF01000821>
- Albrecht, G. (1982). Muß angewandte Soziologie konforme Soziologie sein? In Beck, U. (Hrsg.), *Soziologie und Praxis*, S. 161–204, Göttingen: Schwartz.
- Aleemann, A. von (2002). Soziologen als Berater. Eine empirische Untersuchung zur Professionalisierung der Soziologie, Opladen: Leske + Budrich. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97549-2>
- Aleemann, A. von (2004). Soziologische Beratung – ein Überblick. In Blättel-Mink, B.; Katz, I. und Aleemann, A. von (Hrsg.), *Soziologie als Beruf? Soziologische Beratung zwischen Wissenschaft und Praxis*, S. 35–52, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80512-6_4
- Bacon, F. (2009[1620;1858]). Neues Organon. Teilband 1. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Wolfgang Krohn. Lateinisch-deutsch, Hamburg: Meiner.
- Badura, B. (1980). Gegenexpertise als wissenschaftssoziologisches und wissenschaftspolitisches Problem. *Soziale Welt* (31), S. 459–473.

- Badura, B. (1982). Soziologie und Sozialpolitik. Alte Themen, neue Aufgaben. In Beck, U. (Hrsg.), Soziologie und Praxis, S. 93–108, Göttingen: Schwartz.
- Barnes, B. (1977). Interests and the growth of knowledge, Routledge direct editions, London, Boston: Routledge.
- Barnes, B. und Bloor, D. (1982). Relativism, Rationalism and the Sociology of Knowledge. In Hollis, M. und Lukes, S. (Hrsg.), Rationality and relativism, S. 21–47, Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Bastow, S.; Dunleavy, P.; Tinkler, J. und Bisiaux, R. (2014). The impact of the social sciences. How academics and their research make a difference, Los Angeles: Sage. <https://doi.org/10.4135/9781473921511>
- Becher, T. (1989). Academic tribes and territories, Philadelphia, PA: Open University Press.
- Becher, T. und Trowler, P. (2001). Academic tribes and territories. Intellectual enquiry and the culture of disciplines, 2. Auflage, Philadelphia, PA: Open University Press.
- Beck, U. (1974). Objektivität und Normativität. Die Theorie-Praxis-Debatte in der modernen deutschen und amerikanischen Soziologie, Reinbek: Rowohlt. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-95701-6>
- Beck, U. (1982a). Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis. In Beck, U. (Hrsg.), Soziologie und Praxis, S. 1–26, Göttingen: Schwartz.
- Beck, U. (1982b). Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven. Soziale Welt; Sonderband 1, Göttingen: Schwartz.
- Beck, U. (2005). How not to become a museum piece. The British Journal of Sociology (56), Nr. 3, S. 335–343. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2005.00063.x>
- Beck, U. (2015). Die Vertreibung aus dem Elfenbeinturm. Soziale Welt (66), Nr. 1, S. 13–36. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2015-1-13>
- Beck, U. und Bonß, W. (1984). Soziologie und Modernisierung. Zur Ortsbestimmung der Verwendungsfororschung. Soziale Welt (35), Nr. 4, S. 381–406.
- Beck, U. und Bonß, W. (1989a). Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaften und Praxis. In Beck, U. und Bonß, W. (Hrsg.), Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? S. 7–47, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. und Bonß, W. (Hrsg.) (1989b). Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Beck, U. und Kieserling, A. (Hrsg.) (2000). Ortsbestimmungen der Soziologie. Wie die kommende Generation Gesellschaftswissenschaften betreiben will, Baden-Baden: Nomos.
- Beetz, M. (2014). Gesellschaftstheorie zwischen Autologie und Ontologie, Sozialtheorie, Bielefeld: transcript.
- Benneworth, P. und Jongbloed, B. W. (2010). Who matters to universities? A stakeholder perspective on humanities, arts and social sciences valorisation. Higher Education (59), Nr. 5, S. 567–588. <https://doi.org/10.1007/s10734-009-9265-2>
- Berger, P. L. und Luckmann, T. (1991[1966]). The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge, Harmondsworth: Penguin.
- Berger, S. (Hrsg.) (1980). The Utilization of the Social Sciences in Policy Making in the United States. Case Studies, Paris: OECD.
- Bescherer, P. und Wetzel, D. (2016). Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie. Soziologie (45), Nr. 3, S. 255–266.
- Blättel-Mink, B. und Katz, I. (2004a). Soziologie als Beruf? Eine Einleitung. In Blättel-Mink, B.; Katz, I. und Alemann, A. von (Hrsg.), Soziologie als Beruf? Soziologische Beratung zwischen Wissenschaft und Praxis, S. 17–32, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blättel-Mink, B.; Katz, I. und Alemann, A. von (Hrsg.) (2004b). Soziologie als Beruf? Soziologische Beratung zwischen Wissenschaft und Praxis, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80512-6_3
- Bloor, D. (1991[1976]). Knowledge and social imagery, 2. Auflage, Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Boehme, G.; van den Daele, W. und Krohn, W. (1973). Die Finalisierung der Wissenschaft. Zeitschrift für Soziologie (2), Nr. 2, S. 128–144. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1973-0202>
- Bogner, A. und Menz, W. (Hrsg.) (2005a). Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung, 2. Auflage, Opladen: Leske + Budrich.
- Bogner, A. und Menz, W. (2005b). Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktionen. In Bogner, A. und Menz, W. (Hrsg.), Das Experteninterview, S. 33–70, Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-322-93270-9_2
- Bohnsack, R. (1992). Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern. Verstehen – Interpretieren – Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse. In Meuser, M. und Sackmann, R. (Hrsg.), Analyse sozialer Deutungsmuster, S. 139–160, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

- Bohnsack, R. (1993). Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, 2. überarbeitete Auflage, Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, R. (1997a). Dokumentarische Methode. In Hitzler, R. und Honer, A. (Hrsg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, S. 191–212, Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11431-4_8
- Bohnsack, R. (1997b). „Orientierungsmuster“: Ein Grundbegriff qualitativer Sozialforschung. In Schmidt, F. (Hrsg.), Methodische Probleme der empirischen Erziehungswissenschaft, S. 49–61, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Bohnsack, R. (2003). Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (6), Nr. 4, S. 550–570. <https://doi.org/10.1007/s11618-003-0057-7>
- Bohnsack, R. (2013). Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In Bohnsack, R.; Nentwig-Geseman, I. und Nohl, A.-M. (Hrsg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis, S. 241–270, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_11
- Bohnsack, R.; Nentwig-Geseman, I. und Nohl, A.-M. (Hrsg.) (2013a). Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 3., aktualisierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8>
- Bohnsack, R.; Nentwig-Geseman, I. und Nohl, A.-M. (2013b). Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In Bohnsack, R.; Nentwig-Geseman, I. und Nohl, A.-M. (Hrsg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis, S. 9–32, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19895-8_1
- Boltanski, L. (2010). Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008, Berlin: Suhrkamp.
- Boltanski, L. (2014). Mysteries and conspiracies. Detective stories, spy novels and the making of modern societies, French voices, English edition, Cambridge, UK, Malden, MA: Polity Press.
- Boltanski, L. und Thévenot, L. (1999). The Sociology of Critical Capacity. European Journal of Social Theory (2), Nr. 3, S. 359–377. <https://doi.org/10.1177/136843199002003010>
- Boltanski, L. und Thévenot, L. (2007). Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilstafraft, Hamburg: Verlag Hamburger Edition.
- Bonacker, T. und Funken, C. (Hrsg.) (2000). Soziologischer Eigensinn. Zur „Disziplinierung“ der Sozialwissenschaften, Opladen: Leske + Budrich.

- Bourdieu, P. (1984). *Homo academicus*, Paris: Editions de Minuit.
- Bourdieu, P. (1986). The Forms of Capital. In Richardson, J. G. (Hrsg.), *Handbook of theory and research for the sociology of education*, S. 241–258, New York: Greenwood Press.
- Bourdieu, P. (1998). Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes, Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. (2006). Die Praxis der reflexiven Anthropologie. In Bourdieu, P. und Wacquant, L. J. D. (Hrsg.), *Reflexive Anthropologie*, S. 251–294, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2015[1979]). Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Aus dem Französischen von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs, 4. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2015[1993]). Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, 9. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2016[1982]). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 25. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P.; Chamboredon, J.-C. und Passeron, J.-C. (1991). Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis, Berlin, New York: Walter de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110856477>
- Bourdieu, P. und Wacquant, L. J. D. (Hrsg.) (2006). *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breger, W. (Hrsg.) (2007). Was werden mit Soziologie. Berufe für Soziologinnen und Soziologen; das BDS-Berufshandbuch, Stuttgart: Lucius & Lucius. <https://doi.org/10.1515/9783110508062>
- Breuer, F. (2003). Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (4), Nr. 2, Art. 25. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0114-fqs0302258> (Zugriff am 24.04.2019).
- Brewer, J. D. (2013). *The public value of the social sciences. An interpretative essay*, London: Bloomsbury Academic.
- Brinckmann, A. (2006). *Wissenschaftliche Politikberatung in den 60er Jahren. Die Studiengruppe für Systemforschung, 1958 bis 1975*, Berlin: Edition Sigma. <https://doi.org/10.5771/9783845271095>
- British Academy (Hrsg.) (2008). *Punching our weight: the humanities and social sciences in public policy making*. A British Academy Report. September

- 2008: The British Academy. URL: <https://www.thebritishacademy.ac.uk/sites/default/files/Punching-our-weight-Wilson.pdf> (Zugriff am 24.04.2019).
- Bröckling, U. (2013). Der Kopf der Leidenschaft. Soziologie und Kritik. Leviathan (41), Nr. 2, S. 309–323. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2013-2-309>
- Bruder, W. (1980). Sozialwissenschaften und Politikberatung. Zur Nutzung sozialwissenschaftlicher Informationen in der Ministerialorganisation, Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-88730-6>
- Brunsson, N. und Sahlin-Andersson, K. (2000). Constructing Organizations: The Example of Public Sector Reform. Organization Studies (21), Nr. 4, S. 721–746. <https://doi.org/10.1177/0170840600214003>
- Bundesminister für Forschung u. Technologie (Hrsg.) (1987). *Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens. Dokumentation 1987*, Bonn: Bundesminister für Forschung u. Technologie, Referat Öffentlichkeitsarbeit.
- Burawoy, M. (2005). For Public Sociology. 2004 Presidential Address. American Sociological Review (70), S. 4–28. <https://doi.org/10.1177/000312240507000102>
- Burawoy, M. (2009). The Public Sociology Wars. In Jeffries, V. (Hrsg.), Handbook of public sociology, S. 449–474, Lanham, Md.: Rowman & Littlefield Publishers.
- Burkart, G. (2003). Über den Sinn von Thematisierungstabus und die Unmöglichkeit einer soziologischen Analyse der Soziologie. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (4), Nr. 2, Art. 18. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0114-fqs0302181> (Zugriff am 24.04.2019).
- Bush, V. (1960). Science: The endless frontier. A report to the President on a Program for Postwar Scientific Research, Reprint, Washington: National Science Foundation.
- Calhoun, C. J. (2005). The promise of public sociology. The British Journal of Sociology (56), Nr. 3, S. 355–363. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2005.00065.x>
- Calhoun, C. J. (2007). Introduction. In Calhoun, C. J. (Hrsg.), Sociology in America, S. 1–38, Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Callon, M. (1986). Some elements of a sociology of translation: domestication of the scallops and the fishermen of St Brieuc Bay. In Law, J. (Hrsg.), Power, action, and belief, S. 196–233, London, Boston: Routledge. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1984.tb00113.x>
- Callon, M.; Lascoumes, P. und Barthe, Y. (2009). Acting in an uncertain world. An essay on technical democracy, Cambridge, Mass.: MIT Press.

- Calvert, J. (2006). What's special about basic research? *Science Technology & Human Values* (31), Nr. 2, S. 199–220. <https://doi.org/10.1177/0162243905283642>
- Camic, C. (2007). On Edge: Sociology during the Great Depression and the New Deal. In Calhoun, C. J. (Hrsg.), *Sociology in America*, S. 225–280, Chicago, IL: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/978022609062.003.0007>
- Camic, C.; Gross, N. und Lamont, M. (2011). The Study of Social Knowledge Making. In Lamont, M.; Camic, C. und Gross, N. (Hrsg.), *Social Knowledge in the Making*, S. 1–40, Chicago, IL: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226092102.001.0001>
- Carrier, M. und Roggenhofer, J. (Hrsg.) (2007). Wandel oder Niedergang. Die Rolle der Intellektuellen in der Mediengesellschaft, *Science Studies*, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839405840>
- Chubin, D. E. (1976). State of the Field The Conceptualization of Scientific Specialties. *The Sociological Quarterly* (17), Nr. 4, S. 448–476. <https://doi.org/10.1111/j.1533-8525.1976.tb01715.x>
- Clawson, D. (Hrsg.) (2007). *Public sociology. Fifteen eminent sociologists debate politics and the profession in the twenty-first century*, Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/california/9780520251373.001.0001>
- Clemens, W. (2001). Soziologie in der gesellschaftlichen Praxis. Zur Anwendung soziologischen Wissens und Qualifizierung von Sozialwissenschaftlern. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* (SuB) (24), Nr. 3, S. 213–234.
- Cole, S. (1994). Why Sociology Doesn't Make Progress like the Natural Sciences. *Sociological Forum* (9), Nr. 2, S. 133–154. <https://doi.org/10.1007/BF01476359>
- Corbin, J. M. und Strauss, A. L. (1990). Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. *Zeitschrift für Soziologie* (19), Nr. 6, S. 418–427. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1990-0602>
- Corbin, J. M. und Strauss, A. L. (2008). *Basics of qualitative research. Techniques and procedures for developing grounded theory*, 3. Auflage, Los Angeles, Calif.: Sage Publications. <https://doi.org/10.4135/9781452230153>
- Crane, D. (1972). *Invisible colleges. Diffusion of knowledge in scientific communities*, Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Damitz, R. M. (2013). Soziologie, öffentliche. *Soziologische Revue* (36), Nr. 3, S. 251–262. <https://doi.org/10.1524/srsr.2013.0044>
- Daston, L. (1995). The Moral Economy of Science. *Osiris* (10), S. 2–24. <https://doi.org/10.1086/368740>

- Daston, L. und Galison, P. (1992). The Image of Objectivity. *Representations*, Special Issue: Seeing Science (40), S. 81–128. <https://doi.org/10.2307/2928741>
- Daston, L. und Galison, P. (2007). Objectivity, New York, Cambridge, Mass.: Zone Books; MIT Press.
- Desrosières, A. (1994). How to Make Things Which Hold Together: Social Science, Statistics and the State. In Wagner, P.; Wittrock, B. und Whitley, R. (Hrsg.), *Discourses on society*, S. 195–218, Dordrecht [u.a.]: Kluwer. https://doi.org/10.1007/978-0-585-29174-1_8
- Dewey, J. (1960[1929]). The quest for certainty. A study of the relation of knowledge and action, 12. Auflage, New York: Putnam.
- Diaz-Bone, R. (2010). Die Performativität der Sozialforschung. *Sozialforschung als Sozio-Epistemologie*. Working Paper des Soziologischen Seminars 04/2010. URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-366272> (Zugriff am 24.02.2019).
- Dreitzel, H.-P. und Kamper, D. (1983). Wozu noch Soziologie? Zur Situation eines überstrapazierten Fachs, Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung. *Süddeutsche Zeitung* (24./25.09.1983)
- Dudenredaktion (2010). Das Bedeutungswörterbuch. Wortschatz und Wortbildung [CD-Rom], 4. Auflage, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Durkheim, É. (1977[1893]). Über die Teilung der sozialen Arbeit. Eingeleitet von Niklas Luhmann, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- DWDS (o.J.). Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Artikel „Soziologie“. URL: www.dwds.de/wb/Soziologie (Zugriff am 23.03.2019).
- Elias, N. (1983). Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I. Herausgegeben und übersetzt von Michael Schröter, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esser, H. (2002). Wo steht die Soziologie? *Soziologie*, Nr. 4, S. 20–32.
- Etzioni, A. (2005). Bookmarks for public sociologists. *The British Journal of Sociology* (56), Nr. 3, S. 373–378. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2005.00067.x>
- Etzkowitz, H. und Leydesdorff, L. (2000). The Dynamics of Innovation. From National Systems and „Mode 2“ to a Triple Helix of University-Industry-Government Relations. *Research Policy* (29), Nr. 2, S. 109–123. [https://doi.org/10.1016/S0048-7333\(99\)00055-4](https://doi.org/10.1016/S0048-7333(99)00055-4)
- Evans, M. S. (2008). Defining the public, defining sociology: hybrid science – public relations and boundary-work in early American sociology. *Public Understanding of Science* (18), Nr. 1, S. 5–22. <https://doi.org/10.1177/0963662506071283>

- Ezrahi, Y. (1990). *The descent of Icarus. Science and the transformation of contemporary democracy*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Fleck, C. (2007). *Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1980[1935]). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Friedrichs, J.; Lepsius, M. R. und Mayer, K. U. (Hrsg.) (1998). *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie: Sonderhefte (Band 38), Opladen [u.a.]: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-83327-3>
- Froese, A. und Mevissen, N. (2016). Fragmentierter Wissenstransfer der Sozialwissenschaften. Zur Relevanz disziplinenspezifischer Kontextfaktoren. In Froese, A.; Simon, D. und Böttcher, J. (Hrsg.), *Sozialwissenschaften und Gesellschaft*, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839434024>
- Fuchs-Heinritz, W.; Klimke, D.; Lautmann, R.; Rammstedt, O.; Stäheli, U.; Weischer, C. und Wienold, H. (Hrsg.) (2011). *Lexikon zur Soziologie*, 5., überarb. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92060-3>
- Fuller, S. (1991). Disciplinary Boundaries and the Rhetoric of the Social Sciences. *Poetics Today* (12), Nr. 2, S. 301–325. <https://doi.org/10.2307/1772855>
- Gal, S. und Irvine, J. T. (1995). Disciplinary Boundaries and Language Ideology: The Semiotics of Differentiation. *social research* (62), Nr. 4, S. 967–1001.
- Gallie, W. B. (1956). Essentially Contested Concepts. *Proceedings of the Aristotelian Society* (56), S. 167–198. <https://doi.org/10.1093/aristotelian/56.1.167>
- Gans, H. (1989). Sociology in America: The Discipline and the Public. *American Sociological Association*, 1988 Presidential Address. *American Sociological Review* (54), Nr. 1, S. 1–16. <https://doi.org/10.2307/2095658>
- Garfinkel, H. (2008[1967]). *Studies in ethnmethodology*, Cambridge: Polity Press.
- Gaziano, E. (1996). Ecological Metaphors as Scientific Boundary Work: Innovation and Authority in Interwar Sociology and Biology. *American Journal of Sociology* (101), Nr. 4, S. 874–907. <https://doi.org/10.1086/230783>
- Gibbons, M. (1994). The new production of knowledge. The dynamics of science and research in contemporary societies, London [u.a.]: Sage Publications.
- Giddens, A. (1976). New rules of sociological method. A positive critique of interpretative sociologies, London: Hutchinson.

- Giddens, A. (1979). Central problems in social theory. Action, structure and contradiction in social analysis, London: Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-1-349-16161-4>
- Giddens, A. (1984). The constitution of society. Outline of the theory of structuration, Cambridge: Polity Press.
- Giddens, A. und Dallmayr, F. (1982). Profiles and critiques in social theory, Berkeley, CA: University of California Press. <https://doi.org/10.1007/978-1-349-86056-2>
- Giddens, A.; Fleck, C. und Egger de Campo, Marianne (2009a). Soziologie, 3., überarb., aktualisierte Auflage, Graz, Wien: Nausner & Nausner.
- Giddens, A. und Sutton, P. W. (2009b). Sociology, 6th ed. [rev. & updated], Cambridge, UK, Malden, MA: Polity.
- Gieryn, T. F. (1983). Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science - Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. *American Sociological Review* (48), Nr. 6, S. 781–795. <https://doi.org/10.2307/2095325>
- Gieryn, T. F. (1995). Boundaries of science. In Jasanoff, S. (Hrsg.), *Handbook of science and technology studies*, S. 393–443, Thousand Oaks [u.a.]: Sage.
- Gieryn, T. F. (1999). Cultural Boundaries of Science, Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Glaser, B. G. (1992). Basics of grounded theory analysis. Emergence vs forcing, Mill Valley: Sociology Press.
- Glaser, B. G. (2005). The grounded theory perspective III. Theoretical coding, Mill Valley, Calif.: Sociology Press.
- Glaser, B. G. (2011). Vierzig Jahre nach „The Discovery“: Grounded Theory weltweit. Barney G. Glaser im Gespräch mit Massimiliano Tarozzi. In Mey, G. und Mruck, K. (Hrsg.), *Grounded theory reader*, S. 53–68, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_2
- Glaser, B. G. und Strauss, A. L. (1967). The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research, Chicago, IL: Aldine Pub. Co.
- Glaser, B. G. und Strauss, A. L. (2008). Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung, 2., korrigierte Auflage, Bern: H. Huber.
- Glatzer, W. (1995). Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) – die akademische soziologische Vereinigung seit 1909. In Schäfers, B. (Hrsg.), *Soziologie in Deutschland*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-95999-7_15
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1949). Der Versuch als Mittler von Objekt und Subjekt. (Entstehungsdatum: wohl April 1792). In von Goethe, Johann

- Wolfgang (Hrsg.), Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Herausgeber Ernst Beutler, S. 844–855, Zürich: Artemis Verlag.
- Goethe, Johann Wolfgang v. (2005[1809]). Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. Nachwort von Benedikt Jessing, Stuttgart: Reclam.
- Gouldner, A. W. (1968). The Sociologist as Partisan. Sociology and the Welfare State. *The American Sociologist* (3), Nr. 2, S. 103–116.
- Gouldner, A. W. (1970). The Coming Crisis of Western Sociology, New York: Basic Books. <https://doi.org/10.3817/0970006338>
- Gross, M.; Hoffmann-Riem, H. und Krohn, W. (2005). Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft, Science Studies, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839403044>
- Habermas, J. (1963). Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, Neuwied am Rhein: Luchterhand.
- Habermas, J. (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1982). Zur Logik der Sozialwissenschaften, 5. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1986). Technik und Wissenschaft als Ideologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. und Luhmann, N. (1971). Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Theorie-Diskussion, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hackett, E. J.; Amsterdamska, O.; Lynch, M. und Wajcman, J. (Hrsg.) (2008). The handbook of science and technology studies. Preface by Wiebe E. Bijker, 3. Auflage, Cambridge Mass.: The MIT Press.
- Hacking, I. (1999). The social construction of what? Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Hagstrom, W. O. (1970). Factors Related to the Use of Different Modes of Publishing Research in Four Scientific Fields. In Nelson, C. E. und Pollock, D. K. (Hrsg.), Communication Among Scientists and Engineers, S. 85–124, Lexington, Mass.: Lexington Books.
- Hall, P. A. und Taylor, R. C. R. (1996). Political Science and the Three New Institutionalisms. *Political Studies* (44), Nr. 5, S. 936–957. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9248.1996.tb00343.x>
- Haraway, D. J. (1989). Primate visions. Gender, race, and nature in the world of modern science, New York: Routledge.
- Haraway, D. J. (1991). Simians, cyborgs, and women. The reinvention of nature, New York: Routledge.

- Hasse, R. und Krücken, G. (2005). Neo-Institutionalismus, 2., vollst. überarb. Auflage, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839400289>
- HEFCE (2014). Higher Education Funding Council for England. Research Excellence Framework 2014: The results. URL: <https://www.ref.ac.uk/2014/pubs/201401/> (Zugriff am 24.04.2019).
- Heilbron, J. (2011). Practical Foundations of Theorizing in Sociology. In Lamont, M.; Camic, C. und Gross, N. (Hrsg.), Social Knowledge in the Making, 181-208, Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Hilgartner, S. (2000). Science on stage. Expert advice as public drama, Writing science, Stanford, Calif.: Stanford University Press.
- Hitzler, R. (1994). Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch – zur Einleitung. In Hitzler, R.; Honer, A. und Maeder, C. (Hrsg.), Expertenwissen, S. 13–30, Opladen: Westdeutscher Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-322-90633-5_1
- Hitzler, R. (2012). Wie viel Popularisierung verträgt die Soziologie? Soziologie (41), Nr. 4, S. 393–397.
- Howaldt, J. und Kopp, R. (Hrsg.) (2002). Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis, 2., unveränderte Auflage, Berlin: Edition Sigma.
- Hülsdünker, J. (1983). Praxisorientierte Sozialforschung und gewerkschaftliche Autonomie. Industrie- und betriebssoziologische Beiträge des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts des DGB zur Verwissenschaftlichung der Gewerkschaftspolitik von 1946–1956, Münster: Lit.
- Jansen-Schulze, M.-H. (1997). Soziologie und politische Praxis. Strategien zur Optimierung des Forschungs- und Umsetzungsprozesses, Bielefeld: Kleine.
- Jasanoff, S. (Hrsg.) (1995a). Handbook of science and technology studies, Thousand Oaks [u.a.]: Sage.
- Jasanoff, S. (1995b). Science at the bar. Law, science, and technology in America, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Jasanoff, S. (2004a). Ordering Knowledge, Ordering Society. In Jasanoff, S. (Hrsg.), States of Knowledge: The Co-production of Science and Social Order, S. 14–45, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203413845>
- Jasanoff, S. (Hrsg.) (2004b). States of Knowledge: The Co-production of Science and Social Order, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203413845>
- Jasanoff, S. (2004c). The Idiom of Co-production. In Jasanoff, S. (Hrsg.), States of Knowledge: The Co-production of Science and Social Order, S. 1–12, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203413845>

- Jasanoff, S. (2005). Designs on nature. Science and democracy in Europe and the United States, Princeton, N.J.: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400837311>
- Jasanoff, S. (Hrsg.) (2011). Reframing rights. Bioconstitutionalism in the genetic age, Basic bioethics, Cambridge, Mass: MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/9780262015950.001.0001>
- Jazbinsek, D.; Joerges, B. und Thies, R. (2001). The Berlin „Großstadt-Dokumente“. A forgotten precursor of the Chicago School of Sociology. WZB Discussion Paper FS II 01-502. URL: <https://www.econstor.eu/handle/10419/49621> (Zugriff am 24.04.2019).
- Jeffries, V. (Hrsg.) (2009). Handbook of public sociology, Lanham, Md.: Rowman & Littlefield Publishers.
- Kadushin, C. (1966). The Friends and Supporters of Psychotherapy: On Social Circles in Urban Life. *American Sociological Review* (31), Nr. 6, S. 786–802. <https://doi.org/10.2307/2091658>
- Kadushin, C. (1968). Power, Influence and Social Circles: A New Methodology for Studying Opinion Makers. *American Sociological Review* (33), Nr. 5, S. 685–699. <https://doi.org/10.2307/2092880>
- Kaesler, D. (1984). Soziologie zwischen Distanz und Praxis. Zur Wissenschaftssoziologie der frühen deutschen Soziologie 1909 bis 1934. Schwerpunkttheft Soziologie im Nationalsozialismus. *Soziale Welt* (35), Nr. 1/2, S. 5–47. https://doi.org/10.1007/978-3-322-96995-8_6
- Kaesler, D. (2014). Max Weber. Preusse, Denker, Muttersohn. Eine Biographie, München: C.H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406660764>
- Kaldewey, D. (2013). Wahrheit und Nützlichkeit. Selbstbeschreibungen der Wissenschaft zwischen Autonomie und gesellschaftlicher Relevanz, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425657>
- Kaldewey, D. (2016). Die Sehnsucht nach der Praxis: Beobachtungen zur Identitätsarbeit der Sozialwissenschaften. In Froese, A.; Simon, D. und Böttcher, J. (Hrsg.), *Sozialwissenschaften und Gesellschaft*, S. 129–157, Bielefeld: transcript.
- Kelle, U. (2011). „Emergence“ oder „Forcing“? Einige methodologische Überlegungen zu einem zentralen Problem der Grounded-Theory. In Mey, G. und Mruck, K. (Hrsg.), *Grounded theory reader*, S. 235–260, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_11
- Kelle, U. und Kluge, S. (2010). Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, 2., überarbeitete

- Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-92366-6>
- Keller, E. F. (1985). *Reflections on gender and science*, New Haven: Yale University Press.
- Keller, R. (2007). Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (8), Nr. 2, Art. 19. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0114-fqs0702198> (Zugriff am 24.04.2019).
- Kellermann, P. (1980). *Sozialwissenschaft zwischen Aufklärung und Kontrolle*, Klagenfurt: Kärtner.
- Kettler, D.; Meja, V. und Stehr, N. (1984). *Mannheim und der Konservatismus. Über die Ursprünge des Historismus*. In Mannheim, K., *Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens*. Herausgegeben von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr, S. 11–40, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kieserling, A. (2000). Die Selbstbeschreibung der Soziologie. In Beck, U. und Kieserling, A. (Hrsg.), *Ortsbestimmungen der Soziologie*, S. 63–80, Baden-Baden: Nomos.
- Kieserling, A. (2004). *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kitcher, P. (2001). *Science, truth, and democracy*, Oxford, New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/0195145836.001.0001>
- Klein, J. T. (1996). *Crossing boundaries. Knowledge, disciplinarieties, and interdisciplinarieties*, Knowledge, Charlottesville: University Press of Virginia.
- Klingemann, C. (1996). *Soziologie im Dritten Reich*, Baden-Baden: Nomos.
- Kneer, G. und Nassehi, A. (1993). *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme: Eine Einführung*, München: UTB.
- Knie, A. (2005). Die verkürzte Wertschöpfungskette des Wissens. Mutmaßungen über den Bedeutungsverlust der Soziologie. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* (SuB) (28), Nr. 2, S. 204–213.
- Knoblauch, H. (2010). *Wissenssoziologie*, 2. Auflage, Konstanz: UVK.
- Knoll, T.; Meyer, W. und Stockmann, R. (2000). *Soziologie im Abwärtstrend? Eine empirische Untersuchung zur Situation an den bundesdeutschen Hochschulen*. *Soziologie* (29), Nr. 4, S. 4–24.
- Knorr-Cetina, K. (1981). *The manufacture of knowledge. An essay on the constructivist and contextual nature of science*, Oxford: Pergamon Press.
- Knorr-Cetina, K. (1999). *Epistemic cultures. How the sciences make knowledge*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

- Knorr-Cetina, K. (2002). Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Mit einem Vorwort von Rom Harré. Erweiterte Neuauflage, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kohli, M. (1981). „Von uns selber schweigen wir“. Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In Lepenies, W. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie, S. 428–465, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- König, R. (Hrsg.) (1958). Soziologie, Frankfurt am Main: Fischer Bücherei.
- Korte, H. (2011). Einführung in die Geschichte der Soziologie, 9., durchges. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93233-0>
- Krohn, W. und Küppers, G. (1989). Die Selbstorganisation der Wissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-86545-8>
- Kromrey, H. (2007). Schlüsselqualifikationen von Soziologinnen und Soziologen. In Breger, W. (Hrsg.), Was werden mit Soziologie, S. 3–10, Stuttgart: Lucius & Lucius. <https://doi.org/10.1515/9783110508062-004>
- Kühl, S. (2003a). Das Theorie-Praxis-Problem in der Soziologie. Soziologie (32), Nr. 4, S. 7–19.
- Kühl, S. (2003b). Wie verwendet man Wissen, das sich gegen die Verwendung sträubt? Eine professionssoziologische Neubetrachtung der Theorie-Praxis Diskussion in der Soziologie. In Franz, H.-W.; Howaldt, J.; Jacobsen, H. und Kopp, R. (Hrsg.), Forschen – lernen – beraten, S. 71–92, Berlin: Edition Sigma.
- Kuhn, T. S. (2003[1962]). Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 30. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kurtz, T. (2007). Sociological Theory and Sociological Practice. Acta Sociologica (50), Nr. 3, S. 283–294. <https://doi.org/10.1177/0001699307080933>
- Lam, A. (2010). From ‚Ivory Tower Traditionalists‘ to ‚Entrepreneurial Scientists‘?: Academic Scientists in Fuzzy University–Industry Boundaries. Social Studies of Science (40), Nr. 2, S. 307–340. <https://doi.org/10.1177/0306312709349963>
- Lammers, C. J. (1974). Mono- and poly-paradigmatic developments in natural and social sciences. In Whitley, R. (Hrsg.), Social processes of scientific development, S. 123–147, London, Boston: Routledge.
- Lamont, M. (1994). Money, morals and manners. Culture of the French and the American upper-middle class, Morality and society series, Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Lamont, M.; Camic, C. und Gross, N. (Hrsg.) (2011). Social Knowledge in the Making, Chicago, IL: University of Chicago Press.

- Lamont, M. und Molnar, V. (2002). The study of boundaries in the social sciences. *Annual Review of Sociology* (28), S. 167–195. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.28.110601.141107>
- Latniak, E. und Wilkesmann, U. (2004). Anwendungsorientierte Sozialwissenschaft. Ansatzpunkte zur Abgrenzung von Organisationsberatung und akademischer Forschung. *Soziologie* (33), Nr. 4, S. 65–82. <https://doi.org/10.1007/s11617-005-0233-7>
- Latour, B. (1988). *The pasteurization of France*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Latour, B. (1993). *We have never been modern*, Cambridge, Mass: Harvard University Press.
- Latour, B. (1999). Give Me a Laboratory and I Will Raise the World. In Biagioli, M. (Hrsg.), *The science studies reader*, S. 258–275, New York: Routledge.
- Latour, B. (2005). Reassembling the social. An introduction to actor-network-theory, Clarendon lectures in management studies, Oxford, New York: Oxford University Press.
- Latour, B. und Woolgar, S. (1986). *Laboratory life. The construction of scientific facts*, Princeton, N.J.: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400820412>
- Lau, C. (1984). Soziologie im öffentlichen Diskurs. Voraussetzungen und Grenzen sozialwissenschaftlicher Rationalisierung gesellschaftlicher Praxis. *Soziale Welt* (35), Nr. 4, S. 407–428.
- Lau, C. und Beck, U. (1989). Definitionsmacht und Grenzen angewandter Sozialwissenschaft. Eine Untersuchung am Beispiel der Bildungs- u. Arbeitsmarktforschung, Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-88883-9>
- Lengfeld, H. (2008). Sociology goes public. Über Laienöffentlichkeit, Bürgeruniversität und eine Stiftungsprofessur für Soziologie. *Soziologie* (37), Nr. 4, S. 389–406.
- Lengwiler, M. (2005). Probleme anwendungsorientierter Forschung in den Sozialwissenschaften am Beispiel der Ausgründung ‚choice‘: WZB Discussion Paper SP III 2005-101
- Lepenies, W. (1981a). Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie. In Lepenies, W. (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie*, S. I–XXXV, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lepenies, W. (Hrsg.) (1981b). *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Lepenies, W. (1981c). Theoriegruppen, Schulen und Institutionalisierungsprozesse. In Lepenies, W. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie, S. 13–15, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lepenies, W. (1985). Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München [u.a.]: Hanser.
- Lepsius, M. R. (1981). Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945. Materialien zur Entwicklung, Emigration und Wirkungsgeschichte, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft (Band 23), Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-83583-3>
- Lepsius, M. R.; Hepp, A. und Löw, M. (2008). Blick zurück und nach vorne. M. Rainer Lepsius im Gespräch mit Adalbert Hepp und Martina Löw. In Hepp, A. und Löw, M. (Hrsg.), M. Rainer Lepsius, Frankfurt am Main: Campus.
- Lichtblau, K. (2010). Die Stellung der Soziologie innerhalb der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. *Soziologie* (39), Nr. 3, S. 279–285.
- Longino, H. E. (1990). Science as social knowledge. Values and objectivity in scientific inquiry, Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Luhmann, N. (1980). Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1981). Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-01340-2>
- Luhmann, N. (1987). Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* (16), Nr. 3, S. 161–174. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1987-0301>
- Luhmann, N. (1991a). Am Ende der kritischen Soziologie. *Zeitschrift für Soziologie* (20), Nr. 2, S. 147–152. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1991-0207>
- Luhmann, N. (1991b). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, 4. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1991c). Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie Sozialer Systeme, 6. Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1992). *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1993). „Was ist der Fall?“ und „Was steckt dahinter?“. Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie. *Zeitschrift für Soziologie* (22), Nr. 4, S. 245–260. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0401>
- Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüschen, G. (1995). 25 Jahre deutscher Nachkriegssoziologie – Institutionalisierung und Theorie. In Schäfers, B. (Hrsg.), *Soziologie in Deutschland*, S. 11–

- 34, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-95999-7_1
- MacKenzie, D. A. (1981). Statistics in Britain, 1865–1930. The social construction of scientific knowledge, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Mannheim, K. (1964). Das Problem der Generationen. In Mannheim, K. (Hrsg.), Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, S. 509–565, Berlin, Neuwied am Rhein: Luchterhand.
- Mannheim, K. (1980). Strukturen des Denkens. Herausgegeben von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, K. (1984). Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens. Herausgegeben von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, K. (2015[1929]). *Ideologie und Utopie*, 9. Auflage, Frankfurt am Main: Verlag Vittorio Klostermann.
- Mayntz, R. und Schimank, U. (1998). *Linking Theory and Practice. Introduction*. Research Policy (27), Nr. 8, S. 747–755. [https://doi.org/10.1016/S0048-7333\(98\)00087-0](https://doi.org/10.1016/S0048-7333(98)00087-0)
- Meier, F. (2009). Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisationen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91486-2>
- Meja, V. und Stehr, N. (1982). *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merton, R. K. (1973). The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations, Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Meuser, M. und Nagel, U. (1994). *Expertenwissen und Experteninterview*. In Hitzler, R.; Honer, A. und Maeder, C. (Hrsg.), *Expertenwissen*, S. 180–192, Opladen: Westdeutscher Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-322-90633-5_12
- Mevissen, N. (2016). *Ewig umstritten. Soziologie zwischen Engagement und Distanzierung*. In Froese, A.; Simon, D. und Böttcher, J. (Hrsg.), *Sozialwissenschaften und Gesellschaft*, S. 193–231, Bielefeld: transcript.
- Mevissen, N. und Simon, D. (2013). „Vielfältige“ Organisationen. Der Wissens- und Technologietransfer als Herausforderung für die außeruniversitäre Forschung. Soziale Welt (64), Nr. 4, S. 361–380. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2013-4-361>
- Mey, G. und Mruck, K. (Hrsg.) (2011). *Grounded theory reader*, 2., aktualisierte und erw. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4>

- Meyer, J. W. und Rowan, B. (1977). *Institutionalized Organizations – Formal Structure as Myth and Ceremony*. American Journal of Sociology (83), Nr. 2, S. 340–363. <https://doi.org/10.1086/226550>
- Mitroff, I. I. (1974). Norms and Counter-norms in a Select Group of the Apollo Moon Scientists: A Case Study of the Ambivalence of Scientists. American Sociological Review (39), Nr. 4, S. 579–595. <https://doi.org/10.2307/2094423>
- Moebius, S. (2004). Praxis der Soziologiegeschichte. Methodologien, Konzeptualisierung und Beispiele soziologiegeschichtlicher Forschung, Hamburg: Kovač.
- Moebius, S. (2006). Die Zauberlehrlinge. Soziologiegeschichte des Collège de Sociologie (1937–1939), Konstanz: UVK.
- Mulkay, M. (1980). *Sociology of Science in the West. Part One*. Current Sociology (28), Nr. 3, S. 1–116. <https://doi.org/10.1177/001139218002800301>
- Mulkay, M. J. (1976). *Norms and ideology in science*. Social Science Information (15), Nr. 4-5, S. 637–656. <https://doi.org/10.1177/053901847601500406>
- Mulkay, M. J. (1979). *Science and the sociology of knowledge*, Oxfordshire, England, New York: Routledge.
- Mullins, N. C. und Mullins, C. J. (1973). *Theories and theory groups in contemporary American sociology*, New York: Harper & Row.
- Musselin, C. (2007). *Are Universities Specific Organizations?* In Krücken, G.; Kosmützky, A. und Torka, M. (Hrsg.), *Towards a Multiversity*, S. 63–86, Bielefeld: transcript.
- Myrdal, G. (1971). *Objektivität in der Sozialforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Myrdal, G. und Streeten, P. (1965). *Das Wertproblem in der Sozialwissenschaft*, Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen.
- Natorp, P. (1921). Selbstdarstellung. In Schmidt, R. (Hrsg.), *Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, S. 151–176, Leipzig: Meiner.
- Neidhardt, F. (2006). Forschungsrating der deutschen Soziologie durch den Wissenschaftsrat. Soziologie (35), Nr. 3, S. 303–308. <https://doi.org/10.1007/s11617-006-0057-0>
- Nohl, A.-M. (2012). *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*, 4. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nowotny, H. (1975). *Zur gesellschaftlichen Irrelevanz der Sozialwissenschaften*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 18 Wis-

- senschaftssoziologie, S. 445–456. https://doi.org/10.1007/978-3-322-94332-3_21
- Nowotny, H. (1994). Knowledge for Certainty: Poverty, Welfare Institutions and the Institutionalization of Social Science. In Wagner, P.; Wittrock, B. und Whitley, R. (Hrsg.), *Discourses on society*, S. 23–45, Dordrecht [u.a.]: Kluwer. https://doi.org/10.1007/978-0-585-29174-1_2
- Nowotny, H. (2003). *Democratising expertise and socially robust knowledge*. Science and Public Policy (30), Nr. 3, S. 151–156. <https://doi.org/10.3152/147154303781780461>
- Nowotny, H. und Lambiri-Dimaki, J. (Hrsg.) (1985). *The Difficult Dialogue between Producers and Users of Social Science Research*, Wien: Europäisches Zentrum für Ausbildung und Forschung auf dem Gebiet der sozialen Wohlfahrt.
- Nowotny, H.; Scott, P. und Gibbons, M. (2001). *Re-thinking science. Knowledge and the public in an age of uncertainty*, Cambridge, UK: Polity Press.
- Nunner-Winkler, G.; Oevermann, U. und Rolff, H.-G. (1981). *Soziologie: Wissenschaft ohne Beruf*. betrifft erziehung, Nr. 4, S. 78–85.
- Oevermann, U. (2001a). *Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung*. Sozialer Sinn: Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Nr. 1, S. 35–82. <https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0103>
- Oevermann, U. (2001b). *Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern*. Sozialer Sinn: Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Nr. 1, S. 3–33. <https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0102>
- Oevermann, U.; Allert, T. und Konau, E. (1980). Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In Heinze, T.; Allert, T.; Klusemann, H.-W. und Soeffner, H.-G. (Hrsg.), *Interpretationen einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, S. 15–69, Bensheim: päd. extra buchverlag.
- Offe, C. (1982). Sozialwissenschaften zwischen Auftragsforschung und sozialer Bewegung. In Beck, U. (Hrsg.), *Soziologie und Praxis*, S. 107–113, Göttingen: Schwartz. https://doi.org/10.1007/978-3-322-84101-8_9
- Olmos-Peña, J.; Castro-Martínez, E. und D’Este, P. (2014). Knowledge transfer activities in social sciences and humanities: Explaining the interactions of research groups with non-academic agents. *Research Policy* (43), Nr. 4, S. 696–706. <https://doi.org/10.1016/j.respol.2013.12.004>
- Opp, K.-D. (2005). Der Beitrag der Sozialwissenschaften zur Lösung praktischer Probleme. *Soziologie* (34), Nr. 2, S. 131–152. <https://doi.org/10.1007/s11617-005-0163-4>

- Osrecki, F. (2011). Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839416563>
- Patterson, O. (2007). *About Public Sociology*. In Clawson, D. (Hrsg.), *Public sociology*, S. 176–194, Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/california/9780520251373.003.0013>
- Pfadenhauer, M. und Sander, T. (2010). *Professionssoziologie*. In Kneer, G. und Schroer, M. (Hrsg.), *Handbuch spezielle Soziologien*, S. 361–378, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92027-6_20
- Polanyi, M. (1985). *Implizites Wissen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Polanyi, M. (2000[1962]). The republic of science. Its political and economic theory (Reprinted from Minerva, vol 1, pg 54–73, 1962). Minerva (38), Nr. 1, S. 1–21. <https://doi.org/10.1007/BF01101453>
- Popper, K. R. (1935). Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft, Wien: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-7091-4177-9>
- Popper, K. R. (1975). *Die Logik der Sozialwissenschaften*. In Adorno, T. W.; Dahrendorf, R.; Pilot, H.; Albert, H.; Habermas, J. und Popper, K. R. (Hrsg.), *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, S. 125–143, Darmstadt [u.a.]: Luchterhand.
- Porter, T. M. (1995). Trust in numbers. In pursuit of objectivity in science and public life, Princeton, N.J.: Princeton University. <https://doi.org/10.1515/9781400821617>
- Posner, R. A. (2003). *Public intellectuals. A study of decline; with a new preface and epilogue*, 1st pbk. ed., Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Prewitt, K. (2005). *The Two Projects of the American Social Sciences*. social research (72), Nr. 1, S. 219–236.
- Prewitt, K.; Schwandt, T. A. und Straf, M. L. (2012). *Using science as evidence in public policy*, Washington, D.C.: National Academies Press.
- Rammstedt, O. (1988). *Wertfreiheit und die Konstitution der Soziologie in Deutschland*. Zeitschrift für Soziologie (17), Nr. 4, S. 264–271. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1988-0403>
- Reckwitz, A. (2002). Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In Rammert, W.; Knauthe, G.; Buchener, K. und Altenhöner, F. (Hrsg.), *Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Ethnologische, soziologische und historische Studien*, S. 21–38, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

- Reinecke, C. und Mergel, T. (Hrsg.) (2012). Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt, New York: Campus.
- Reinhart, M. (2012). Soziologie und Epistemologie des Peer Review, Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845239415>
- Reinhart, M. (2016). Rätsel und Paranoia als Methode – Vorschläge zu einer Innovationsforschung der Sozialwissenschaften. In Froese, A.; Simon, D. und Böttcher, J. (Hrsg.), Sozialwissenschaften und Gesellschaft, S. 159–191, Bielefeld: transcript.
- Ritser, J. (2009). *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rueschemeyer, D. und Skocpol, T. (Hrsg.) (1996). *States, social knowledge, and the origins of modern social policies*, Princeton, N.J., New York: Princeton University Press; Russell Sage Foundation.
- Sala, R. (2012). Die Karriere eines erfolgreichen Konstrukts: Die Genese der „Sozialwissenschaften“ in Deutschland und den USA. In Reinecke, C. und Mergel, T. (Hrsg.), Das Soziale ordnen, S. 253–280, Frankfurt, New York: Campus.
- Salfer, P. und Furmaniak, K. (1981). Das Programm „Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens“. Stand und Möglichkeiten der Evaluierung eines staatlichen Forschungsprogramms. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (14), Nr. 3, S. 237–245.
- Sauer, D. (2011). Von der „Humanisierung der Arbeit“ zur „Guten Arbeit“. Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) (15), S. 18–24.
- Schäfers, B. (Hrsg.) (1995). Soziologie in Deutschland. Entwicklung Institutionalisierung und Berufsfelder Theoretische Kontroversen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-95999-7>
- Scheffer, T. und Schmidt, R. (2009). Soziologie als modus operandi. Wie interdisziplinierungsfähig ist die Soziologie? Soziologie (38), Nr. 1, S. 291–306.
- Scheffer, T. und Schmidt, R. (2013). *Public Sociology*. Soziologie (42), Nr. 3, S. 255–270.
- Schelsky, H. (1952). Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend: Köln Bund-Verlag.
- Schelsky, H. (1959). *Ortsbestimmungen der deutschen Soziologie*, Düsseldorf: Diederichs.
- Schelsky, H. (1963). Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf: Diederichs.

- Schelsky, H. (1975). Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen, Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-96986-6>
- Schelsky, H. (1981). *Rückblicke eines „Anti-Soziologen“*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schimank, U. (2000). Gesellschaftliche Integrationsprobleme im Spiegel soziologischer Gegenwartsdiagnosen. Berliner Journal für Soziologie (10), Nr. 4, S. 449–469. <https://doi.org/10.1007/BF03204366>
- Schimank, U. (2005). Die akademische Profession und die Universitäten. „New Public Management“ und eine drohende Entprofessionalisierung. In Klatetzki, T. und Tacke, V. (Hrsg.), Organisation und Profession, S. 143–164, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80570-6_6
- Schimank, U. (2011). *Gesellschaftliche Differenzierungsdynamiken – ein Fünf-Fronten-Kampf*. In Schwinn, T.; Kroneberg, C. und Greve, J. (Hrsg.), *Soziale Differenzierung*, S. 261–284, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93143-2_12
- Schneider, W. L. (2009). Grundlagen der soziologischen Theorie. Band 2: Garfinkel – RC – Habermas – Luhmann, 3. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schnitzler, S. (2012). Soziologie im Nationalsozialismus zwischen Wissenschaft und Politik. Elisabeth Pfeil und das "Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik", Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19139-3>
- Schurz, G. und Carrier, M. (2013). Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilstreit, Berlin: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1983). *Biographieforschung und narratives Interview*. Neue Praxis (13), Nr. 3, S. 283–293.
- Schütze, F. (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Studienbrief der Universität Hagen, Teil 1, Hagen.
- Scott, J. C. (1998). Seeing like a state. How certain schemes to improve the human condition have failed, New Haven: Yale University Press.
- Shapin, S. (1975). Phrenological knowledge and the social structure of early nineteenth-century Edinburgh. Annals of science (32), Nr. 3, S. 219–243. <https://doi.org/10.1080/00033797500200261>
- Shapin, S.; Schaffer, S. und Hobbes, T. (2011). Leviathan and the air-pump. Hobbes, Boyle, and the experimental life: with a new introduction by the authors, Princeton, N.J.: Princeton University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt7sv46>

- Siefer, G. (1995). Die Institutionalisierung der Soziologie: Studienabschlüsse und Studienorte. In Schäfers, B. (Hrsg.), Soziologie in Deutschland, S. 259–273, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-95999-7_18
- Silva, E. T. und Slaughter, S. (1984). Serving power. The making of the academic social science expert, Westport, Conn.: Greenwood Press.
- Sismondo, S. (2010). An Introduction to Science and Technology Studies, 2. Auflage, Chichester, West Sussex, U.K., Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Slaughter, S. (1993). Beyond Basic Science. Research University Presidents' Narratives of Science Policy. *Science Technology & Human Values* (18), Nr. 3, S. 278–302. <https://doi.org/10.1177/016224399301800302>
- Soeffner, H.-G. (2011). Die Zukunft der Soziologie. *Soziologie* (40), Nr. 2, S. 137–150.
- Solla Price, D. J., de (1965). Networks of Scientific Papers. *Science* (149), Nr. 3683, S. 510–515. <https://doi.org/10.1126/science.149.3683.510>
- Stäheli, U. (1995). Gesellschaftstheorie und die Unmöglichkeit ihres Gegenstandes. Diskurstheoretische Perspektiven. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* (21), Nr. 2, S. 361–390.
- Stäheli, U. (1998). Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik. *Soziale Systeme* (4), Nr. 2, S. 315–399.
- Star, S. L. und Griesemer, J. R. (1989). Institutional Ecology, Translations and Boundary Objects – Amateurs and Professionals in Berkeleys-Museum-of-Vertebrate-Zoology, 1907–39. *Social Studies of Science* (19), Nr. 3, S. 387–420. <https://doi.org/10.1177/030631289019003001>
- Stehr, N. (2015). Die Freiheit ist eine Tochter des Wissens, Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-09516-1>
- Steuerungsgruppe der Pilotstudie Forschungsrating im Auftrag des Wissenschaftsrats (10.04.2008). Forschungsleistungen deutscher Universitäten und außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in der Soziologie, Köln.
- Stichweh, R. (1994). Wissenschaft, Universität, Professionen. soziologische Analysen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2006). Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer Systemtheoretischen Unterscheidung. In Tänzler, D.; Knoblauch, H. und Soeffner, H.-G. (Hrsg.), Neue Perspektiven der Wissenssoziologie, S. 151–171, Konstanz: UVK.
- Stinchcombe, A. L. (1994). Disintegrated Disciplines and the Future of Sociology. *Sociological Forum* (9), Nr. 2, S. 279–291. <https://doi.org/10.1007/BF01476366>

- Stokes, D. E. (1997). Pasteur's quadrant. Basic science and technological innovation, Washington, D.C.: Brookings institution.
- Stöltzing, E. (1974). Wissenschaft als Produktivkraft. Die Wissenschaft als Moment des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses, München: List.
- Strauss, A. (2011). Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen. Anselm L. Strauss im Gespräch mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. In Mey, G. und Mruck, K. (Hrsg.), Grounded theory reader, S. 69–78, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_3
- Streek, W. (2015). Von der Gesellschaftssteuerung zur sozialen Kontrolle. Rückblick auf ein halbes Jahrhundert Soziologie in Theorie und Praxis. Blätter für deutsche und internationale Politik (60), Nr. 1, S. 63–80.
- Strübing, J. (2004). Grounded theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-95015-4>
- Strübing, J. (2011). Zwei Varianten von Grounded Theory? Zu den methodologischen und methodischen Differenzen zwischen Barney Glaser und Anselm Strauss. In Mey, G. und Mruck, K. (Hrsg.), Grounded theory reader, S. 261–278, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_12
- Sutter, B. (2012). Wissenschaftssoziologie der Soziologie. In Maasen, S.; Kaiser, M.; Reinhart, M. und Sutter, B. (Hrsg.), Handbuch Wissenschaftssoziologie, S. 429–441, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18918-5_34
- Szacki, J. (1981). „Schulen“ in der Soziologie. In Lepenies, W. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie, S. 16–30, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tiryakian, E. A. (1981). Die Bedeutung von Schulen für die Entwicklung der Soziologie. In Lepenies, W. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie, S. 31–67, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tobey, R. C. (1971). The American Ideology of National Science, 1919–1930, London: University of Pittsburgh Press.
- Topitsch, E. (Hrsg.) (1965). Logik der Sozialwissenschaften, 2. Auflage, Köln, Berlin: Kiepenheuer&Witsch.
- Torka, M. (2009). Die Projektfähigkeit der Forschung, Baden Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845220864>
- Traweek, S. (1988). Beamtimes and lifetimes. The world of high energy physicists, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

- Treibel, A. und Selke, S. (2012). Soziologie für die Öffentlichkeit. Zwei Perspektiven auf die Initiative „DGS goes public“. *Soziologie* (41), Nr. 4, S. 398–421.
- Turner, S. P. und Turner, J. H. (1990). *The impossible science. An institutional analysis of American sociology*. Newbury Park, Calif.: Sage Publications.
- Ullrich, G. C. (1999). Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. *Zeitschrift für Soziologie* (28), Nr. 6, S. 429–447. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1999-0602>
- van de Vall, M. und Bolas, C. (1980). Applied Social Discipline Research or Social Policy Research: The Emergence of a Professional Paradigm in Sociological Research. *The American Sociologist* (15), S. 128–137.
- van de Vall, M. und Bolas, C. (1982). Using Social Policy Research for Reducing Social Problems: An Empirical Analysis of Structure and Functions. *The Journal of Applied Behavioral Science* (18), Nr. 1, S. 49–67. <https://doi.org/10.1177/002188638201800106>
- Visvanathan, S. (1997). *A carnival for science. Essays on science, technology, and development*. Delhi, New York: Oxford University Press.
- Voigt, I. (o.J.). Ein Berufsverband für angewandte Soziologie 1976–2003. Ein Überblick. URL: <https://bds-soz.de/BDS/verband/BDS-Chronik1976-2003.pdf> (Zugriff am 24.04.2019).
- Voruba, G. (2017). Die Kritikkontroverse. Probleme der Unterscheidung von Praxis und Theorie. *Soziologie* (46), Nr. 2, S. 173–190.
- Wacquant, L. J. D. (1989). Towards a Reflexive Sociology: A Workshop with Pierre Bourdieu. *Sociological Theory* (7), Nr. 1, S. 26–63. <https://doi.org/10.2307/202061>
- Wagner, P. (1990). *Sozialwissenschaften und Staat*. Frankfurt/New York: Campus.
- Wagner, P.; Wittrock, B. und Whitley, R. (Hrsg.) (1994). *Discourses on society. The shapening of the social science disciplines*, 2. Auflage, Dordrecht [u.a.]: Kluwer.
- Ward, L. F. (1907). The Establishment of Sociology. *American Journal of Sociology* (12), Nr. 5, S. 581–587. <https://doi.org/10.1086/211538>
- Weber, M. (1988[1922]). Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In Winkelmann, J. (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, S. 146–214, Tübingen: UTB / Mohr-Siebeck.
- Weber, M. (2002a). Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus [1905/05; 1920]. In Kaesler, D. (Hrsg.), *Schriften 1894–1922*, S. 150–226, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

- Weber, M. (2002b). Wissenschaft als Beruf. 1919. In Kaesler, D. (Hrsg.), Schriften 1894–1922, S. 474–511, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Wehling, P. (2014). Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis. *Soziologie* (43), Nr. 1, S. 25–42.
- Weingart, P. L. J. (2008). Wissen – Beraten – Entscheiden. Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Whitley, R. (1976). Umbrella and Polytheistic Scientific Disciplines and Their Elites. Special Issue: Aspects of the Sociology of Science. *Social Studies of Science* (6), Nr. 3/4, S. 471–497. <https://doi.org/10.1177/030631277600600309>
- Whitley, R. (1984a). The development of management studies as a fragmented adhocracy. *Social Science Information* (23), Nr. 4-5, S. 775–818. <https://doi.org/10.1177/053901884023004007>
- Whitley, R. (1984b). The Intellectual and Social Organization of the Sciences, Oxford: Clarendon Press.
- Whitley, R. (1985). Knowledge Producers and Knowledge Acquirers: Popularisation as a Relation Between Scientific Fields and Their Publics. In Shinn, T. und Whitley, R. (Hrsg.), *Expository science*, S. 3–28, Dordrecht, Holland, Boston, Hingham, MA: Kluwer Academic Publishers. https://doi.org/10.1007/978-94-009-5239-3_1
- Wingens, M. (1988). Soziologisches Wissen und politische Praxis. Neuere theoretische Entwicklungen der Verwendungsforschung, Frankfurt, New York: Campus.
- Wingens, M. und Fuchs, S. (1989). Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant? *Zeitschrift für Soziologie* (18), Nr. 3, S. 208–219. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1989-0303>
- Wingens, M. und Weymann, A. (1991). Die Verwendung soziologischen Wissens in der bildungspolitischen Diskussion, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Wissenschaftsrat (2005). Pressemitteilung vom 18. Juli 2005: Wissenschaftsrat beschließt Pilotstudie. URL: https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/pm_2205.pdf (Zugriff am 24.04.2019).
- Wissenschaftsrat (2008a). *Leitfaden zu den Datenberichten für die Bewertungsgruppe Soziologie*, Nr. Drs. 8409-08. URL: https://www.wissenschaftsrat.de/download/Forschungsrating/Dokumente/Pilotstude_Forschungsrating_Soziologie/pilot-Leitf-Datbericht-Sozio.pdf (Zugriff am 24.04.2019).
- Wissenschaftsrat (2008b). Pilotstudie Forschungsrating Soziologie. Abschlussbericht der Bewertungsgruppe, Nr. Drs. 8422-08. URL: https://www.wissenschaftsrat.de/download/Forschungsrating/Dokumente/Pilotstude_Forschungsrating_Soziologie/pilot-Leitf-Datbericht-Sozio.pdf

- www.wissenschaftsrat.de/download/Forschungsrating/Dokumente/Grundlegende%20Dokumente%20zum%20Forschungsrating/8422-08.pdf (Zugriff am 24.04.2019).
- Wittrock, B. und Wagner, P. (1996). Social Science and the Building of the Early Welfare State: Toward a Comparison of Statist and Non-Statist Western Societies. In Rueschemeyer, D. und Skocpol, T. (Hrsg.), States, social knowledge, and the origins of modern social policies, S. 90–114, Princeton, N.J., New York: Princeton University Press; Russell Sage Foundation. <https://doi.org/10.1515/9781400887408-005>
- Wolde, A. (2007). Väter im Aufbruch? Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterinitiativen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Woolgar, S. (1988). Science. The very idea, Key ideas, Chichester, London, New York: E. Horwood; Tavistock.
- Wynne, B. (2003). Misunderstood Misunderstandings: Social Identities and Public Uptake of Science. In Irwin, A. und Wynne, B. (Hrsg.), Misunderstanding science? S. 19–46, Cambridge, New York: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511563737.002>
- Zimenkova, T. (2007). Die Praxis der Soziologie: Ausbildung, Wissenschaft, Beratung. Eine professionstheoretische Untersuchung, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839405192>

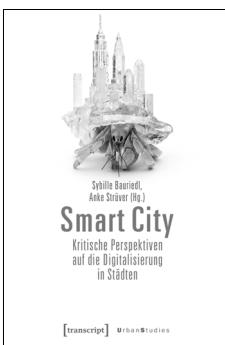
Soziologie



Juliane Karakayali, Bernd Kasparek (Hg.)
movements.

**Journal for Critical Migration
and Border Regime Studies**
Jg. 4, Heft 2/2018

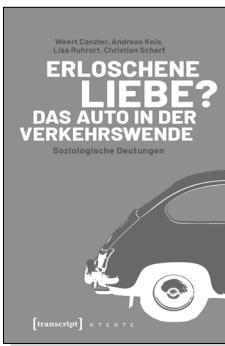
Februar 2019, 246 S., kart.
24,99 €(DE), 978-3-8376-4474-6



Sybille Bauriedl, Anke Strüver (Hg.)

**Smart City –
Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung
in Städten**

2018, 364 S., kart.
29,99 € (DE), 978-3-8376-4336-7
E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4336-1
EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4336-7



Weert Canzler, Andreas Knie, Lisa Ruhrtort, Christian Scherf

**Erlöschene Liebe?
Das Auto in der Verkehrswende
Soziologische Deutungen**

2018, 174 S., kart., zahlr. Abb.
19,99 € (DE), 978-3-8376-4568-2
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4568-6
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4568-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Gianna Behrendt, Anna Henkel (Hg.)
10 Minuten Soziologie: Fakten

2018, 166 S., kart.
16,99 € (DE), 978-3-8376-4362-6
E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4362-0



Heike Delitz
Kollektive Identitäten

2018, 160 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-3724-3
E-Book: 12,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3724-7



Anna Henkel (Hg.)
10 Minuten Soziologie: Materialität

2018, 122 S., kart.
15,99 € (DE), 978-3-8376-4073-1
E-Book: 13,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4073-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**